März 3/80 - DM 4,00

C 4143 EX

konkret

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

Italien Lire 1.900 - Holland hfl 4,80 - Österreich S 32,- Spanien Ptas 180,- - Schweden skr 12,- - Luxemburg 72,-

JANE FONDA IN »CHINA-SYNDROM«

EIN STÖRFALL FÜR DEN ATOMSTAAT

Walter Jens zum Olypmia-Boykott

DIE SUCHT NACH DEM KALTEN KRIEG

SAMSON & CO.

DER ECHTE. FRISCH AUS HOLLAND. CA. 50 ZIGARETTEN FÜR DM 3,–.

Heft 3/80

konkret

Hamburg
28. Februar
1980

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

KONKRET-Autoren:
Wolfgang Abendroth
Günter Amendt
Wolf Biermann
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Henryk M. Broder
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
F.C. Delius
Rudi Dutschke†
Bernt Engelmann
H.M. Enzensberger
Ludwig Fels
Hubert Fichte
Erich Fried
Gerd Fuchs
Max von der Grün
Karl-Heinz Hansen
Günter Herburger
A. v. Hoffmann
Jörg Huffschmidt
Walter Jens
Yaak Karsunke
Udo Lindenberg
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass
Karl. W. Pawek
Hermann P. Piwitt
L. Lombardo-Radice
Michael Scharang
Michael Schneider
Peter Schneider
Gerhard Schröder
Klaus Staeck
Winfried Thomsen
Horst Tomayer
Henning Venske
Günter Wallraff
Martin Walser
Peter Paul Zahl
Gerhard Zwerenz

FOTO: COLUMBIA

Neuer Konkret Verlag GmbH,
Rentzelstraße 7, 2 Hamburg 13
Telefon: (040) 44 32 53/54
Herausgeber:
Hermann L. Gremliza
Redaktion: Werner Heine (verantwortlich für Politik), Hartmut Schulze (verantwortlich für Kultur), Ingrid Krüger
Bildredaktion:
Hannelore Heinrichs
Layout: Peter Wippermann
Verlagsleitung:
Ulrich Alberti
Manfred Schachtschneider
Anzeigen: (verantwortlich für den inhalt) Ulrich Alberti

Jahresabonnement DM 48,—
frei Haus incl. Mehrwertsteuer,
im Ausland zusätzlich Porto,
Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Pressevertrieb,
Wendenstraße 27-29
Postfach 10 16 16, 2 Hamburg 1
Telefon (040) 24 86 1
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 22 vom 1.1.1978
Hamburger Sparkasse
Konto-Nr. 1238/120784
Postscheck-Konto Hamburg
Konto-Nr. 384030-202
Druck: Jungfer, Herzberg
Vertrieb: IPV Inland
Presse Vertrieb GmbH

KONKRET-intern 4
Briefe 4

Rudolf Bahro
»Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden« 6
Magazin 8
Radikalauer von Winfried Thomsen 9

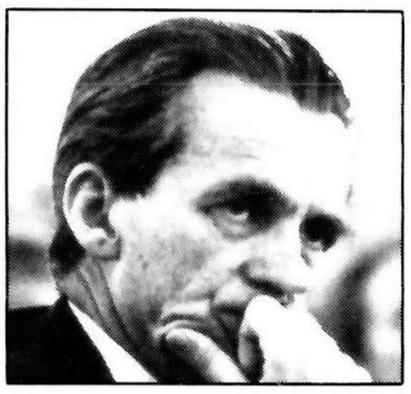
POLITIK

Walter Jens
Die Sucht nach dem kalten Krieg 10
Otto Köhler fordert
Olympiade nach Guatemala! 12
KONKRET-Interview mit Otelo Carvalho
Robin Hood und die Kraft der Volkseinheit 13
Bernd C. Hesslein
General-Abrechnungen 14
KONKRET-Interview mit General Bastian
»Geredet wird nur im Kasino« 16
Bonn-Journal von Werner Heine 18
Henryk M. Broder
Verstehst du das, Graham? 20
Walter Boehlich
Wider die Wöchner der Brüderlichkeit 22
Peter Neuhauser
Von ihren Träumen wird nichts bekannt 24

KULTUR

Hartmut Schulze über das »China Syndrom«
Verraten und doch gut verkauft 31
Peter O. Chotjewitz
Soviel Liebe, Glück und Frieden 34
Peter-Paul Zahl
Die Weizenspekulanten der deutschen Kriminologie 37
Regine Walter-Lehmann war bei der neuesten Brasch-Premiere
Noch ein Dichterschicksal 38
Karl W. Pawek zur Rundfunk-Diskussion
Hören wir auf, eine Fiktion zu verteidigen 40
Thomas Rothschild's Filmtip
Es war einmal, 1968 41
»Stern« gegen »Emma« — ein Prozeßbericht von Ingrid Klein
Wo warst du, Henri? 42
Willi Bremkes im Bhagwan-Ashram
Poona in Bonn 44
Henning Venske auf Feind-Tourismus
Liebesgrüße nach Moskau 48
KONKRET-Markt 49
Plattenkritik von Thomas Rothschild
Biermanns Fratzen und eine Vogue-Maske 54
Bildergeschichte von Marie Marcks
Wenn alle Blümlein stinken
KONKRET ex-press

Die Sucht nach dem Kalten Krieg



PEN-Präsident Walter Jens sieht im Boykott-Geschrei um die Olympiade in Moskau eine neue Zerstörung der Vernunft Seite 10

General-Abrechnungen

Gert Bastian, der strafversetzte Bundeswehr-Generalmajor, präzisiert in einem KONKRET-Interview seine Kritik an den Atom-Rüstungs-Programmen von Bonn und Brüssel. Dazu ein Kommentar von Bernd C. Hesslein Seite 14

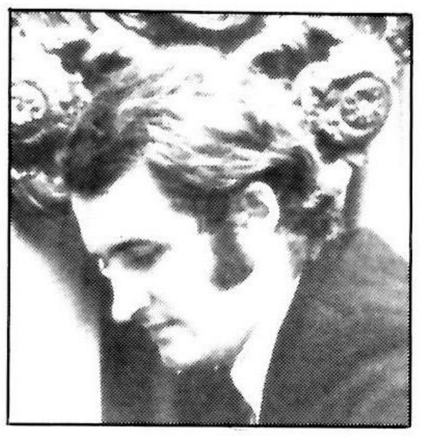
Soviel Liebe, Glück und Frieden

Elf Stunden war Peter-Paul Zahl »draußen«: zur Literaturpreis-Verleihung in Bremen. Peter O. Chotjewitz folgte seiner »Ausführung« Seite 34

Poona in Bonn

Die rabiate Sekte des Bhagwan Shree Rajneesh beginnt, die Bundesrepublik zu poonalisieren. Willi Bremkes war in ihrem Bonner Tempel und hat sich ihren Reklamefilm »Ashram in Poona« angesehen Seite 44

Liebesgrüße nach Moskau



Henning Venske hat sich eine Pudelmütze gekauft und ist mitten im Kalten Krieg in die Sowjetunion geflogen. Sein Reisebericht steht auf Seite 46

konkret-intern

Many happy returns!

KONKRET gratuliert: seinen Autoren Peter-Paul Zahl, Günter Wallraff und Günter Herburger. Für seinen Roman »Die Glücklichen« hat Zahl in Bremen den »Förderpreis für Literatur der R.A.-Schröder-Stiftung 1980« erhalten (Peter O. Chotjewitz berichtet in diesem Heft über die Preisverleihung), Herburger und Wallraff in Hannover den erstmals vergebenen Gerrit-Engelke-Preis. Offizielle Ehrungen an linke Autoren stimmen bedenklich, aber die Christen-Union und ihre Zeitungen haben jeden Skrupel zerstreut: Ein »skandalöser Mißgriff« und ein »Gipfel an Geschmacklosigkeit« ist für

Wallraff (r.), Herburger und Hannovers OB Schmalstieg (l.) bei der Eintragung ins Goldene Buch von Albrechts Landeshauptstadt. Textprobe: »Ich bedanke mich für den Preis und sehe darin für mich ein kleines Stück staatlicher Hilfe im Kampf (u.a.) gegen die Rufmörder in Politik und Monopolpresse, Günter Wallraff«

Foto: Günter Zint

die niedersächsische CDU die Entscheidung der Gerrit-Engelke-Jury. Zu behaupten, daß hier mit Wallraff ein »Gegner der freiheitlich-demokratischen Grundordnung« geehrt wurde, ist ihr allerdings inzwischen gerichtlich untersagt. Und auch die Verwirrung, die durch Walter Kempowskis Mitgliedschaft in der Bremer Jury entstand, konnte bald aufgelöst werden. Axel Springers Lieblings-Dichter ließ die »Welt« melden, daß er Peter-Paul Zahl »kaum für preiswürdig« halte, bei der Jury-Entscheidung habe er nicht mitgewirkt.

Der lange Jamahiria

Auf unsere Journalisten-Ehre: Kein KONKRET-Redakteur weiß bis heute, was ein oder eine »Volksjamahiria« ist (außer, daß es etwas »Sozialistisch-lybisch-arabisches« ist). Und dann werfen uns Leser vor, dafür Propaganda zu machen. Dabei hat doch der, die oder das Jamahiria nur für sich selbst Reklame gemacht, hat über ein Bonner Büro einen 16-seitigen Beihefter für die Februar-Ausgabe geordert und bezahlt. Und einen Radikalenerlaß für Anzeigenkunden kann und will sich KONKRET wirklich nicht leisten.

Martin hat nicht genug gestachelt

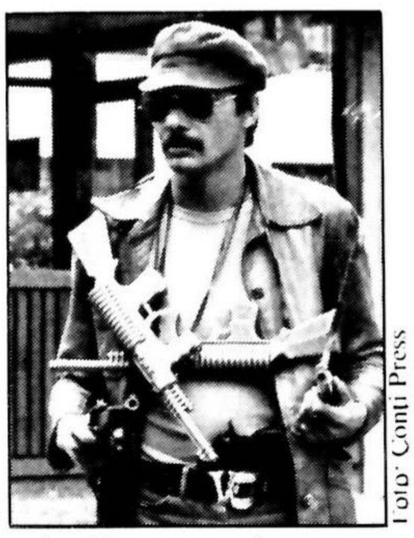


Foto: Conti Press

Im August 1979 hatte Hermann L. Gremliza Strafanzeige gestellt gegen Paul C. Martin, Kolumnist der »Welt am Sonntag«, — wegen Aufforderung zum Angriffskrieg (Paragraph 80 a Strafgesetzbuch). Martin hatte in einem Wirtschaftsdienst unter anderem geschrieben: »Noch ist die Fahrt in eine neue Wirtschaftskrise zu stoppen: mit mititärischen Mitteln.« Oder: »Die Antwort kann nur lauten: Einmarsch.« Oder: »Die Besetzung der wichtigsten Ölfelder ist bestenfalls ein Kommandounternehmen, wobei die Araber bei ihrer bekannten Kriegstüchtigkeit wahrscheinlich sofort kapitulieren werden.«
Nachdem Volksvertreter wie Dregger oder Wörner ähnlich lautende Erklärungen abgegeben haben, hätte auch Gremliza kapitulieren können. Aber die Begründung der Einstellung des Ermittlungsverfahrens mußte abgewartet werden. Das Warten hat sich gelohnt. Dem Staatsanwalt Detken beim Hamburger Landgericht ist folgendes eingefallen, um die Erhebung der öffentlichen Anklage abzuwenden: »Weder Ihrer Strafanzeige noch dem beanstandeten Artikel sind Formulierungen zu entnehmen, die als 'Aufstacheln zum Angriffskrieg'... zu werten sind.« Folgt eine Seite Erläuterung, die so endet: »Bei den von dem Beschuldigten gewählten Formulierungen ist festzustellen, daß sie weder gesteigert noch nachhaltig auf Sinne und Gefühle anderer einzuwirken geeignet sind.« Na schön, der Martin war noch nie ein guter Schreiber.

Briefe

Vorwärts und die SPD vergessen

KONKRET 2/80: Günter Jansen zum SPD-Parteitag

Nicht nur wegen Berlin, aber auch deswegen. Leider habe ich Günter Jansen nie persönlich kennengelernt, aber ich habe Respekt vor dem, was er tut. Gerade deshalb halte ich aber auch eine Erwiderung auf seinen Artikel im Februarheft für notwendig.
Ich habe mit anderen Genossen Silvester 79 die SPD verlassen. Wir alle waren in Funktion oder Ämtern für die SPD aktiv und der Austritt ist uns bestimmt nicht leicht gefallen. Wir sehen diesen Rückzug aus der SPD als eine politische Handlung und so ist er auch verstanden worden.
Den warnend erhobenen Zeigefinger von Günter Jansen kann ich verstehen. Wir selbst sind jahrelang damit herumgelaufen. Es war schmerzlich festzustellen, daß wir damit kein bißchen glaubwürdiger wurden. Weil jetzt die Frage heißt: Wie soll es weitergehen?, gab es für uns nur den Weg — raus aus der SPD.
Wenn die SPD überhaupt wieder zurückfindet zu ihrer ursprünglichen Perspektive, (die Walter Jens auf dem Berliner Parteitag so formulierte: »Beides zusammen, der Kampf für die sozialen und politischen Grundrechte des Menschen und für den Frieden ...«), so nur durch Druck.
Jahrelang haben wir versucht, in der SPD Mehrheiten zu finden, und es kamen auch ein paar mehr auf unsere »Spielwiese«. Das war so schön, daß wir gar nicht merkten, wie die Mauern um uns (die genannten Sachzwänge) immer höher und dicker wurden. Manchmal wurden wir vorgezeigt, vor allem vor Wahlen, wenn es galt, das kleinere Übel deutlich zu machen. Ein paar Kunden mehr, und das Geschäft ging weiter. Kein Wunder, daß sich viele Funktionäre wie Prokuristen der SPD aufführen.
Wenn ich richtig informiert bin, sind zwei Drittel der SPD-Mitglieder nach 1969 der Partei beigetreten. Es gab was zu holen — Ehre, Pfründe und Macht.
Wenn Günter Jansen der Meinung ist, daß es noch mehr Gründe gibt für die SPD, außer »Schmidt statt Strauß«, soll er sie nennen und deutlicher machen.
Für uns bleibt nur noch der Druck von außen.

HEINZ GUTMANN
OPPENHEIM

Ghetto-Onanierer

KONKRET 2/80: Henning Venske schrieb zum Gründungskongreß der Grünen: »Das geile Geiern auf die fünf Prozent«

Ist Henning Venske auf einmal ein anderer geworden? Soweit ich mich erinnern kann, hat er doch selbst bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen 1978 gegeiert, über die fünf Prozent zu springen. Die Bunte Liste ist schließlich zu diesem Zweck gegründet worden: ins Parlament zu kommen. Die Gründung der Grünen geschah aus demselben Grund. — Venske sagt in Karlsruhe, die Grünen würden sich das linke Bein abschneiden, wenn sie ihn und die anderen 249 autonomen Delegierten nicht zuließen. — Was für ein Quatsch! Satte 40% der Delegierten waren Linke reinsten Wassers. Wenn sie zu den Jusos der Grünen werden, dann wegen der 250, die draußen standen. Zusammen mit ihnen als ordentliche Delegierte wäre alles klar gegangen. Was aus den Grünen wird, liegt weiterhin bei der Linken. Dazu muß sie allerdings in den Grünen präsent sein. Von draußen mosern hilft da nicht weiter.

SEHNDE

Zu Beginn der Bremer Bürgerschaftswahlen bewarben sich *vier* grüne/alternative Parteien (»Alternative« + »Grüne« + »Alternative Grüne« + »Union konkreter Umweltschützer«), zur Freude der SPD, um das seit der Europa-Wahl bestehende Bremer Stimmenpotential. Nicht durch Einsicht, sondern durch die Nichtzulassung durch den Wahlleiter blieben zwei, die Alternativen und die Grünen übrig. Während des Wahlkampfes und noch heute kämpfen hier in Bremen die Alternativen in erster Linie gegen die Grünen und nicht gegen SPD/CDU/FDP, jüngstes Beispiel ein »alternativer« Hetzartikel im CDU-Parteiblatt »Weser-Report«.
Meine Hoffnungen stützten sich auf eine von Bahro, Steffen und Hoss getragene Alternative und wenn noch soviel Dreck von »Weser-Report« bis KONKRET geworfen wird. Die »Alternativen« können weiter in ihrem Ghetto onanieren, bis sie heilig gesprochen werden.

HORST TERASKE
BREMEN

Der Beitrag von Henning Venske über den Gründungskongreß der Grünen läßt für mich viele Fragen unbeantwortet: Wenn er will, daß die Grünen

sich als Partei konstituieren, warum ist er dann gegen die so heiß debattierten »Unvereinbarkeitsbeschlüsse?«? Will er ernsthaft Parteimitglieder der Grünen, die gleichzeitig Mitglied des »KB«, »KBW« oder der »KPD« sind? Was passiert denn, wenn Parteigrundsätze der Grünen und einer K-Gruppe sich widersprechen? Soll das Doppelmitglied dann schizophren werden und heute so, morgen aber genau andersrum argumentieren?

RAINER MENKE
BREMERHAVEN

Ärgerlich finde ich, daß Euch zur Gründungsversammlung dieser Partei nichts anders einfiel als dieser polemisch unsachliche Bericht eines Mannes, der sich in Karlsruhe sogar dazu verstieg, das Verbot der Doppelmitgliedschaft mit den Berufsverboten in der BRD zu vergleichen. »Die Freiheit stirbt zentimeterweise«, schreibt er melodramatisch, da er laut Satzung der Grünen nicht mehr gleichzeitig in mehreren politischen Parteien sein darf. Ein wahrlich schwerwiegendes Problem für einen BRD-Linksintellektuellen angesichts der gegenwärtigen Weltlage.
Aber er hat gleich darauf einen Trost parat: »Wir repräsentieren hier die Mehrheit, wie sind doch die 130.000 von Hannover ...« Wer ist eigentlich »Wir«? Vielleicht übt sich Venske einmal in Basisdemokratie und überläßt das den 130.000 selbst. Dafür unterschlägt er die wirklich wichtigen Punkte dieser Satzung: Das Verbot, daß grüne Mandatträger keine Berater- oder Aufsichtsratsposten haben dürfen, sowie das Verbot der Ämterhäufung.
»Ich trete da nicht ein. Das ist doch eine stinknormale Partei«, zitiert er Walter Mossmann. Der hat hierzu inzwischen selbst Stellung bezogen: »Was sich da gegründet hat, ist eine Partei, und wenn ich in Karlsruhe gesagt habe, eine stinknormale, dann war das nicht als Beleidigung gemeint, sondern als Widerspruch gegen die Spinnereien. Ich finde, die Linke hat sich in Karlsruhe mächtig blamiert ...« In der Tat, Henning Venske.

MANFRED ENGELBART
KRONBERG

Schludrig

KONKRET 2/80: Ulf Matthias Engberg schrieb über die Erfindung des Wortes »Nachrüstung«

Nicht ich habe das Wort »Nachrüstung« am 27. August 1979 im »SPIEGEL« in die Welt gesetzt - es war sehr viel früher da. Schon am 11. beziehungsweise 14. August vergangenen Jahres war es beispielsweise in den Schlagzeilen der »FAZ« und der »Süddeutschen« zu finden. Und Bundeskanzler Schmidt hat das Wort »Nachrüstung« bereits am 4. Juli 1979 in der 167. Sitzung des Bundestages (Plenarprotokoll 8/167, Seite 13318) benutzt. Engberg, dem Gründlichen, müßte auch aufgefallen sein, daß ich das Wort »Nachrüstung« in den letzten Monaten nach Möglichkeit vermieden habe, weil ich - wie Dieter S. Lutz in KONKRET - diese These von der sowjetischen »Vorrüstung« nicht akzeptiere.
Wie wär's also mit einer Entschuldigung Engbergs für den Vergleich mit Goebbels im letzten Absatz seiner Geschichte? Schludrigkeit kann ich nachsehen, eine Beleidigung nicht.

DIETHELM SCHRÖDER
KÖNIGSWINTER

Das Beste

In KONKRET 1/80 schrieb Hermann L. Gremliza über Afghanistan: »Wird Moskau badisch?«

Ich bin Arbeiter und kapier manches nicht von eurem Zeug. Aber das mit Afghanistan war gut.

GEORG HINRICHS
OBERJOSBACH

Ich kann Hermann L. Gremliza alles in allem eigentlich nicht ausstehen (siehe Express), aber wenn er Lichtblicke erzeugt, indem er solche Artikel wie »Wird Moskau badisch?« schreibt, dann sei ihm verziehen! Ich habe schon nicht mehr geglaubt, daß noch irgendjemand meine Meinung betreffs Afghanistan teilt, da erscheint eben jener Artikel. Für mich ist KONKRET ab sofort wieder politisch glaubwürdig! Es muß mal einigen Leuten klargemacht werden, daß Imperialismus auch auf leisen Sohlen kommen kann. Beispiel: die Berichterstattung unserer Medien über Afghanistan. Überall diese bösen, bösen Russen mit ihren gefährlichen Panzern! Was soll denn das. Warum haben die Medien die Amis in Vietnam damals nicht derart dargestellt, das wäre ja wohl näher an der Wahrheit gewesen. Wenn diesem Kriegstreiber Carter nicht bald das Handwerk gelegt wird, dann schlittern wir »voll Rohr« in einen »heiligen« 3. Weltkrieg. Linke, in der BRD, Schweiz usw. nehmt endlich eure Finger aus eurem Arsch! Gegen alles gibt es Resolutionen, Demos, aber wenn die Amerikaner unser aller (auch der Freaks im grünen Freiraum!) Frieden ernstlich bedrohen, dann kräht kein Hahn danach, schon gar kein Linker. Erwacht endlich!

HANS FERRARI
ZÜRICH

Der Artikel »Wird Moskau badisch?« wurde von mir und meinen Kollegen von der belgischen Gewerkschaft FGTB sehr geschätzt. Wir stimmen mit der Analyse voll überein.

MATHIEU ARIMONT
LONTZEN

Gremliza legt den KONKRET-Lesern den Eindruck nahe, die »Resolutionäre« (zu denen ich gehöre) seien weltfremde Gefühlslinke, die sich »in Minikulturen zurückgezogen« haben, von dort aus ohnmächtigkernige Erklärungen von sich geben, auf US-Argumente hereinfallen und sich nicht für den notwendigen Kampf gegen den atomaren Rüstungswahn hierzulande interessieren.
Ich weiß nicht, wen Gremliza hier ins Auge gefaßt hat. Was die Unterzeichner der von ihm zitierten Stellungnahme angeht, so passen sie in die von Gremliza gegebene Charakteristik nicht hinein. Keiner der Unterzeichner hat sich heute in eine »Minikultur« zurückgezogen. Zur Sache: Es gibt leider keinen Grund, die Gefahr einer völkermörderischen Politik nur deshalb auszuschließen, weil Staaten, die hier zur Debatte stehen, sich selbst als sozialistisch definieren. Wer auf Gefahren der sowjetischen Politik hinweist, ist deshalb noch kein Nachbeter der US-Propaganda. Man kann sehr wohl den Zusammenhang zwischen NATO-»Nachrüstung« und dem sowjetischen Vorgehen in Afghanistan sehen (den sehen wir auch) und dennoch dieses sowjetische Vorgehen ablehnen. Wer sich auf die von Gremliza gelobte »Rationalität« des internationalen Machtkalküls im Stile von G.F. Kennan einläßt, wird gedanklich und praktisch unfähig, dem Rüstungswahn etwas entgegenzusetzen. Der von interessierten Kräften geschürten Kriegspsychose im Westen und in der Bundesrepublik kann man wirksam nicht entgegenarbeiten, indem man die UdSSR als Unschuldslamm erscheinen läßt, sondern nur, indem man die Dinge beim Namen nennt — die im Osten und die im Westen.

ARNO KLÖNNE
PADERBORN

In meinem Brief vom 23.10.79 habe ich kübelweise Verwünschungen über KONKRET ausgeschüttet. Die Fairness erfordert es nachzutragen, daß mir die folgenden Hefte, besonders das Dezemberheft, viel besser gefallen haben. Da fühlte man sich richtig wieder an alte Zeiten erinnert. KONKRET danken möchte ich für die Afghanistan-Analyse. Das war ein Artikel, wie ich mir viele wünsche. Den großen Durchblick bezogen auf Fakten und falsches Bewußtsein könnten auch andere Themen noch stärker vertragen. Leider war mir der Artikel viel zu kurz. Vor allem zwei Punkte hätte ich gern ausführlicher gehabt:
1) Jugoslawien (die Rolle der USA vom 49-Prozent-Eigner und Kreditgeber der Touristik bis zum kroatischen Bürgermeister von Chicago.)
2) Das Nachgeben Bonns gegenüber den USA. Wie weit ist Bonn vertraglich verpflichtet, mit den USA mitzugehen, welche Machtmittel haben die USA, Gehorsam zu erzwingen, was würde passieren, wenn Europäer sich querlegen und sagen: o.k., dann zieht eben eure Truppen ab?

HENNING SONNENBERG — KÖLN

Es war mir einfach zu laut, das Propagandageschrei der konzentrierten westlichen Medien, die nichts als Empörung gegen die UdSSR produzierten. Keine relativierende, keine informierende Stimme war zu vernehmen. Erst der »Stern« vom 31.1.80 brachte ein Interview mit Falin und Sagladin (ZK-KPdSU), das für mich wichtige Informationen enthielt. In der am gleichen Tage erschienenen Zeitschrift KONKRET 2/80 findet sich ein lesenswerter Kommentar zu diesem Thema. Nach Lektüre beider Artikel muß die einhellige UdSSR-Schelte wohl revidiert werden: Wer SALT II verhindert und stattdessen »nachrüstet«; wer von Pakistan operierende Rebellen unterstützt, dessen dröhnendes Empörungsgeschrei ist heuchlerisch, hohl und hochexplosiv. Mehr denn je gilt jetzt: Abrüstung, Nichteinmischung, Entspannung — für *ALLE!*

LARS GRÜTERIG
HAMBURG

Es ehrt KONKRET, daß sich die Redaktion nicht an der von Carter inszenierten und auch bei uns weithin übernommenen hysterischen Anti-Sowjetunion-Kampagne beteiligt. Nicht Sanktionen, Boykott und zusätzliche Rüstung sind das Gebot der Stunde, sondern Rückkehr zur Sachlichkeit und Fortsetzung der Entspannung.

GERHARD WEBER (FDP)
Vorsitzender der Gesellschaft BRD-UDSSR
HAMBURG

»Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden«

Hermann L. Gremliza hat im letzten Heft die Meinung von KONKRET ZU Afghanistan dargestellt. Nach Redaktionsschluß schickte uns Rudolf Bahro diesen Kommentar. Wir dokumentieren

SEINERZEIT habe ich gedacht, und auch geschrieben, die militärische Polizeiaktion gegen die Prager Reform sei das größte Verbrechen der Sowjetführer seit dem II. Weltkrieg gewesen. Das ist jetzt nur noch so weit richtig: Wenn wir damals durchgekommen wären, in Prag, und dann auch in Warschau, gar in Berlin, Hauptstadt der DDR, und wenn es dann in Moskau wenigstens eine Spur der Anpassung an eine solche neue Realität in der westosteuropäischen Peripherie gegeben hätte — dann gäbe es jetzt nicht den Einmarsch in Afghanistan. Was auch immer sich der Rat der Ältesten im Kreml dabei gedacht haben mag: Das ist ein Verbrechen gegen den Frieden weit über Afghanistan hinaus, weit über die Stunde von Kabul hinaus. Das ist ein Verbrechen gegen Entspannung und Abrüstung. Das stellt die Niederwerfung des Prager Frühlings in den Schatten. Das übertrifft auch Dengs unverschämte »Lektion« für Vietnam.

Damals, 1968, hatte der schamlose Bruch des Völkerrechts eine für die ganze Weltöffentlichkeit einsehbare defensive Motivation. Die Novotnys in allen Ländern des sowjetischen Blocks zitterten um ihre Machtpositionen, erschrocken bis ins Mark und bis ins Moskauer Zentrum. Indem sie deshalb schon seit dem Frühjahr 1968 ihre militärischen Muskeln spielen ließen, erzeugten sie selbst jene Stimmung in der Tschechoslowakei, die später zum Ausscheiden des Landes aus dem Warschauer Pakt hätte führen können. Immerhin war das Land ein angestammtes Mitglied der »sozialistischen Gemeinschaft«. Es wies, bei allen Unterschieden, dieselbe soziale und politische Grundstruktur auf. Die Sowjetunion hatte hier — vor dem Hintergrund ihrer Opfer für die Befreiung der Tschechoslowakei im Kampf gegen Hitler-Deutschland — etwas zu verlieren. Deshalb hat die Intervention von 1968 zwar — und das bleibt von keinem anderen Standpunkt so unverzeihlich wie von unserm — eine Hoffnung aller Demokraten und Sozialisten zerschlagen. Aber wenigstens direkt den Frieden und das Überleben gefährdet hat sie nicht.

Alle Schicksalsfragen der Menschheit hängen an Frieden, Entspannung und Abrüstung. Jetzt zeigt uns die Intervention in Afghanistan, daß diese Werte und Ziele nicht an erster Stelle der sowjetischen Aspirationen stehen, daß man bereit ist, Mittel anzuwenden, die diesen Werten und Zielen demonstrativ ins Gesicht schlagen. Diese Aktion kann keine andere Folge haben, als die Psychologie des Wettrüstens in aller Welt zu nähren. Sie greift treibend in den verhängnisvollen Prozeß ein, in dem in verhältnismäßig kürzester Frist die Lebensgrundlagen der Menschengattung auf dieser Erde vernichtet werden.

Afghanistan kann das Vietnamabenteuer einer sowjetischen Führung werden, die so unverhüllt wie niemals zuvor das Gesicht des Großmachtchauvinismus, des bürokratischen Imperialismus zeigt. Und äußerst bedenklich: diese Leute leben in ihrer Isolation vom eigenen Volk so wenig in der Welt, wie sie jetzt wirklich ist, daß sie aufrichtig vor dem Spiegel erschrecken, in dem sie sich wiedererkennen müssen. Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden. Ich würde glauben, wenn man mir erzählte, daß dort wieder irgendeiner heult. Dabei ist alles darauf angelegt, den Rest an Vertrauen zu zerstören, das sich an das nichtkapitalistische Fundament, an den objektiven Auftrag der Sowjetunion klammert, dem Aufstieg der Unterentwickelten Deckung zu bieten.

Im Sommer 1968 haben wir gehofft, sie werden es nicht wagen; für unwahrscheinlich gehalten haben wir ihren Einmarsch nicht — aus den angeführten Gründen. Afghanistan nun durften wir zwar schon nicht mehr für unmöglich halten. Aber für wahrscheinlich halten mußten wir es nicht. Wir wurden eines Schlimmeren belehrt. Es ist, als wollte das Moskauer Politbüro den Chinesen und dem Herrn Strauß bestätigen: Ihr habt uns richtig gesehen. Diese in summa viel zu alten Männer im Kreml *mußten* wissen, daß ihre Aktion das Klima für Entspannung und Rüstungsbegrenzung zerstört, daß sie der Rüstungslobby der anderen Seite schlagende Argumente für den freilich sowieso geplanten Einstieg in die nächste Runde Wettrüsten liefert. Sie *mußten* wissen, daß sie dem freilich schon ebenso bereitliegenden Aufmarschplan der anderen Seite für die »Sicherung der Ölquellen« die letzte Weihe geben. Aber es ist offensichtlich: Sie rechnen nicht einmal mehr am Rande mit dem psychologischen Faktor einer tendenziell doch deutlich progressiven öffentlichen Meinung, mit dem Widerstand zahlloser Menschen auf dieser Seite der Blockgrenze gegen ein hemmungsloses Spiel der Machtinteressen. Ihr Partner ist allein das Pentagon. Sie bringen es dahin, daß sich die Objekte der großen Ausbeutung, die Länder der Dritten Welt, mit einer Hand gegen Moskau wehren müssen statt mit zwei Händen gegen Washington und die NATO. Mit diesem Einmarsch fungieren sie ohne Einschränkung als Komplicen der Weltreaktion. Sie nehmen die Rolle an, die wir ihnen nicht und immer noch nicht zuschreiben wollen: eine der beiden Supermächte zu sein, die auf dem Rücken der Völker ihre tödliche Rivalität austragen.

Wie ist es zu der Tragödie des afghanischen Volkes gekommen? Seit über 20 Jahren hat die Sowjetunion dort im Geiste jenes Wechselbalges von (objektiver) antiimperialistischer Solidarität und immer konventionellerer Machtpolitik Positionen für sich aufgebaut. Die inneren Widersprüche des überaus rückständigen Landes waren tief genug, um eine autonome nationalrevolutionäre Widerstandsbewegung hervorzubringen, die unter den dortigen Bedingungen nur in der Intelligenzija — einschließlich der militärischen — ihren Kern und ihre Spitze haben konnte. Der große Nachbar aber hat — wenn nicht direkt, denn jedenfalls indirekt — vorsteuernd und deformierend eingewirkt. Die Konstellation hat der afghanischen Avantgarde das Modell und den falschen Zeitplan nahegelegt. 1978 haben Nur Mohammed Taraki und seine Genossen keine Revolution gemacht, sondern einen Putsch veranstaltet, um ihrem Volk dann die probate Revolution von oben zu bescheren. Sie haben — wohlmeinend, wie ich denke — eine Agrarreform dekretiert, die den Lebenszusammenhang der Bauern zerstörte, so daß sie mit dem zugewiesenen Land nichts gewonnen hatten. Effektiv haben sie die afghanischen Bauern in ein ähnliches Schicksal gestürzt, wie es den Bauern des Iran unter der Diktatur des Schah zuteil wurde. Die geplante Beglückung schlug dem ganzen Land und Volk zu unabsehbarem Unglück aus.

Die afghanische Partie war schon in dem Augenblick verloren, als man sie eröffnete, schon im Hinblick auf die gleichzeitig iranische Revolution, die dem islamischen Widerstand, der sich nun natürlich mit dem traditionellen Mächten verbindet, einen unschlagbaren Rückhalt gibt. Nicht an die Amerikaner, an die Moslems werden die Interventen Afghanistan verlieren. Und man muß ihnen diese Lehre wünschen. Anders als beim Prager Frühling handelt es sich hier um einen schwerwiegenden Fehler selbst vom Standpunkt der orthodoxesten Apparatinteressen. Daher kann Kabul direktere innenpolitische Folgen haben. Es ist noch gar nicht abzusehen, wohin der Wahnsinn führen kann, Öl in das islamische Feuer zu gießen. Kabul unterstreicht, die Völker der Sowjetunion und ihrer Verbündeten müssen ihre Novotnys in Rente schicken und ihren ganzen politischen Überbau grundlegend umbauen. Und linke Organisationen im Westen müssen sich schnell vor verantwortlichen Politikern entlasten, die den sowjetischen Führern bis in ihr afghanisches Abenteuer hinein Rückendeckung geben. Wer diese Intervention gutheißt, zeigt, daß er Fleisch vom Fleische der bürokratischen Apparatherrschaft ist.

Im übrigen bin ich der Meinung, daß den Kräften der Vernunft hier im Westen jetzt eine große Verantwortung zufällt: die von den herrschenden Kreisen der USA und der Sowjetunion betriebene Eskalation der Spannung in keiner Weise zu unterstützen und speziell in der Bundesrepublik die in der besten Zeit der sozialliberalen Koalition durchgesetzte Politik der Ostverträge zu verteidigen. Frieden, Entspannung und Abrüstung — jetzt erst recht! □

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen. In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder von diesen Klassen wieder besondere Abstufungen. Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt. Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei grosse feindliche Lager, in zwei grosse, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat. Aus den Leibeigenen gingen die Pfahlburger der ersten Städte hervor: daraus entwickelten sich Elemente der Bourgeoisie. Die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas schufen der Bourgeoisie neues Terrain. Der ostindische und chinesische Markt, die Kolonisierung von Amerika, der Austausch mit den Kolonien, die Vermehrung der Tauschmittel und der Waren überhaupt gaben dem Handel, der Schiffahrt, der Industrie einen nie gekannten Aufschwung und damit dem revolutionären Element in der zerfallenden feudalen Gesellschaft eine rasche Entwicklung. Die bisherige feudale oder zünftige Betriebsweise der Industrie reichte nicht mehr aus für den mit neuen Markten anwachsenden Bedarf. Die Manufaktur trat an ihre Stelle. Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Korporationen verschwand vor der Teilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst. Aber immer wuchsen die Märkte, immer stieg der Bedarf. Auch die Manufaktur reichte nicht mehr aus. Da revolutionierten Dampfmaschinen die industrielle Produktion. An die Stelle der Manufaktur trat die moderne grosse Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois. Die grosse Industrie hat den Weltmarkt hergestellt, den die Entdeckung Amerikas vorbereitete. Der Weltmarkt hat dem Handel, der Schiffahrt, den Landkommunikationen eine unermessliche Entwicklung gegeben. Diese hat wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt, und in demselben Masse, worin Industrie, Handel, Schiffahrt, Eisenbahnen sich ausdehnten, in demselben Masse entwickelte sich die Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Kapitalien, drängte sie alle vom Mittelalter her überlieferten Klassen in den Hintergrund. Wir sehen also, wie die moderne Bourgeoisie selbst das Produkt eines langen Entwicklungsganges, einer Reihe von Umwälzungen in der Produktions- und Verkehrsweise ist. Jede dieser Entwicklungsstufen der Bourgeoisie war begleitet von einem entsprechenden politischen Fortschritt. Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren, bewaffnete und sich selbst verwaltende Assoziation in der Kommune, hier unabhängige stadtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie, dann zur Zeit der Manufaktur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie, Hauptgrundlage der grossen Monarchien überhaupt, erkampfte sie sich endlich seit der Herstellung der grossen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschliessliche politische Herrschaft. Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschafte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet. Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen Verhaltnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose «bare Zahlung». Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spiessburgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertrankt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt. Die Bourgeoisie hat dem Familienverhaltnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt. Die Bourgeoisie hat enthullt, wie die brutale Kraftausserung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trägsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als agyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzuge. Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der altenProduktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller fruheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustande, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelost, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknochern konnen. Alles Standische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nuchternen Augen anzusehen. Das Bedurfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muss sie sich einnisten, uberall anbauen, uberall Verbindungen herstellen. Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumation aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum grossen Bedauern der Reaktionare den nationalen Boden der Industrie unter den Fussen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhangigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur. Die Bourgeoisie reisst durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schiesst, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhass der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzufuhren, d.h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde. Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevolkerung gegenuber der ländlichen in sehr hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den zivilisierten, die Bauernvölker von den Bourgeoisievölkern, den Orient vom Okzident abhangig gemacht. Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevolkerung auf. Sie hat die Bevölkerung agglomeriert, die Produktionsmittel zentralisiert und das Eigentum in wenigen Handen konzentriert. Die notwendige Folge hiervon war die politische Zentralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zollen wurden zusammengedrangt in eine Nation, eine Regierung, ein Gesetz, ein nationales Klasseninteresse, eine Douanenlinie. Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskrafte geschaffen als alle vergangnen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schosse der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten. Wir haben also gesehn: Die Produktions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft also produzierte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in ebenso viele Fesseln. Sie mussten gesprengt werden, sie wurden gesprengt. An ihre Stelle trat die freie Konkurrenz mit der ihr angemessenen gesellschaftlichen und politischen Konstitution, mit der ökonomischen und politischen Herrschaft der Bourgeoisklasse. Unter unsern Augen geht eine ähnliche Bewegung vor. Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen. In den Handelskrisen wird ein grosser Teil nicht nur der erzeugten Produkte, sondern der bereits geschaffenen Produktivkrafte regelmässig vernichtet. In den Krisen bricht eine gesellschaftliche Epidemie aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wäre – die Epidemie der Überproduktion. Die Gesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt; eine Hungersnot, ein allgemeiner Vernichtungskrieg scheinen ihr alle Lebensmittel abgeschnitten zu haben; die Industrie, der Handel scheinen vernichtet, und warum? Weil sie zuviel Zivilisation, zuviel Lebensmittel, zuviel Industrie, zuviel Handel besitzt. Die Produktivkräfte, die ihr zur Verfugung stehn, dienen so nicht mehr zur Beförderung der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse; im Gegenteil, sie sind zu gewaltig für diese Verhältnisse geworden, sie werden von ihnen gehemmt; und sobald sie dies Hemmnis überwinden, bringen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft in Unordnung, gefährden sie die Existenz des bürgerlichen Eigentums. Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. – Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; anderseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter Markte. Wodurch also? Dadurch, dass sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert. Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst. Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Manner gezeugt, die diese Waffen fuhren werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier. In demselben Masse, worin sich die Bourgeoisie, d.h. das Kapital, entwickelt, in demselben Masse entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur solange leben, als sie Arbeit finden, und diese auch ausüben können, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweise verkaufen müssen, sind eine Ware, wie jeder andere Handelsartikel, und daher gleichmässig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für den Arbeiter verloren. Er wird ein blosses Zubehor der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf. Der Preis einer Ware also, auch der Arbeit, ist aber gleich ihren Produktionskosten. In demselben Masse, in dem die Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in demselben Masse, wie Maschinerie und Teilung der Arbeit zunehmen, in demselben Masse nimmt auch die Masse der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen usw. Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die grosse Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeitermassen, so in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisiert. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollstandigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisklasse, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stundlich geknechtet von der Maschine, von dem Aufseher und vor allem von den einzelnen fabrizierenden Bourgeois selbst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitternder, je offener sie den Erwerb als ihren Zweck proklamiert. Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäusserung erheischt, d. h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Manner durch die der Weiber verdrangt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen. Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendigt, dass er seinen Arbeitslohn bar ausgezahlt erhält, so fallen die anderen Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher usw. Die bisherigen kleinen Mittelstande, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, teils dadurch, dass ihr kleines Kapital für den Betrieb der grossen Industrie nicht ausreicht und der Konkurrenz mit den grösseren Kapitalisten erliegt, teils dadurch, dass ihre Geschicklichkeit von neuen Produktionsweisen entwertet wird. So rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevolkerung. Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz. Im Anfangsstadium kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einem Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht gegen die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, sie richten sie gegen die Produktionsinstrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrierenden Waren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, sie suchen die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wieder zu erringen. Auf dieser Stufe bilden die Arbeiter eine über das ganze Land zerstreute und durch die Konkurrenz zersplitterte Masse. Massenhaftes Zusammenhaltender Arbeiter ist nicht die Folge ihrer eigenen Vereinigung sondern die der Bourgeoisie, die zur Erreichung ihrer eigenen politischen Zwecke das ganze Proletariat in Bewegung setzen muss und es einstweilen noch kann. Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigentümer, die nichtindustriellen Bourgeois, die Kleinburger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentriert; jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie. Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in grosseren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus. Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befordert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der grossen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten miteinander in Verbindung setzen. Es bedarf aber bloss der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter zu einem nationalen, zu einem Klassenkampf zu zentralisieren. Jeder Klassenkampf ist aber ein politischer Kampf. Und die Vereinigung, zu der die Bürger des Mittelalters mit ihren Vizinalwegen Jahrhunderte bedurften, bringen die modernen Proletarier mit den Eisenbahnen in wenigen Jahren zustande. Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie ersteht immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt. So die Zehnstundenbill in England. Die Kollisionen der alten Gesellschaft überhaupt fördernmannigfach den Entwicklungsgang des Proletariats. Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt, an das Proletariat zu appellieren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureissen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, d.h. Waffen gegen sich selbst, zu. Es werden ferner, wie wir sahen, durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandteile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Masse Bildungselemente zu. In Zeiten endlich, wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozess innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, dass ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschliesst, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Teil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Teil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Teil der Bourgeoisideologen, welche zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen

Poster "Karl Marx" · Originalgröße 60 x 60 cm · DM 10,– + MwSt.

"Kapitalvorlage"

Karl Marx – porträtiert von seinen eigenen Worten.
Ein Poster, ebenso individuell wie der Autor des "Kapitals" selbst.

Das Poster ist urheberrechtlich geschützt und auflagenbegrenzt.

Besorgen Sie sich Ihr Exemplar sofort!

Einfach nebenstehenden Coupon ausschneiden, auf Postkarte kleben und mit genauem Absender an den Arsis-Verlag, Ohmstraße 7, 8047 Karlsfeld einsenden.

ARSIS

Coupon bitte einsenden!

☐ Schicken Sie mir das Poster "Karl Marx" K zum Preis von DM 10,– + MwSt. sofort zu.

Name

Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Wohnort

Datum, Unterschrift

Der neue Engelmann:

Das dritte Anti-Geschichtsbuch. Über die Jahre 1945 bis 1950.

Rechtzeitig zu Beginn des politisch entscheidenden Jahres 1980:
Ein hoch brisanter Legendenkiller...

»In den Jahren 1945–1950 wurden bei uns die Weichen gestellt.
Dann fuhr der Zug ab – in eine Richtung, die eigentlich niemand wollte. Damals waren sich nämlich alle – fast alle – darin einig:
Nie wieder deutsche Soldaten, nie wieder Kapitalismus und Konzernmacht, nie wieder Nazis an den Schalthebeln der Macht.
Wie es dann ganz anders kam, als die große Mehrheit es wünschte – davon handelt mein neues Buch **WIE WIR WURDEN, WAS WIR SIND.** Sie sollten es lesen.«

Bernt Engelmann, einer der erfolgreichsten deutschen Sachbuchautoren, hat Verblüffendes herausgefunden und dokumentarisch belegt – sogar die bislang sorgsam gehüteten Geheimnisse der deutschen Industrie, die schon mitten im Krieg mit der Planung für die Zeit nach der vorhersehbaren Niederlage begann.

Diesen Fragen ist Bernt Engelmann in seinem neuen Anti-Geschichtsbuch nachgegangen:

Wie ist die Bundesrepublik Deutschland eigentlich entstanden? War die Teilung Deutschlands wirklich unvermeidlich? Wer wollte sie? Und warum? Wie kam es zur raschen Wiederaufrüstung, nur 5 Jahre nach dem totalen Fiasko des deutschen Militarismus. Wer war für Wiederbewaffnung, Rückkehr zum Kapitalismus und erneute Übermacht der Konzerne? Haben wirklich alle mal mit 40 Mark angefangen?

WIE WIR WURDEN, WAS WIR SIND

Ein unentbehrliches Buch für jeden politisch Interessierten.
Spannend. Brisant.
Hochaktuell. Ein Buch, an dem niemand vorbeikommt!

368 Seiten.
16 Seiten s/w-Abbildungen.
DM 36.–

C. Bertelsmann

ARBEITSRECHT

RUNTER MIT DEM DING

Die Unternehmensleitung bestand darauf: Runter mit dem Ding. Auf dem Blaumann habe die Anti-Strauß-Plakette nichts zu suchen. Erhard Sieland, 26jähriger Metallarbeiter der Sundwiger Messingwerke in der sauerländischen Garnisonstadt Hemer, weigerte sich. Das war am 5. November 1979. Noch am gleichen Abend wurde Sieland fristlos entlassen, wegen Störung des Betriebsfriedens.

Nächste Runde: Termin vor dem Iserlohner Arbeitsgericht (30. Januar), das Sieland um Beistand angerufen hatte. Aber er zog den kürzeren. Gegen eine politische Betätigung sei ja nichts einzuwenden, hieß es in der Urteilsbegründung, »doch wenn diese provozierend geschieht, dann ist das in einem Betrieb unzulässig.« Die Sundwiger Messingwerke, vertreten durch Herrn Menzyk vom Unternehmensverband Ruhr-Lenne-Iserlohn, hatten zuvor richtig ausgepackt: Sieland sei DKP-Mitglied und habe schon stets lieber diskutiert statt zu arbeiten. Und in der Nachbarstadt Iserlohn seien von ihm Flugblätter der DKP verteilt worden. Menzyk bezweifelte vor dem Arbeitsgericht die Verfassungstreue des 26jährigen: »Wenn Sie sich da vergewissern wollen, fragen Sie doch mal beim Bundesamt für Verfassungsschutz in Köln nach.«

Erhard Sieland, der jetzt in die nächste Instanz gehen will, ist gegenwärtig ohne Job. Eine neue Stelle hatte er im Dezember letzten Jahres gefunden. Doch die verlor er noch während der Probezeit. Mangelnde Leistung sei nicht der Grund, stand im Kündigungsschreiben. J.H.

FALSCHMELDUNG

RENTEN-ZUSCHLAG

Das muß man nachschmecken: Am 12. Januar veröffentlichte die »Prawda« einen Beschluß des Zentralkomitees zur »weiteren Stärkung der Arbeitsdisziplin und die Verringerung der Fluktuation der Kader in der Volkswirtschaft«: Arbeiter und Angestellte sollen zusätzlich zur Altersrente einen Zuschlag von 10 bis 20 Prozent erhalten, wenn sie mehr als 25 Jahre gearbeitet haben und wenn diese Arbeit in einem Betrieb geleistet wurde. Bei »wiederholter Kündigung im Verlauf eines Kalenderjahres auf eigenen Wunsch hin ohne überzeugende Gründe« erfolgt keine Anrechnung für diese Rentenzuschläge. Diese Regelung ist etwas fortschrittlicher als unser Gesetz über betriebliche Altersversorgung, das einen zusätzlichen Rentenanspruch zwar schon nach zehn Jahren Betriebszugehörigkeit begründet, aber natürlich nur dann, wenn Unternehmen diese Leistung anbieten.

Aus diesem ZK-Beschluß machte der »Spiegel« unter der Überschrift »Stalins Schatten« folgende Meldung: »Sowjetbürger, die ohne triftigen Grund den Arbeitsplatz wechseln, stellen ihre Rente aufs Spiel... Einen ähnlichen Erlaß hatte es bislang nur in der Stalin-Zeit gegeben. Einziger Unterschied: Früher verwirkte ein Werktätiger seinen Rentenanspruch bereits beim ersten Job-Wechsel, heute beim zweiten innerhalb eines Jahres.«

Früher gab es beim »Spiegel« Journalisten, die die »Prawda« lesen konnten. Heute gibt es da zwar eine Gewinnbeteiligung aber nicht mal einen garantierte betriebliche Altersrente.

JUSTIZ

NUR NICHT NACHGEBEN

Es gibt nur eine Firma im Tarifgebiet der IG Metall in Nordrhein-Westfalen, bei der die Leichtlohngruppe 2 abgeschafft ist, und das schon seit 1973. Dies ist das Ergebnis eines erfolgreichen Streiks der Frauen und Männer der Firma Pierburg, die Vergaser für Autos und anderes KFZ-Zubehör herstellt.

Die Niederlage des Kapitals in diesem Arbeitskampf führte zu Prozessen, die noch heute andauern. Zunächst sollten vier Betriebsräte fristlos entlassen werden, weil man sie der Rädelsführerei und Streikorganisation beschuldigte. Das wurde vom Arbeitsgericht Düsseldorf abgeschmettert.

Zwei Betriebsräte, der damalige Vorsitzende Peter Leipziger und der jetzt noch im Betriebsrat tätige Rainer Senteck, wurden dann vor dem Amtsgericht Neuss der eidlichen und uneidli-

chen Falschaussage beschuldigt, weil sie vor sechs Jahren ausgesagt hatten, sie hätten prügelnde Beamte beobachtet. In KONRET 1/80 kann man nachlesen, daß beide Kollegen freigesprochen wurden, weil die Staatsanwaltschaft schließlich »erschöpft« war.

Das Schöffengericht in Neuss stellte im Urteil fest: »In der Zeit vom 13. bis zum 20.8.1973 fand bei der Firma Pierburg Autogerätebau KG in Neuss, bei der überwiegend ausländische Arbeitskräfte beschäftigt sind, ein wilder Streik statt. Zu den Streikenden gehörte u.a. die griechische Staatsangehörige Elefteria Mermela. Diese hielt sich am 14.8.73 in der Nähe des Werktores der Firma auf, als gegen 6.30 Uhr die Zeugin Davidovic erschien, um nach ihrem Urlaub die Arbeit wieder aufzunehmen. Frau Mermela ging auf die Zeugin D. zu, informierte diese, daß gestreikt würde und versuchte, die Zeugin zu überreden, sich dem Streik anzuschließen, was die Zeugin D. jedoch nicht tat. Etwa zur gleichen Zeit begaben sich drei Polizeibeamte ... zu den Streikenden, da von der Zeugin Mermela eine männliche Person tätlich angegriffen worden war. Die Beamten beabsichtigten, die Zeugin Mermela, die bereits am Vortage einmal vorläufig festgenommen worden war, erneut vorläufig festzunehmen und zur Polizeihauptwache nach Neuss zu verbringen. Nachdem sich jedoch eine Vielzahl Streikender um die Beamten geschart hatte, nahmen diese von ihrem Vorhaben Abstand. Da ihnen der Weg zum Streifenwagen abgeschnitten war, machten sie vom Schlagstock Gebrauch, um sich einen Weg zu bahnen. Zumindest ein Beamter schlug den Streikenden, soweit diese sich in den Weg stellten, mit dem Schlagstock auf die Hände. Zu den Getroffenen gehört auch die Zeugin Mermela.«

KONKRET hat berichtet, daß trotz dieses Urteils die Kollegen Leipziger und Senteck wegen Falschaussage strafverfolgt wurden. Der Freispruch erging am 30. November 1979. Vier Wochen später erhielten Leipziger und Senteck die Mitteilung, daß die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Berufung eingelegt hat. So erschöpft war sie nun auch wieder nicht.

Dieter Braeg

GEWERKSCHAFTEN

»Ich würd's nicht glauben«

Karl Hauenschild, Vorsitzender der Industrie-Gewerkschaft Chemie über Öl-Multis und deren Probleme in einer Talk-Show von Radio Bremen. Auszug:

Frage: Wie schlimm sind denn nun eigentlich die Multis aus Ihrer Sicht?

Hauenschild: Na ja, es ist ärgerlich, daß ausgerechnet in der Zeit, in der Benzin und Heizöl teurer wurden, die Rede von der großen Gewinnexplosion war, obwohl man dabei wissen muß, daß ein paar Jahre vorher dabei dicke Verluste gemacht worden sind.

Frage: Von den Multis?

Hauenschild: Von den Multis. Und ich sage es immer so: Es kommt mir nicht so sehr darauf an, was verdient wird, es kommt mir mehr darauf an, was mit den Gewinnen gemacht wird. Wenn die Gewinne benutzt werden, um neue Mineralölquellen zu suchen oder wenn sie benutzt werden, Ersatzenergien zu suchen, zu forschen, dann ist das 'ne ganz vernünftige Geschichte. Und man weiß: Eine Bohrinsel in der Nordsee kostet dreieinhalb Milliarden Mark. Und die muß finanziert werden von den Mineralölgesellschaften. Und daß sie die ganzen Investitionen auf dem Kapitalmarkt finanzieren, kann man von ihnen nicht verlangen, so daß ein bestimmtes Kapital, ein bestimmter Gewinn notwendig ist, um die vielen Aufgaben zu erfüllen.

Frage: Sieht man das in Ihrer Gewerkschaft durchweg so? Es ist ja ein nicht sehr gewerkschaftlich klingender Standpunkt, den Sie da vertreten.

Hauenschild: Na ja, Sie müssen ja auch mal wissen, am Liter Benzin wird im Augenblick ein Pfennig verdient.

Frage: Von wem?

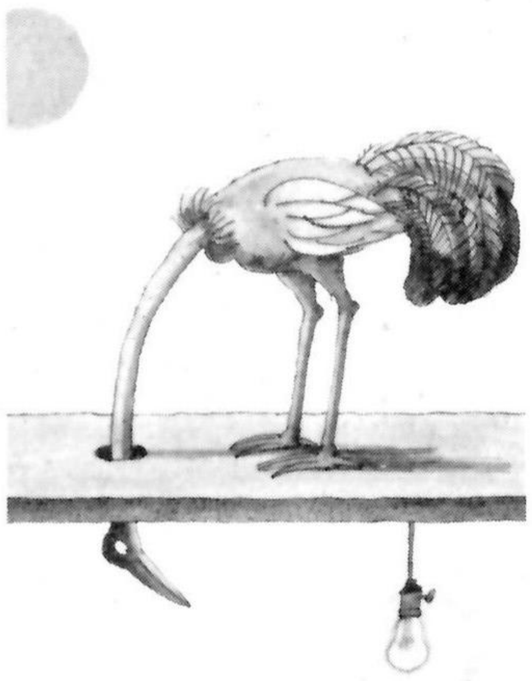
Hauenschild: Von den Mineralölgesellschaften.

Frage: Von den großen, von den Multis, ein Pfennig?

Hauenschild: Und der Verbraucher hätte also nicht viel davon...

Frage: Also wenn Sie's nicht wären, würde ich's Ihnen nicht glauben.

Hauenschild: Sie müssen es mir deswegen glauben, weil ich in dem Aufsichtsrat einer großen Gesellschaft, bei der VEBA, bin, und ich habe also die Möglichkeit, das zu kontrollieren. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß der VEBA-Vorstand seinen ganzen Aufsichtsrat belügen würde, was dieses betrifft, und das ist bei anderen Gesellschaften ähnlich.



Zeichnung: Ungerer

SPRUCH DES MONATS

Kein Atommüll zum Mars! Denn Mars bringt verbrauchte Energie sofort zurück.

Eine Bitte

Rudi Dutschkes Tod bedeutet für seine Familie eine ungesicherte Zukunft. Seine Frau erwartet ihr drittes Kind und wird längere Zeit nicht berufstätig sein können. Spenden, wenn möglich in Form monatlicher Dauerzahlungen (von zehn Mark aufwärts), sind dringend notwendig. Hier die Konten:

— Berliner Bank AG, Berlin Sonderkonto
Rudi Dutschke, Kto-Nr. 11020 50 402

— Postscheckkonto Berlin (West), Sonderkonto
Rudi Dutschke, Kto-Nr. 378 48-103

Radikalauer von Winfried Thomsen

Ich bin dafür, die »Hamburger Morgenpost« weiterzuführen und die SPD dicht zu machen. (Ganz dicht war sie ja sowieso nie)

Wußten Sie schon, daß Carstens, Filbinger, Kiesinger und Globke den Olympischen Spielen in Berlin aus Protest gegen das NS-Regime ferngeblieben sind?

Was unterscheidet die Atomwirtschaft von Räubern? Die Räuber fordern: »Geld oder Leben«, die Atomwirtschaft will beides.

Warum reitet der Papst nicht wie Jesus auf einem Esel? Da müßte er ja auf seinen eigenen Rücken steigen.

Ach, dieser Nico Hübner ist jetzt also Programmdirektor beim WDR?

Die dümmsten Polizisten ernten die dicksten Daten (alte BKA-Regel).

Zu heiß gebadetes Militär läuft nicht, sondern marschiert ein.

Franz Josef Strauß ist nicht autorisiert und aus dem Zusammenhang gerissen.

Wer weiß eine bessere Lösung für die Verschmutzung des Wassers? Aber es ist doch schon genug Lösung drin.

Gerold Tandler wurde an der chilenischen Grenze abgewiesen und mußte zurück in den Sozialismus.

Hängst du mal am Telefon, speichert Herold jeden Ton.

Zeichnung: Robert Priest

Die Sucht nach dem Kalten Krieg

Von Walter Jens

Russen und Olympia: Hätte es 1945 keinen Einmarsch der Roten Armee in Berlin gegeben, müßten wir heute eine »Herrenvölker«-Olympiade feiern

SANFTE Republik, anno 80? Ach, das Gegenteil! »Wahrlich, wir leben in finsteren Zeiten«: Es ist ebenso ekelerregend wie symptomatisch, mit welcher Unverfrorenheit Politiker und Meinungsmacher hierzulande die russische Invasion in Afghanistan benutzen, um zum Großen Angriff, zur Attacke im wilhelminischen »Immer feste druff«-Stil zu blasen. Wie eine Befreiung, die Wortwahl und der emphatische Duktus der Sätze zeigten's an, wie die Erlösung aus einem Alptraum wird das vermeintliche Ende der Entspannungs-Politik beschrieben: endlich wieder klare Fronten, endlich wieder Freund-Feind-Opposition, endlich wieder kalten Krieg! Da sieht sich, um eines frivolen Wahlkampfs willen, der Friede aufs Spiel gesetzt, da wird die Entspannung als »Rauschgift« bezeichnet — grad so, als seien zum Beispiel diejenigen, die, dank der Brandt'schen Ostpolitik zueinanderfanden, über die Grenzen hinweg, allesamt Drogensüchtige.

Das Terroristen-Schauspiel in Wiederaufführung: Wurden damals Mordtaten von Desperados zum Vorwand genommen, um, nach innen hin, bürgerliche Liberalität und republikanischen Freimut zu beschränken, wo immer es ging, so dient jetzt die sowjetische Intervention dazu, nach außen hin auf rigorose Frontziehung zu drängen — damals

wie heute steht der Anwalt der »Sanften Republik«, der auf Vernunft und behutsame Argumentation Eingeschworene als geheimer Palladin dunkler Gegenkräfte am Pranger. *Nehmt ihnen den Weizen! Mag das Volk hungern: was duldet es solche Regierung? Verlegt die Olympischen Spiele: Das werden sie spüren, die Roten! Schluß mit der Propaganda-Show im Moskauer Sommer!*

An diesem Punkt halte ich inne und frage: Dies letzte Argument zumindest — ist das so falsch? Besteht nicht wirklich die Gefahr, daß die festliche Zeremonie, mit Tauben und Fanfarengeschmetter, mit Feuer, Hymne und Lorbeer, vergessen läßt, was in Afghanistan geschah und in irgendeinem Lager, irgendeiner Klinik noch immer geschieht: Für den Sieger ein Podest und für den Bürgerrechtler ein Gefängnis-Bock? Wer so fragt und auf das Miteinander von Wirklichkeit und Ideologie, dem schönen olympischen Schein und der solchem Sechzehn-Tages-Glanz hohnsprechenden Realität verweist, gut, der mag zum Boykott der Olympischen Spiele von Moskau auffordern — nur sei er konsequent und verlange, in einem Atemzug damit, die weltweite Ächtung der Winter-Olympiade von Lake-Placid; denn dort, bittesehr, wird genau der gleiche Zauber inszeniert wie in Moskau: Vergessen die Invasion in Vietnam, vergessen der martialische Auftritt des Weltpolizisten (immer auf Seiten der Herrschenden, vom Schah bis Somoza, und nie im Bündnis mit dem Volk, das zu bezahlen hat), vergessen die Mißachtung von Minoritäten!

Boykott: gut und schön — aber durchdacht muß er schon sein. Nichts gegen die Devise »Sport befördert die Identifikation mit autoritären Regimen« (sie ist richtig); nichts gegen die Erinnerung (sie ist förderlich) an das Spektakel von 1936: »Nach der Begrüßungsrede des preußischen Ministerpräsidenten Generaloberst Göring, der im Namen der Reichsregierung, die sich als Dolmetsch des gesamten deutschen Volkes fühlt, die Erschienenen willkommen hieß«, so die offizielle deutsche Olympiazeitung über den Empfang, anno 36, in der Berliner Staatsoper, »gab Reichsminister Dr. Goebbels dem Wunsch des Führers und der Reichsregierung Ausdruck, daß diese Olympischen Spiele das Untereinanderkennenlernen der Völker weiter fördern mögen. Aus einem solchen Kennenlernen würde dann ein Schätzenlernen, und dies sei allein die Grundlage für die Verständigung der Völker, die wir alle ersehnen.«

So hat Goebbels gesprochen, so redete, inmitten von Konzentrationslagern und Folterstätten, in denen man Menschen peinigt und hernach verschwinden läßt, aus Anlaß der Fußballweltmeisterschaft Argentiniens Präsident, und so werden auch in Moskau Männer reden, die vor kurzem noch die Invasion in Afghanistan verteidigten und die Gefangenen-Organisation Amnesty International, eines der wenigen absolut neutralen Gewissens-Foren der Welt, als Unterabteilung des CIA einstufen. Also, zum drittenmal, Boykott? Jawohl, ich bin dafür, wenn man in Kauf nimmt, daß die Olympischen Spiele künftig nur noch in Demokratien vom Schlage der Niederlande oder der nordischen Staaten stattfinden werden: beschickt von dem kleinen Club jener Nationen, denen kein internationales Tribunal und kein Amnesty-Weißbuch etwas am Zeuge flicken kann. Das freilich würde nicht nur die Beendigung der Olympischen Spiele, sondern zugleich die Aufhebung des Sportverkehrs unter den Völkern bedeuten und nähme damit den auf weltweite Einklagung der Menschenrechte Bedachten die Möglichkeit, durch entschlossene, auf die Verbindung von Sport und Politik verweisende Berichterstattung, zum Beispiel über olympische Veranstaltungen, die Diskrepanz zwischen schönem Schein und bitterer Wirklichkeit, zwischen sekundenlang angestrahlter Fassade und tristem Dasein, davor und danach und dahinter, ins Blickfeld zu rücken. So wenig dem Sport (woran Avery Brundage noch glaubte) die Funktion eines *world court* zukommt, so gering seine *un*mittelbaren Möglichkeiten sind, Verständigung über das Stadion hinaus zu realisieren, so groß ist seine mittelbare Bedeutung: Partnerschaft auf der Aschenbahn, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Verweigerung jeglicher Rassendiskriminierung während der Frieden verheißenden sechzehn Tage kö nen verdeutlichen, wie wenig all dies in der Welt, so wie sie sich gibt, verwirklicht worden ist: wie groß die Kluft zwischen Realität und jenem olympischen Ideal, das nicht nur ein schlechtes Heute verschleiert, ein paar Tage lang, sondern, dies gilt es mit Nachdruck zu betonen, auch, vorschein- und gleichnisweise, auf ein besseres Morgen verweist.

Während der Boykott, zuende gedacht, in die bare Absurdität führt, ergreift ein politisch begründeter Nicht-Boykott die Chance, die nur der Sport bietet: den Schein auf den Begriff zu bringen, den Olympia-Gedanken, über die Stadion-Tore hinausblickend, vom Kopf auf die Füße zu stellen und damit jenen winzigen Freiraum zu benutzen, den, zumal im Fall Olympia, jener Sport bietet, der zwar mit Politik eng verknüpft ist, aber man denke an die relative Selbständigkeit nationaler olympischer Komitees —, nicht in jedem Fall als deren Erfüllungshilfe fungiert, vielmehr sich, der Politik gegenüber durch eine Art von nichtidentischer Identität ausweist.

Und damit genug des Gedankenspiels: Alles, so scheint es, spricht am Ende für den Nicht-Boykott, über den in allem Freimut kontrovers diskutieren zu können wir übrigens nicht zuletzt neben den West-Alliierten auch jenen Soldaten der Roten Armee verdanken — Millionen sind, nachdem die Deutschen in ihr Land einbrachen, gefallen —, die unser Land vom Faschismus befreiten. Wären sie nicht gewesen, die Russen, die jetzt die Olympischen Spiele ausrichten, es hätte, im Zeichen nationalsozialistischer Politik, anno 1980 allenfalls ein Stelldichein sogenannter Herrenvölker gegeben — mit Millionen von Versklavten (und keinem einzigen noch in Europa am Leben befindlichen Juden) als schauerlicher Staffage. Auch dies gilt es am Schluß zu bedenken: Irgendwer steht hier, ob er's nun gern hört oder nicht, in irgendjemands Schuld — und daran zu denken: an den gefallenen Pjotr und den gefallenen Alexej, die nicht nur ihr Land, sondern uns alle vor Hitler bewahrten ... immer wieder daran zu denken, in einem Augenblick, wo nationalsozialistische Herrenparolen in den Sätzen von Todenhöfer und Co gespenstisch nachklingen: das Echo des durch Gräber nicht zu belehrenden Imperialismus! ... daran zu denken heißt, die sanfte Republik jedenfalls umrißartig, im humanen Gegenentwurf zu den Losungen der Säbelrassler aus Deutschland, sichtbar zu machen. □

Ein Beitrag zur Verständigung der Linken auf eine konkrete politische Alternative

Sozialistische Studiengruppen

Sozialistische Wirtschafts- und Sozialpolitik

Programmatische Leitsätze und Kapitalismusanalyse der Linkssozialisten in der BRD

VSA

nur 5,80

195 Seiten; DM 5,80

VSA-Verlag
Postfach 50 15 71
2000 Hamburg 50

Johann P. Tammen
Kopf hoch kalte Wut
Gedichte & Texte

MIT COLLAGEN VON PETER K. KIRCHHOF

Tammen probiert den Widersinn, hakt nichts ab, ordnet nichts ein. Hakt nach, mißtraut -auch sich selbst. Fragt. Hebt die Spielregeln auf ohne neue zu erfinden. Rauht die Sätze auf, daß sie preisgeben, was sie verbergen. Nimmt die Sprache beim Wort. Nimmt den Bestand auf. Und da besteht nichts. Er reißt die Diagonale durch die Hoffnungslosigkeit, auf der wir blind und doch sehend Balance zu halten versuchen. Es macht uns Mut, daß er Mut hat, nichts zu beschönigen.

Ingeborg Drewitz

Gedichte und Prosa
ISBN 3-88132 o43-1
14o S., E.Br., 14,8o DM

VERLAG ATELIER IM BAUERNHAUS
2802 FISCHERHUDE, T. 0 42 93/671
Kunst, Heimat, Belletristik, Volksmusik

Kursbuch

Statt 500000 Buchstaben

500 Bilder

Eine neue Art des Lesens

Kursbuch 59:

›Bilderbuch‹

192 Seiten · DM 8 (im Abo 6)

Und das alles für 8 Mark. Allerdings: Wer das Kursbuch abonniert, kriegts noch billiger:

Wenn Sie sich zum Abonnement des **Kursbuch** entscheiden, kostet das Einzelheft statt DM 8 nur DM 6. Und: Wenn Sie ein Abonnement eingehen, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abonnementspreis nachbeziehen. Sie sparen also auch bei diesen Heften DM 2.

Neu-Abonnenten erhalten wieder **eine Tüte voll früherer Kursbogen** (mehrfarbige Kursbuch-Poster), z. B. »Der schmale und der breite Weg«, »Das große Hoffmanns-Comic-Gesellschafts-Spiel«, die »Fahnenkorrektur« oder den »Roman des Romans anhand eines Briefwechsels«.

Abonnieren können Sie das Kursbuch in jeder Buchhandlung. Oder mit diesem Coupon direkt beim Verlag. Wir sorgen dann dafür, daß Sie das Kursbuch regelmäßig durch eine Versandbuchhandlung erhalten – im Jahresabonnement DM 24 für vier Hefte plus Porto.

An den Rotbuch Verlag,
Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30.
Ich abonniere das Kursbuch ab Nr.: _____

Bitte schicken Sie mir die folgenden Kursbücher einzeln: _____

_____

_____

☐ Bitte schicken Sie mir regelmäßig Ihren kostenlosen Verlagsalmanach »Das kleine Rotbuch« zu.

Olympiade nach Guatemala!

Von Otto Köhler

Mit Fritz Hippler wider den undeutschen Geist und das Moskowitzer Sportfest

OLYMPIA-Boykott? Ja bitte! Mir sind derlei Veranstaltungen so lästig, daß ich für jeden Boykott zu haben bin, ob er sich gegen ein Fußballspiel in Andorra oder gegen die Olympiade in Moskau richtet.

Aber das ist mein Privatvergnügen.

Heute haben wir moralische Gründe. Aus Afghanistan liegen uns Nachrichten vor, daß sich dort die Sowjets fast so schlimm aufführen sollen wie einst die Amerikaner in Vietnam. So wie wir damals wie ein Mann alle Sportveranstaltungen mit den USA mieden, so müssen wir es heute auch mit den Sowjets halten.

Oder irre ich mich? Haben wir in den USA gespielt, als dort Leutnant Calley gefeiert wurde? Haben wir unpolitischen Fußball getreten in Buenos Aires, der Stadt der guten Lüfte, während aus argentinischen Militärmaschinen gefolterte und betäubte Gefangene ins Meer geworfen wurden, den Haien zum Fraß. Macht nichts. Moral ist unteilbar und darum müssen wir unsere ungeteilte Moral gegen die Sowjets wenden. Und wenn unsere Moral nur eisern genug ist, dann finden wir mehr Verbündete als mancher sich träumen lassen würde.

Wir stehen heute Schulter an Schulter mit Fritz Hippler, der 1933 als NS-Studentenführer in Berlin bei der Bücherverbrennung seine Rede »Wider den undeutschen Geist« hielt, der im Propagandaministerium des Josef Goebbels Leiter der Abteilung Film wurde und der 1940 Auschwitz geistig vorbereitete, indem er in seinem Film »Der ewige Jude«, dieses »Element der heimtückischen unterirdischen Zerstörung« als Ratten darstellte. Juden als Ungeziefer, das man ausrotten muß. Auch dieser Schreibtischtäter Fritz Hippler ruft heute in Springers »Welt« — wo sonst — zum Boykott der Moskauer Olympiade auf. Sachverständig erinnert er sich, »mit welch nervösem Eifer Dr. Goebbels bemüht war, alles zu vermeiden, was die Gefahr eines Boykotts erhöhen konnte.« Verständlich, daß der damals vom Boykott mitbedrohte — Hippler war für die Nazi-Wochenschau zuständig — heute auf Seiten der Boykottierer sein will.

Eine Karikatur im »Hamburger Abendblatt« belehrt mich, daß es dieses Jahr in Moskau genauso sein wird wie 1936 in Berlin: die einziehenden Olympioniken jubeln den Sklavenhaltern auf der Ehrentribüne zu. Weiter hinten im Springerblatt belehrt mich ein Redakteur noch einmal. Er habe, beanstandet er, als Mitglied der Hitler-Jugend die Wirklichkeit des Olympiajahres 1936 ganz anders erlebt, als sie im Fernsehfilm »Die Welt in jenem Sommer« dargestellt wurde. Er wirft der Regisseurin des Films vor, daß sie den Wahrheitsgehalt der dem Film zugrundeliegenden Biographie eines Hamburgers »jüdischer Abstammung« — jüdischer Abstammung — nicht überprüft habe. Er, der Redakteur, habe jedenfalls damals bei der Hitlerjugend keinen Antisemitismus erlebt. Streichen wir also Berlin von unserer postumen Boykott-Liste und konzentrieren wir uns auf Moskau.

In meinem Ja zum Boykott der Russen kann es mich nicht beirren, daß Breschnew erklärte, er habe in Kabul einmarschieren müssen, um das, was dem Imperialismus durch die Liquidierung der Regierung Allendes in Chile gelang, für Afghanistan zu verhinden. Diese Begründung hielt ich für verlogen.

Aber die »Frankfurter Allgemeine« unterrichtet mich, Breschnews »hilfreiches Eingeständnis« sei eine »Erleichterung« und »Aufwertung für Pinochet«. Das chilenische Militärregime könne »jetzt dort Verständnis finden, wo es ihm bisher versagt blieb«. Und die »Welt« registriert eine »auffallende Klimaverbesserung für Chile« und meint, gewiß habe es das Pinochet-Regime den demokratischen Staaten schwer gemacht, sich mit ihm anzufreunden, aber schließlich hätten sich die Militärs »einen der freien Welt genehmen Zeitpunkt für den Putsch nicht aussuchen können.«

Ich werde also auch diese Kröte schlucken: Putsch und Folter und Mord in Chile sind ein notwendiger Teil unseres Abwehrkampfes gegen Moskau, da gibt es nichts zu deuteln. Aber dann wollen wir auch gleich Nägel mit Köpfen machen. Wo feiern wir unser Olympia, wenn wir es Moskau wegnehmen? Stattfinden muß es, denn unsere Werbe-Wirtschaft hat soviel Geld in die olympische Idee investiert, daß sich das amortisieren muß. Mein Vorschlag: Schafft die Olympische Flamme nach Guatemala. Dort haben wir vor einigen Tagen die freie Welt in ihrer stärksten Form erlebt: eine friedliche Besetzung der spanischen Botschaft wurde gegen den erklärten Willen des Botschafters durch einen Sturmangriff der Polizei und ein unterschiedsloses Massaker an Besetzern, Besuchern und Botschaftsangehörigen beendet. Wir wollen uns den unzulässigen Gedanken versagen, wo wir heute stünden, wenn das in Teheran mit der amerikanischen Botschaft passiert wäre. Es gibt eben Unterschiede. Auch dieses US-Protektorat, dem die CIA 1954 eine Militärdiktatur bescherte, weil die freigewählte Regierung gegen die geheiligten Grundsätze von United Fruit verstieß, wird sicherlich ebenso gern wie Südafrika Carters Bitte zum Moskau-Boykott folgen. Warum also nicht: 30.000 Oppositionelle wurden seit 1966 in Guatemala umgebracht: feiern wir dort unser Olympia. ☐

INTERVIEW

Robin Hood und die Kraft der Volkseinheit

KONKRET-Interview mit Otelo Saraiva de Carvalho, dem Führer der portugiesischen Nelken-Revolution

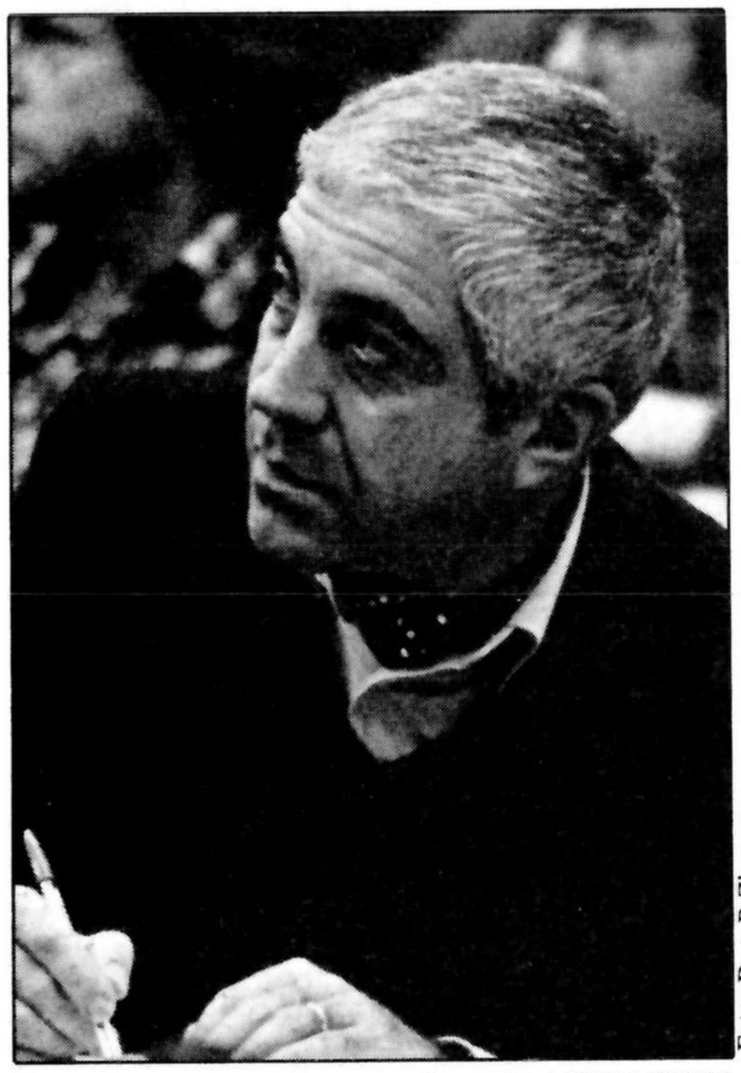


Foto: D + R Zimmer

Der ehemalige Kommandant der COPCON Otelo Saraiva de Carvalho, heute Major der Reserve, hat am 30. Januar 1980 zur Gründung einer neuen linken Gruppierung in Portugal aufgerufen, die die Bezeichnung »Vereinigte Volkskräfte« (FUP) trägt und sich an den Parlamentswahlen beteiligen soll.

KONKRET: Kürzlich hast Du in einem Interview mit »Libération« gesagt, daß in Portugal ein großes Mißtrauen gegenüber politischen Parteien besteht. Ist das, was Du jetzt gegründet hast, nicht auch eine politische Partei?

OTELO: Nein. Ich habe in der Tat gegenüber den derzeit in Portugal existierenden politischen Parteien eine extrem kritische Haltung, und infolgedessen möchte ich auf gar keinen Fall noch eine politische Partei gründen. Mit dem Projekt der Volkseinheit (»Unidade Popular«), das ich am 30. Januar vorgeschlagen habe, verfolge ich die Absicht, Hunderttausende von Personen zu organisieren, die in ihrer überwältigenden Mehrheit bis jetzt noch nicht parteipolitisch organisiert sind: Sie können sich mit den existierenden Parteien nicht identifizieren und suchen nach einer Alternative, nach einer Alternative auch zu den beiden größten existierenden linken Parteien, der PS (Sozialistische Partei) und der PC (Kommunistische Partei).

KONKRET: Das heißt also, daß Dein Ziel weiterhin die Union der Linken ist?

OTELO: Immer. Ich halte es in der Tat für grundlegend, daß es den Arbeitern endlich gelingt, den Weg zur möglichen Einheit zu finden. Damit können sich die Arbeiter als eine große Kraft behaupten, und diese Kraft kann gegenüber der herrschenden Macht eine Art Unzerstörbarkeit gewinnen.

KONKRET: Kann man davon ausgehen, daß es innerhalb der portugiesischen Streitkräfte viele Personen gibt, die Dein Projekt unterstützen?

OTELO: Nein! Viele solcher Personen existieren dort sicherlich nicht, weil selbst innerhalb der progressiven Militärs der Anteil der Revolutionäre nur eine Minderheit ausmacht. Progressive Militärs sind für mich diejenigen, die aktiv am 25. April als MFA-Angehörige teilgenommen haben, oder die später sich den progressiven und freiheitlichen Ideen des 25. April angeschlossen haben: ihr Anteil an den Streitkräften macht insgesamt vielleicht etwa 12% aus. Eine große Anzahl dieser progressiven Offiziere ist dem liberalen Flügel zuzurechnen, einem Flügel, den wir gewöhnlich als Mitte-Links bezeichnen: außerdem gibt es eine wichtige Fraktion, die der Ideologie der PC verbunden ist. Demgegenüber ist der revolutionäre Flügel innerhalb der progressiven Offiziere nur winzig.

KONKRET: Und wie sieht es mit der Unterstützung in den Kooperativen aus?

OTELO: In den Kooperativen ist die Unterstützung sehr groß. Das läßt sich bereits aus den Präsidentschaftswahlen von 1976 erkennen, bei denen ich im Alentejo — also dem Durchführungsgebiet der Agrarreform — große Stimmengewinne erzielen konnte. Dort haben viele Arbeiter — selbst Mitglieder der kommunistischen Partei — für mich gestimmt.

KONKRET: Bei diesen Präsidentschaftswahlen hast Du Dich als eine Art Robin Hood bezeichnet. Würdest Du Dich auch heute noch so bezeichnen?

OTELO: Ja. Ich habe diesen Ausdruck im Hinblick darauf benutzt, daß ich aufgrund meiner Herkunft Angehöriger der bürgerlichen Klasse bin und daß meine soziale Position die eines Offiziers der Streitkräfte ist; von einem persönlichen Gesichtspunkt her gesehen habe ich durch die Option, die ich vorgenommen habe, also nur zu verlieren. Deswegen könnte meine kompromißlose Verpflichtung für den Dienst an der Arbeiterklasse, an den Arbeitern, vielen Leuten als Ausdruck einer unzeitgemäßen Romantik erscheinen. Daraufhin habe ich gesagt: Na gut, wenn ihr wollt, könnt ihr mich als Robin Hood betrachten.

KONKRET: Als was betrachtest Du Dich selbst heute?

OTELO: Ich betrachte mich als aktives Mitglied der revolutionären Linken. □

"Unternehmer-Prosa",
146 S.,DM 9.80,itb 013
"Klaut sie!",
119 S.,DM 11.00,itb 017
"Schwarze Landschaft",
158 S.,DM 12.80,itb 015
"Der Tod Ulrike Meinhofs",
96 S.,DM 9.80,itb 012
"Die Sympathisanten",
151 S.,DM 12.80,itb 014
"Sozialistisches Janrbuch",
281 S.,DM 14.80,itb 010

"Normalvollzug",
265 S.,DM 14.80,itb 007
..."Es gibt viele Bücher über den Strafvollzug, aber ein solches Buch hat es noch nicht gegeben."
(Helmut Ostermeyer)

iva

iva-Verlag
Bernd Polke GmbH
Am Lustnauer Tor 4
7400 Tübingen 1

General-Abrechnungen

Von Bernd C. Hesslein

Mit ausgesprochen flexible response reagieren die politischen Primaten auf Kritik aus der militärischen Führung

WER in dieser Republik gegen Hochrüstung ist, gerät in Verschiß. Das ist bei regierenden Sozialdemokraten ebenso wie bei oppositionellen Unionschristen. Da gibt es keinen Unterschied zwischen dem ungedienten Wehrminister Hans Apel und dem Reservejagdflieger und CDU-Schattenminister Manfred Wörner.

Das ist seit dreißig Jahren so. Seit Konrad Adenauers heimlichen Wiederaufrüstungsplänen, die er im Dezember 1949 vorsichtshalber zuerst in einer amerikanischen Zeitung veröffentlichte. Die SPD, damals nicht nur nominell in Opposition, widersprach und warnte. Sie bekam eine mit Goebbels-Methoden geführte Diffamierungskampagne zu spüren: »Wer SPD wählt, wählt den Untergang Deutschlands.« Die Nachfolger Kurt Schumachers haben sich bis heute nicht davon erholt. Wenn es um Vor- Nach- und Umrüstung geht, lassen sie sich so schnell von keinem Christdemokraten übertreffen.

Erstes prominentes Opfer des Bonner Aufrüstungs-Wahns wurde Anfang der 50er Jahre der Generalstabsoberst a.D. Bogislaw von Bonin. Als Wehrmachtsoffizier hatte er gegen die Durchhaltebefehle Hitlers opponiert und im Januar 1945 die rechtzeitige Räumung Warschaus veranlaßt. Den mutigen Entschluß bezahlte der Generalstäbler mit Verhaftung und Verbannung in ein Konzentrationslager. In der neuen westdeutschen Armee, für die er sich hatte rekrutieren lassen, war Bonin wieder ein unbequemer, nicht blind gehorchender Offizier. Als Leiter der »Militärischen Planung« im Amt Blank, dem Vorläufer des Verteidigungsministeriums, widersprach er der weitgreifenden Bündnis- und Sicherheitspolitik Konrad Adenauers. Anders als seine prominenten ehemaligen Wehrmachtskameraden Hans Speidel und Adolf Heusinger, die in ihren Studien und Planspielen noch einmal — diesmal unter amerikanischer Regie — den Krieg gegen Osten führen, den sie unter Hitler auf Kosten von Millionen Menschen verloren hatten, plädierte Bogislaw von Bonin für eine kleine Armee von 150 bis 200.000 Berufssoldaten: rein defensiv für die unmittelbare Grenzsicherung ausgerüstet; bündnisfrei, um die Möglichkeit der Wiedervereinigung nicht zu verbauen; atomwaffenfrei,

Verbrüderung mit Rechtsradikalen oder Rassisten, Wehrmachts-Nostalgie, Abneigung gegen Sozi-Minister und Gewerkschaften — das sind die Gründe, aus denen eine Riege von Top-Militärs in den letzten Jahren die Bundeswehr verließ. Alle in Ehren. Und in Erwartung lukrativer Nebenjobs in der Industrie. Nein, keiner wollte sich eine Pension erschleichen.

Foto: Keystone

Heinz Trettner, Generalinspekteur, beantragte 1966 als 58jähriger die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand, weil er nicht ertragen konnte, daß Soldaten sich in der ÖTV organisieren durften: Das sei »in der deutschen Militärgeschichte erstmalig«. Seinem Antrag wurde stattgegeben. Bezieht volle Pension.

Foto: Keystone

Heinrich Karst, Brigadegeneral, ging 197o mit 56 Jahren vorzeitig in den Ruhestand - aus «gesundheitlichen Gründen». Der General für das Erziehungswesen hatte versucht, die gute alte Wehrmachtslinie in die Bundeswehr hinüberzuretten. Bezieht Pension.

Foto: Keystone

Albert Schnez, Generalleutnant, nach Erreichung des Pensionsalters 1971 ausgeschieden, hatte in einer Geheimstudie die Abschaffung des »Bürgers in Uniform« bei der Bundeswehr gefordert. Wurde anschließend von Verteidigungsminister Schmidt zum Inspekteur befördert. Volle Pension. Nebenbeschäftigung bei Kühne & Nagel.

Foto: dpa

Walter Krupinski, Generalleutnant, wurde 1976 in den vorzeitigen Ruhestand entlassen, weil er Kameradschaftsabende seines Gesinnungsgenossen und Hitler-Freundes Rudel bei der Bundeswehr gefördert und verteidigt hatte. War damals 56 Jahre alt. Voller Pensionsanspruch.

Foto: dpa

Karl-Heinz Franke, Generalleutnant, wurde 1976 zusammen mit Krupinski in den vorzeitigen Ruhestand entlassen, weil er dessen Rudel-Freundschaft teilte und deckte. War bei seiner Pensionierung mit vollen Bezügen 53 Jahre alt.

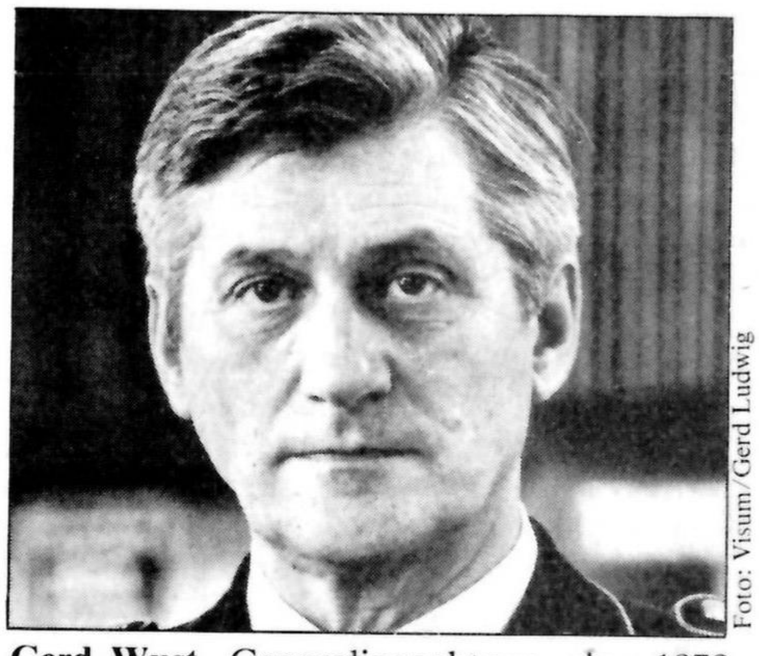


Foto: Visum/Gerd Ludwig

Gerd Wust, Generalinspekteur, ging 1978 im Alter von 57 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand. Er entdeckte seine unüberbrückbare Abneigung zu Verteidigungsminister Apel genau an dem Tag, als er die Dienstjahre für seine Höchst-Pension zusammen hatte. Und die bezieht er jetzt.

da die atomare Abschreckung bei beiden Supermächten liegen und nicht ausgeweitet werden sollte. Bonin erregte mit diesen Plänen das Mißfallen der Amerikaner und damit den Unwillen Adenauers. Er wurde, drei Monate vor Aufstellung der ersten Bundeswehreinheiten, im Juli 1955 entlassen.

Heute, 25 Jahre danach, ist wieder en hoher Bundeswehroffizier in Widerspruch zu ungebremsten Aufrüstungsplänen der Regierung geraten; Generalmajor Gert Bastian, Jahrgang 1923, bis zum 17. Januar dieses Jahres Kommandeur der 12. Panzerdivision in Veitshöchheim bei Würzburg. An dem Tag hatte der General seinem Minister ein achtseitiges Memorandum geschickt, in dem er vor den Folgen des NATO-Rats-Beschlusses Mitte des vergangenen Dezembers warnte, neue nukleare Mittelstreckenraketen in Westeuropa zu stationieren. Wörtlich schrieb Bastian:

»Bei einer Neuverteilung der nuklearen Kapazität, wie sie am 12.12.1979 in Brüssel beschlossen worden ist, wären die Überlebenschancen der Mitteleuropäer bei einem Versagen der Abschreckung allerdings noch geringer (als bei einem Krieg mit konventionellen Waffen), nämlich gleich Null!«

Hans Apel, genervt durch zwei vorangegangene Äußerungen des Generals über die Relativität sowjetischer Bedrohung, geriet in Panik. Noch ehe er die telefonisch angekündigte Denkschrift gelesen und gewürdigt hatte, enthob er den Divisionskommandeur seines Postens und strafversetzte ihn in die Verwaltungsetappe nach Bonn. Eine Angstreaktion, die von der Opposition mit Beifall bedacht wurde. Zu seiner Rechtfertigung schrieb der sonst so forsche Hamburger:

»Zu befürchten war, daß während der Bundestagsdebatte (über die Regierungserklärung zu Afghanistan) auf anderen Wegen das Vorgehen des Generals bekannt würde.«

In der Öffentlichkeit aber zeigte sich der Wehrminister als starker Mann, der schnell und gründlich mit unbotmäßigen Generalen aufräumt. Dabei scheute er nicht vor Falschmeldungen und Unterstellungen zurück.

In einem Brief an Hans Apel hatte Gert Bastian erklärt, daß er es in Kauf nehmen werde, wenn der Minister wegen seines Widerspruchs zu dem jüngsten Aufrüstungsbeschluß der Regierung ihn in den einstweiligen Ruhestand schicken sollte. Der Paragraph 50 des Soldatengesetzes, der Generale den politischen Beamten in etwa gleichsetzt, gibt dazu die Handhabe.

Oberbefehlshaber Apel verzichtet auf Recht und Gesetz. Er behauptete einfach, der General stelle den Primat der Politik in Frage und habe dazu noch um Pensionierung nachgesucht. Es stehe ihm frei, die Bundeswehr ohne Versorgungsansprüche zu verlassen; so als ob er keinen Tag Soldat gewesen sei. Der Widerspruch jedoch könne nicht mit vorzeitiger Pensionierung zu Lasten des Steuerzahlers honoriert werden. (Applaus fast der gesamten westdeutschen Presse.)

Bisher war kein Wehrminister so pingelig. Mühelos konnten sich reaktionäre oder deutschnational eingefärbte Generale pensionieren lassen. 1965 wurde die Bundeswehr auf einen Schlag gleich drei Obersoldaten los, weil sie es nicht ertragen wollten, daß der konservative Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel der ÖTV den Zugang zu den Kasernen erschloß. Der Generalinspekteur Trettner, der Luftwaffeninspekteur Panatzki und der Korpskommandeur Pape gingen ungehindert von der Fahne. Andere Goldtressenträger wurden von ihren zivilen Oberbefehlshabern mit allen militärischen Ehren vorzeitig in den kostspieligen Ruhestand versetzt. So der Erziehungsgeneral Heinz Karst, der aus der Bundeswehr wieder eine Wehrmacht machen wollte. Die Generale Franke und Krupinski, weil sie den SPD-Fraktionschef Herbert Wehner als ehemaligen Kommunisten angemistet hatten. Der General Schnez wurde sogar zum Heeresinspekteur befördert, obgleich er in einer konspirativen Geheimstudie die Abschaffung des Leitbilds vom Bürger in Uniform gefordert hatte. Und auch gegenüber dem vorletzten Generalinspekteur Harald Wust zeigte sich Hans Apel noch nachsichtig. Als der Mustersoldat einen Abschiedsbrief schrieb, weil er das Vertrauensverhältnis zu seinem neuen Chef getrübt glaubte, erhielt er anstandslos einen pompösen Zapfenstreich.

Apels »Vorwärts«-Verteidigung: Er werde auch nach seiner Entscheidung im Fall Bastian für »ein Mindestmaß an geistiger Liberalität« in der Bundeswehr kämpfen, schrieb der Minister in seinem Parteiblatt.
Ein Mindestmaß. Genau das ist zu befürchten.

Foto: Keystone

Günther Rall, Generalleutnant, mußte 1975 seinen Job als höchster deutscher Offizier bei der Nato quittieren, nachdem bekannt geworden war, daß er unter falschem Namen einen Freundschaftsbesuch bei den Rassisten in Südafrika gemacht hatte. War damals 57 Jahre alt. Bezieht volle Pension. Berater für eine Rüstungsfirma.

Foto: Keystone

Horst Hildebrandt, Generalleutnant, schied 1979 nach Erreichen des Pensionsalters von 60 Jahren aus. Daß er neben Franco an einer faschistischen Jubelfeier in Madrid teilgenommen hatte, war für seine Karriere als Inspekteur des Heeres schädlich. Bezieht volle Pension.

OSSIP K. FLECHTHEIM
DER KAMPF UM DIE ZUKUNFT
Grundlagen der Futurologie

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Ossip K. Flechtheim

Der Kampf um die Zukunft

Grundlagen der Futurologie

Aktualisierte Sonderausgabe 440 Seiten. 18,– DM

In einer Synthese von Theorie und Praxis nutzt die Futurologie als Zukunftsforschung und -gestaltung Erkenntnisse und Methoden unterschiedlicher Einzel- oder „Zubringer-" wissenschaften, um die unter dem einen herrschenden Gesichtspunkt auszuwerten: Der Rettung des Kollektivs Menschheit.

So wird die von Ossip K. Flechtheim begründete kritische Futurologie als Grundlage allen alternativen Handelns zum Ausgangspunkt für die Diagnose, Prognose und „Therapie" der Gefahren von heute und morgen.

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Umweltschützer, die kettenrauchen; Kernkraftgegner, die vom Alkohol abhängig sind; Kommunisten, die im Partner ihr Privateigentum sehen — ist das die neue Gesellschaft? Können emotionale Krüppel unsere Welt menschlicher gestalten?

Heinz Körner

JOHANNES

Erzählung

amp-verlag

Ein brutal ehrliches Buch über die Entdeckung innerer Wahrheit: Niemand läßt sich gern auf die Diskrepanz hinweisen zwischen seinem Wissen, Denken und Reden — und seinem Leben und Handeln. Doch genau diese Diskrepanz muß überwunden werden, wenn wir eine humanere Gesellschaftsordnung wollen.

ISBN 3-922028-00-4,
104 Seiten DM 12.—

Leibeigenschaft und Sklaverei existieren noch heute in den meisten Liebesbeziehungen! Selbst fortschrittliche Paare scheuen sich keineswegs, den Partner mehr oder weniger offen zum Privateigentum zu degradieren.

Ernest Borneman
Heinz Körner Edit Lankor
Arno Plack Adalbert Schmidt

Eifer sucht

Ein Lesebuch für Erwachsene

amp-verlag

Zur Genealogie der Eifersucht.
Lieben heißt loslassen können.
Die Liebe ist ein Kind der Freiheit.
Eine tödliche Krankheit?
Meine Eifersucht.
Scheitert sexuelle Befreiung an der Eifersucht?

ISBN 3-922028-01-2,
127 Seiten DM 15.—

amp-verlag Lucy Körner
Postfach 1106, 7012 Fellbach

»Geredet wird nur im Kasino«

Foto: Stern/Drinkwitz

Bernd C. Hesslein sprach mit dem unbeliebten General Gert Bastian über das lange Scheitern der roll back-Politik

KONKRET: Herr Bastian, Sie haben ja etwas getan, was für einen General jedweder Nationalität recht ungewöhnlich ist. Sie haben auf dem nuklearen Gebiet vor einer weiteren Aufrüstung gewarnt, und Sie sind dafür strafversetzt worden. Was war eigentlich der Anlaß für Ihren Protest?

BASTIAN: Um es auf eine möglichst einfache Formel zu bringen: Ich bin vollkommen überzeugt, daß in der gegenwärtigen Situation, die ja schon seit Jahrzehnten besteht, das Gleichgewicht des Schreckens den Frieden zwischen den Blöcken gewährleistet. Das ist eine unbefriedigende Vorstellung, aber besser als Krieg. Und ich bin genauso überzeugt, daß deswegen alles, was einseitig unternommen wird, um sich Vorteile zu verschaffen gegenüber dem anderen Block, friedensstörend und friedensgefährdend sein muß. Und genau das ist jetzt ja beschlossen worden. Denn die Situation, die angeblich zu einer Nachrüstung Anlaß gegeben hat, besteht ja schon seit fast zwanzig Jahren. Diese Situation hat in diesen zwanzig Jahren niemanden beunruhigt, niemandem schlaflose Nächte bereitet. Sie hat sich nicht als friedensgefährdend oder friedensstörend erwiesen, sie ist nicht ausgenutzt worden vom Ostblock für irgendwelche Erpressungen gegenüber der Bundesrepublik oder ihren Verbündeten. Im Gegenteil, in diese Zeit fallen ja die sehr wichtigen und für uns sehr positiven Erfolge der Entspannungspolitik, die eingesetzt hat mit der sozialliberalen Koalition. Aber seit einiger Zeit ist ja — leider aus der Bundesrepublik zuerst — und dann übernommen von westeuropäischen Staaten, die Meinung geäußert worden, durch die Modernisierung des sowjetischen Mittelstreckenpotentials (es war ja keine neue Anschaffung, sondern nur eine Modernisierung) in der westlichen UdSSR sei eine Abschreckungslücke entstanden, die durch ein gleichartiges Potential im Westen jetzt schleunigst geschlossen werden muß. Ich habe diese Argumentation von Anfang an nicht für überzeugend gehalten. Denn genauso wie das bisher entstandene sowjetische Mittelstreckenpotential durch das strategisch-nukleare Potential der Vereinigten Staaten in Schach gehalten und damit zur Unwirksamkeit verurteilt worden ist, so wären natürlich auch die modernen sowjetischen Waffensysteme mittlerer Reichweite wie die Raketen SS 20 und die Bombe vom Typ »Backfire« von diesem strategisch-nuklearen Potential der Vereinigten Staaten auch in Zukunft in Schach zu halten.

Es spricht also überhaupt nichts dafür, dieser Drohung, wenn man sie als Drohung verstehen will, eine gleichartige Gegendrohung in Mitteleuropa entgegenzusetzen, denn die Bedingungen für einen nuklearen Schlagabtausch zwischen Sowjetunion und Mitteleuropa sind einfach zu unterschiedlich, als daß das in irgendeiner Form für die Europäer vorteilhaft sein könnte.

KONKRET: Wo war in dieser Entwicklung für Sie der Punkt, daß Sie ein sehr entscheidendes, und wie ich meine, ein historisches Alarmzeichen durch ihr Memorandum gegeben haben? Wo ist der Qualitätssprung?

BASTIAN: Der Qualitätssprung ist für mich eingetreten, als ich von den Nachrüstungsbeschlüssen der NATO Mitte Dezember '79 eine sehr nachteilige und das Klima zwischen den Blöcken auf lange Zeit hin verschlechternde Wirkung habe ausgehen sehen. Ich habe eigentlich nie recht begriffen, warum diese ganz klare Meinungsäußerung des Kreml gegen die Nachrüstung hier im Westen nicht ernst genommen worden ist; weshalb unsere Politiker sich für berechtigt gehalten haben, dies als taktisches Störmanöver zu qualifizieren und nach dem Besuch von Gromyko in Bonn, der ja noch einmal ganz eindeutig und unmißverständlich die Folgen erklärt hat, noch nach diesem Besuch

hier der Bevölkerung zu sagen, das ist ja nur Theaterdonner. Über kurz oder lang werde auch nach einem Nachrüstungsbeschluß verhandelt. Und überhaupt gerade mit diesem Beschluß würden wir die Sowjets an den Verhandlungstisch zwingen.

Das ist eine Vorstellung, die sich früher schon als völlig unzutreffend erwiesen hat. Mit der Politik der Stärke, mit der Vorstellung eines roll back und dem Auftrumpfenwollen, um die Russen an den Verhandlungstisch zu zwingen, hat man in Bonn nie etwas erreicht. Es war also überhaupt nicht begründet und vorstellbar, weshalb man nun mit einem Rückfall in ein solches Verfahren etwas erreichen sollte.

KONKRET: Sie haben in ihrem Memorandum an Verteidigungsminister Hans Apel davor gewarnt, daß wir uns aus falschverstandener Bündnistreue in eine Großmacht-Politik mit hineinbegeben könnten, die sich eigentlich aus historischer Erfahrung für uns verbieten sollte. Wie aber macht man das: von den Amerikanern als Schutzmacht abhängig zu sein und trotzdem nicht einfach mitzulaufen?

BASTIAN: Die NATO ist ein Bündnis, das ausschließlich zum Schutz ihrer Mitgliedsstaaten vor einem unprovozierten Angriff geschaffen worden ist. Das heißt, wenn einer dieser Mitgliedstaaten Opfer eines unprovozierten Angriffs wird, er den Schutz aller anderen Staaten mehr oder weniger automatisch genießt. Das Bündnis hat nicht den Zweck, die Politik der Vereinigten Staaten in anderen Bereichen abzudecken oder zu unterstützen, oder den Vereinigten Staaten Hilfe zu versprechen bei der Verfolgung ihrer Politik in anderen Teilen der Welt, wie berechtigt oder unberechtigt diese Ziele auch sein mögen. Es ist grundsätzlich nicht Aufgabe der NATO, über den Schutz der in diesem Bündnis versammelten Staaten hinaus amerikanische Politik in der Welt zu ermöglichen und zu unterstützen. Und deswegen halte ich auch alle Tendenzen, den NATO-Auftrag zu erweitern, z.B. auf den Mittleren Osten oder auf den Fernen Osten, für äußerst bedenklich und mit der Zielsetzung des Bündnisses unvereinbar.

KONKRET: Wir hatten während des Krieges der USA in Vietnam doch schon mal eine ähnliche Situation, als einige Politiker behaupteten, Berlin werde in Saigon verteidigt, und darum müßten wir auch besondere Hilfeleistungen gegenüber Amerika erbringen. Sehen Sie die Gefahr, daß wir in eine ähnliche politische Fehleinschätzung hineinkommen?

BASTIAN: Bei der Regierung sehe ich sie im Augenblick nicht, zum Glück. Aber wenn man einigen Oppositionspolitikern folgen würde, wäre diese Gefahr zweifellos gegeben. Da ja niemand weiß, ob die Opposition nach den Wahlen nicht die Regierung bildet, und im ängstlichen Teil der Bevölkerung oder auch in einem sehr nationalistischen Teil der Bevölkerung mit starken Worten eine breite Resonanz findet, sollte man solchen Vorstellungen frühzeitig entgegenwirken und gegenhalten.

KONKRET: Wie verhält sich ein General, wenn er, was ja selten genug ist, an der verteidigungspolitischen Konzeption der Regierung Kritik zu üben hat. Darf auch er seinem Gewissenskonflikt Ausdruck geben? Kann er widersprechen, ohne den Primat der Politik in Frage zu stellen?

BASTIAN: Er hat die Möglichkeit, und er hat auch die Pflicht, seine Bedenken seinem Dienstherrn vorzutragen. Er kann sie nicht im Busen verschließen und es dabei sein Bewenden haben lassen. Das glaube ich, wäre ein schwerer Verstoß gegen seine Pflicht. Wie anders soll denn der Dienstherr auf Gefahren und Risiken der Verteidigungspolitik hingewiesen werden? Er muß sich darauf verlassen können, daß seine höchsten militärischen Führer, denen er vertraut, ihm offen diese Bedenken sagen. Er kann sich doch unmöglich mit einer Situation zufrieden geben wollen, in der er nur von militärischen Beratern umgeben ist, die in bedingungsloser Gefolgschaft — auch wider besseres Wissen, auch wider eigene Meinung — ihre Pflicht sehen würden. Ich hielte das also für sehr schädlich, wenn es so wäre.

KONKRET: Wie findet denn eine Meinungsbildung zu einem so entscheidenden Schritt wie den Aufrüstungsbeschluß der NATO im vergangenen Dezember innerhalb der Bundeswehr statt?

BASTIAN: Das ist gar nicht so leicht zu beantworten. Auch nicht für einen ehemaligen Divisionskommandeur, denn ein Meinungsbildungsprozeß in diesem Sinne, der nun also das höhere Führer-Korps umfaßt oder in die Entschlußfassung mit einbezogen hätte, hat ja gar nicht stattgefunden und war sicher auch gar nicht vorgesehen. Oberhalb meiner dienstlichen Ebene, also im Bereich des militärischen Führungsrats des Verteidigungsministeriums, da nehme ich sicherlich an, daß ein solcher Meinungsbildungsprozeß stattgefunden hätte.

KONKRET: Und auf der Ebene Ihrer Verantwortung ist es da möglich, oder zumindest denkbar, daß über solche wichtigen Entscheidungen, die ein General im Kriegsfall auszuführen hat, zumindest diskutiert wird? Oder wird zuviel geschwiegen in der Führungsspitze der Bundeswehr nach dem Grundsatz: Volle Deckung und nicht auffallen?

BASTIAN: In vielen Grundsatzfragen wird wahrscheinlich ein bißchen zuviel geschwiegen und nur im Kasino geredet. Anders in Fragen des militärischen Alltags. Etwa zur Unteroffiziersausbildung, der Offiziersausbildung und der neuen Wehrstruktur. Da hat ein solcher Meinungsbildungsprozeß im Heer natürlich stattgefunden. In erheblicher Breite, sogar mit Diskussionen und Gegenvorstellungen. Es herrscht offensichtlich die Vorstellung, daß in Fragen, die in den politischen Bereich hineinführen, wie hier bei der Nachrüstung, daß ein solcher Prozeß nicht notwendig oder wünschbar ist. Es hat ihn auch nicht gegeben.

KONKRET: Aber einmal anders herum: Wenn die Bundesregierung sich dem Drängen der amerikanischen Partner widersetzt und den geforderten Nachrüstungsbeschluß verweigert hätte. Wie wäre denn dann die Diskussion innerhalb der Bundeswehr verlaufen?

BASTIAN: Das ist eine berechtigte Frage. Ich weiß, daß die Mehrheit meiner Kameraden meine Meinung nicht teilt, sondern eher die Beschlüsse so, wie sie gefallen sind, wünscht und unterstützt. Es hätte also im anderen Fall sicher eine breite Diskussion gegeben, auch in Briefen an den Minister und Vorlagen und Initiativen mit dem Ziel, eine Revision dieses ablehnenden Beschlusses zu erreichen. □

Olle & Wolter

kritik

Zeitschrift für sozialistische Diskussion Nr. 23

Grüne Welle?

Heinz Brandt, Bernd Rabehl, Rudolf Bahro, Hajo Funke, Horst-Dieter Rönsch, Volkhard Brandes u.a. diskutieren über Rote, Grüne, Strauß und SPD

Rabehl: Kritik an Bahro

Verlag Olle & Wolter 7 DM / im Abo 6 DM

alle brauchen kritik

deshalb abonniere ich die kritik ab der nächsten Ausgabe. ○ bitte ankreuzen!

außerdem bestelle ich die bereits erschienenen Hefte, und zwar:

Datum,
Unterschrift.....

warum?

In jedem Heft gibt es immer etwas, was man nicht erwartet. Vom Thema, von den Autoren. Wer sich diese regelmäßigen Überraschungen nicht entgehen lassen will, sollte zum Abo greifen. Billig ist die KRITIK ohnehin schon, ganze 7 Mark das Heft, im Abo kostet sie für 4 Hefte im Jahr nur noch 24,— plus Porto. Bitte Coupon ausfüllen und an den Verlag Olle & Wolter, Postfach 4310, 1000 Berlin 30 einsenden. Dann kommt die KRITIK alle vier Monate prompt ins Haus. Man kann die KRITIK aber auch über eine Buchhandlung abonnieren, wenn eine gerade in der Nähe ist, die man sowieso regelmäßig besucht. Dann wird auch noch das Porto gespart.

Die Linke in der BRD hat ein Stadium der Zersetzung erreicht, das deren Überwindung notwendig und ansatzweise möglich macht. Die KRITIK will sich in diesen Prozeß einmischen und versuchen, ihn zu beschleunigen. Alte politische Fronten verstellen heute den Blick auf wirkliche Probleme, führen zu fragwürdigen Koalitionen und lähmen die Bewegung. Die KRITIK wird sich diesen Problemen widmen und versuchen, die Frontstellung zu korrigieren. Die Diskussion über Ziele und Wege sozialistischer Politik wird radikal geführt werden: ohne Sentimentalität, Dogmatismus oder Resignation, dafür aber mit der nötigen Portion Selbstkritik.

Im Redaktionsbeirat der KRITIK arbeiten mit:
F. Claudin, R. Dutschke, O.K. Flechtheim, H. Fleischer, R. Jungk, E. Krippendorff, L.L. Radice. E. Mandel, K. Meschkat, L. Mez, J. Moneta, A. Münster, O. Negt, T. Pirker, B. Rabehl, J. Steffen.

kritik

Von Werner Heine

Das mit dem Foxtrott geht in Ordnung

Ich hab's noch im Ohr: Vor sieben Jahren, auf dem Bundesparteitag der SPD in Hannover, sagte der damalige Juso-Vorsitzende Wolfgang Roth: »Als nächstes kommen die Ärzte dran.« Fünf Minuten vorher hatte nämlich der Parteitag beschlossen, den auf Gewinnstreben ausgerichteten Berufsstand der Wohnungsmakler gesetzlich abzuschaffen. Ein Beschluß, den damals Helmut Schmidt »nicht sehr weise« nannte.

Schmidt wurde darauf Bundeskanzler, aber was wurde aus den Maklern und den Ärzten? Das erfährt man am besten in der Godesberger Allee 54 beim Bundesverband der Freien Berufe. Dort ist seit einiger Zeit Dietrich (»Didi«) Rollmann Hauptgeschäftsführer und damit also überparteilicher Lobbyist, was man ihm nicht immer nachsagen konnte. Er saß 17 Jahre lang für die CDU im Bundestag, war mal Bundesvorsitzender der Jungen Union und Landesschef der CDU in Hamburg. Die Begrüßung fällt unhanseatisch herzlich aus. Didi hat Heimweh nach der Alster.

Die Makler und die Ärzte, das ist rasch erzählt, sind nicht verstaatlicht worden. Den Rollmann quälen ganz andere Probleme. Die Architekten-Schwemme hat diesen Berufszweig zu einer »Randgruppe« der Gesellschaft gemacht, lerne ich. Wage den Einwand, daß es den Zahnärzten vielleicht nicht schlecht geht. Richtig, aber jeder angestellte Arbeitnehmer hat seinen steuerlichen Freibetrag, nur der Freiberufler nicht. Und schon greift der überparteiliche Rollmann den Strauß an, weil der nur eine Erhöhung des steuermindernden sogenannten Vorwegabzugs für Vorsorgeleistung der Selbständigen gefordert hat. Die Regierungskoalition sei da gedanklich schon viel weiter.

Und dann ist da noch das Problem mit der Randgruppe Tanzlehrer, denen von den Tanzsportvereinen die Klientel weggeschnappt wird, weil, da bekommt man den Foxtrott gegen eine minimale Mitgliedsgebühr beigebracht. Aber nächste Woche ist ein Spitzentreffen des Bundesverbandes der Freien Berufe mit Oppositionschef Kohl, und demnächst wird der Kanzler zu Gast sein, und dann wird das mit dem Foxtrott schon in Ordnung gehen. Im Übrigen: Nicht Verstaatlichung, sondern Privatisierung heißt das Gebot der Stunde.

Ich versuche zu erklären: Wenn private Unternehmer öffentliche Dienstleistungen privatisieren wollen, dann nur, weil sie Gewinne wittern. Der Bremer Ratskeller, zum Beispiel, ist ein staatlicher Betrieb und macht Gewinn für die Staatskasse und deshalb drängeln sich die privaten Bewerber um die Übernahme dieses Betriebs. Und dort wo der Staat Verluste macht — Beispiel Gebäudereinigung — können die Privaten nur Gewinne machen, wenn sie die Arbeitsnormen erhöhen und/oder die Sozial-Kosten senken (Arbeiter bei privaten Reinigungsfirmen sind allgemein nicht sozialversicherungspflichtig). Das bedeutet: Ausbeutung der Arbeiter oder Ausbeutung der Steuerzahler, die später die 60jährige Putzfrau ohne Rentenanspruch durch Sozialhilfe ernähren müssen.

Der Rollmann findet das Wort Ausbeutung gräßlich. Im öffentlichen Dienst säßen so viele Leute faul am Schreibtisch statt einen anständigen Facharbeiter-Beruf zu ergreifen. Das müsse anders werden.

Da ist er sich einig mit der Bankiers-Tochter Birgit Breuel, die in Niedersachsen als Wirtschaftsminister gerade die Privatisierung vorantreibt. Aber andererseits, als Überparteilicher, findet er die niedersächsische Landesregierung bedenklich: »Dieser Albrecht ist eiskalt.« Das darf ich zitieren. Und auch noch ein Wort des Hamburger Ex-CDU-Chefs zum Nachfolger im Amt, Jürgen Echternach, und zur Lage in seiner Hansestadt: »Selbst wenn der Klose nackend über den Jungfernstieg ginge, würde der immer noch jede Wahl gegen Echternach gewinnen.« Ein nachdenkenswerter Vorschlag. Danke, Didi.

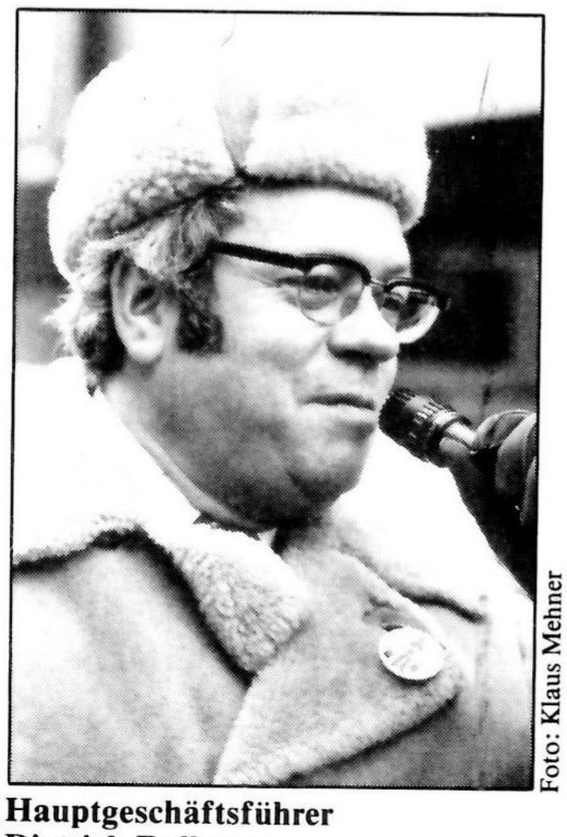


Foto: Klaus Mehner

Hauptgeschäftsführer Dietrich Rollmann

Es gab mal eine Sternstunde des deutschen Fernsehens. Das war, als Herbert Wehner einen Bonner ARD-Korrespondenten anbrüllte: »Ich weiß nichts, und Sie wissen auch nichts, Herr Lüg!« Ernst Dieter Lueg weiß wieder was. Kürzlich belehrte er einen CDU-Parlamentarier, wer den NDR wirklich zerschlagen habe. Nicht Stoltenberg, nicht Albrecht, nicht die Proporz-Journalisten, sondern »eine Handvoll Linksradikaler« im Sender. Herzliche Bitte an den Genossen Wehner: Da capo!

Die Sozialdemokraten machen sich Gedanken über den Ausgang der Bundestagswahl. Die Frage ist nicht allein: wieviele Genossen kommen rein, sondern was für welche? Sonst hat man nachher die Wahl gewonnen, und da sitzen lauter Linke, die sich nicht disziplinieren lassen. Nach der so gut wie abgeschlossenen Aufstellung der Kandidaten in den 248 Wahlkreisen drohen der künftigen Fraktion neue MdBs wie der AKW-Gegner Günther Jansen aus Schleswig-Holstein oder der Juso-Vorsitzende Gerhard Schröder aus Hannover. Bleibt nur noch der Zugriff auf die Landeslisten, über die die restlichen 248 Abgeordneten gewählt werden. Den versuchen jetzt so gefolgstreue Kanalarbeiter wie Peter Reuschenbach, Ex-Referent von Willy Brandt, der in der Fraktion keine Gelegenheit ausläßt, um seinem Parteivorsitzenden eins auszuwischen, und Werner Zeitler, anno dunnemals im Vorstand bei den »Falken«. In mehreren Zusammenkünften beschlossen die Kanaler, mit einer Tradition in Nordrhein-Westfalen zu brechen. Bisher bestätigte der SPD-Landesparteitag dort immer die Kandidatenvorschläge der vier SPD-Bezirke. Jetzt sollen erstmals Gegenkandidaten gegen Linksverdächtige aufgestellt werden. Viva, westliches Westphalia.

Im Deutschen Bundestag sitzt seit Jahren ein Mann namens Leo Ernesti. Der ist Oberst der Reserve und macht immer brav seine Wehrübungen. Damit diese Übungen auf die Dienstzeit und dereinst auf die Höhe der Pension Einfluß haben, mußte das Soldatengesetz geändert werden. Die SPD-Fraktion beschloß am 12. Februar diese Ergänzung. Und nennt, klammheimlich, diese Novelle »Lex Ernesti«. Ein guter Schritt in die Richtung Große Koalition: Ernesti ist Abgeordneter der CDU.

Manfred Coppik, SPD-MdB aus Offenbach, hat die Weihnachtsferien des Parlaments genutzt, um den kurdischen Teil der Türkei zu bereisen. Die Lage dieser Minderheit hat sich seit dem Wahlsieg des Konservativen Demirel dramatisch verschlechtert. Linke werden verfolgt. Die kurdische Sprache ist von Amts wegen verboten. Das immer noch bestehende Kriegsrecht, das eine Verhaftung von Bürgern ohne Begründung bis zu vierzehn Tagen gestattet, wird extensiv ausgenutzt. Oppositionelle, Gewerkschafter, Intellektuelle werden immer wieder erneut eingesperrt. In den Gefängnissen wird gefoltert. Coppik kann belegen, daß einem jungen Mann die Hand mit einem Elektrobohrer durchlöchert wurde. Der Mord eines Polizisten an einem Linken wird strafrechtlich nicht verfolgt. Das zweijährige Kind eines Lehrers wurde von der Polizei als Geisel genommen, um den flüchtigen Vater zur Aufgabe zu zwingen. Also Grund genug, um Heinrich Geißler, Generalsekretär der CDU, im ZDF fordern zu lassen: »Demirel kann ein Ludwig Erhard der

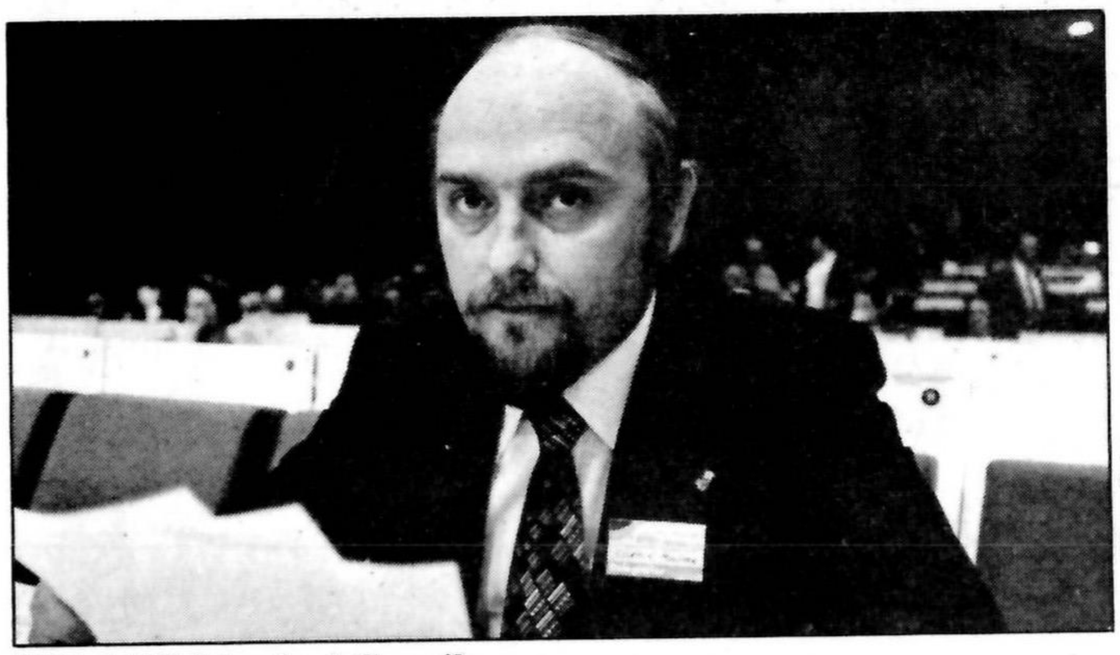


Foto: Klaus Behr

SPD-MdB Manfred Coppik

Türkei werden, aber er braucht einen Marshall-Plan wie wir damals.« Der Marshall-Plan kommt. Die Bundesregierung überlegt zur Zeit nur noch, ob sie 400 oder 500 Millionen Mark als erste Hilfe schicken soll. Überwiegend Waffen, versteht sich. Denn seit Afghanistan werden die Aufmarschgebiete rund um die Sowjetunion immer knapper.

Die SPD-Nachwuchsorganisation »Die Falken« gibt eine Zeitschrift namens »Schlaglichter« heraus. Auf der Titelseite der letzten Ausgabe dieses informativen Magazins wurde ein Beitrag des Genossen Ahad Rahmanzadeh so angekündigt: »Der Kampf des iranischen Volkes für mehr Freizeit«. Gedruckt und dann schnell wieder eingestampft wurde das von einem SPD-Verlag. Aber war da nur der Dreckfuhler-Teufel umtriebig? Das SPD-Zentralorgan, Unterabteilung Reisebüro, bietet in halbseitigen Anzeigen Urlaubsziele an unter dem Motto: »Vorwärts: Zur Wonne, zur Freizeit«. Das ist nicht etwa die Verhohnepipelung eines traditionsreichen Arbeiterliedes, sondern lediglich die Aktualisierung von »Ewig der Sklaverei ein Ende«.

Kontaktsperre, Trennscheibe beim Verteidigergespräch, Kontrollstellen auf öffentlichen Wegen, Strafbarkeit der publizistischen Verherrlichung von Gewalt, flächendeckende Durchsuchung von Wohnungen, Einschränkung des Postgeheimnisses (G 10-Gesetz) — das ist der Katalog der sogenannten Antiterror-Gesetze, über deren Abbau der Arbeitskreis Rechtswesen der SPD-Fraktion jetzt berät. Was nach Mogadischu und der Ermordung von Schleyer von der Regierung Volk und Fraktion als unabweisbar für die Rettung des Vaterlandes verkauft wurde, hat sich in der Praxis als unverhältnismäßig gegenstandslos erwiesen. Die Streichung des Paragraphen 88 a ist beschlossene Sache. Seine Folgen — zum Beispiel die Verurteilung von Berliner Druckern wegen technischer Herstellung eines möglicherweise verfassungswidrigen Textes — sind selbst der Bundesregierung unheimlich. Der Arbeitskreis Rechtswesen bereitet deshalb einen Gesetzentwurf »zum Ausbau der demokratischen Freiheitsrechte« vor, dessen Begründung ein *gutes* Stück sozialdemokratischer Prosa ist: »Die verabschiedeten Gesetzesänderungen haben zusammengenommen das Gleichgewicht des freiheitlichen Rechtsstaats zum Nachteil des als unschuldig geltenden verdächtigen Bürgers und zum Vorteil der Staatsmacht verändert. Die vom Gesetzgeber beabsichtigte Wirkung... ist nicht eingetreten.« Dank für die Einsicht.

Aber mit der Abschaffung anderer Einschränkungen der freiheitlich demokratischen Grundordnung ist die Fraktionsspitze noch etwas zögerlich. So soll laut G 10-Gesetz die Aufhebung von Grundrechten mögliche außenpolitische Bedrohungen der BRD abwenden helfen. Die Frage des SPD-Abgeordneten Hajo Hoffmann (Saarbrücken) an die Bundesregierung, ob denn die Kontrollee des grenzüberschreitenden Postverkehrs zu vorzeitigen Erkenntnissen über den Einmarsch in Afghanistan geführt habe, wurde von der Fraktionspitze gebremst. Dabei war das gar nicht als Scherzfrage gemeint.

WAHLKAMPF

Kandidaten-Vorstellung

Venske fragt: Wer war's?

»... Die Chancen, nicht einen totalen Idioten als Staatschef zu bekommen, sind bei freier Wahl größer als umgekehrt. Die Riesen-Erscheinungen der deutschen Wahlkaiser sind der beste Beweis dafür. Unter ihnen ist kein einziger vollkommener Trottel, während in den Erbmonarchien auf zehn Regenten mindestens acht kommen, die sich im bürgerlichen Leben noch nicht einmal mit einem Kramladen durchsetzen könnten.

Bei der Auswahl des Staatschefs muß eine Persönlichkeit gesucht werden, die nach menschlichem Ermessen eine gewisse Stabilität der Staatsführung auf längere Dauer verbürgt. Das ist nicht nur für eine erfolgreiche Verwaltung des Staates, sondern erst recht für die Durchführung jeder größeren staatlichen Planung Voraussetzung.

Es muß dafür gesorgt werden, daß der führende Mann des Staates, von Einflüssen der Wirtschaft unabhängig, nicht durch wirtschaftlichen Druck zu irgendwelchen Entscheidungen gezwungen werden kann. Er muß deshalb von einer politischen Organisation gestützt sein, deren Stärke in ihrer festen Verankerung im Volke liegt, und die über den wirtschaftlichen Dingen steht. Ohne Organisation, das heißt ohne Zwang, und damit ohne Verzicht für den einzelnen, geht es nicht. Das ganze Leben ist ein fortgesetzter Verzicht auf individuelle Freiheit. Und je höher ein Mensch steigt, desto leichter muß ihm der Verzicht fallen, denn desto eher muß er auf Grund seines erweiterten Überblicks die Notwendigkeit des Verzichts einsehen. Das unterscheidet ja gerade den Menschen, der in einem gebundenen Staatswesen nach oben kommt, von dem Menschen, der immer in der großen Masse bleibt: daß er mit seiner Leistung wächst und seine Einsicht mit seiner Leistung reift.

Wo aber stehen wir heute? Ein geistiger Anarchismus ist entstanden. Wir werden aufräumen mit der Vorstellung, als gehöre es zur staatspolitischen Freiheit, daß jeder aussprechen kann, was er Lust hat. Wir werden via Pressegesetz dafür sorgen, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen Männern der Regierung nicht vor dem Volk mehr ausgekämpft werden!

Was für ein Glück für die Regierungen, daß die Menschen nicht denken. Denken gibt es nur in der Erteilung oder im Vollzug eines Befehls. Wäre es anders, so könnte die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Aber unsere Justiz ist noch zu wenig elastisch. Die begreift nicht die jetzige Gefahr, die darin liegt, daß das Verbrechertum sich eine Art Einbruchstelle öffnet, um in die Gesellschaft in dem Augenblick hineinzuströmen, wenn ihr der Zeitpunkt gekommen scheint. Wer sich gegen die Gesellschaftsordnung an sich wendet, den schieße ich rücksichtslos nieder. Jeder Versuch, diesen Staat mit Gewalt zu erschüttern, wird mit Blut ertränkt. Aber alles, was man nur tun kann, die anständigen Menschen zu fördern, wird vom Standpunkt einer hohen Verantwortlichkeit dem ganzen Volkskörper gegenüber getan. Die einen sind mehr zur Führung, die anderen mehr zur Ausführung geeignet.

Es ist ein eiskaltes Vernunftsproblem: Wer ist fähig zu führen? Wer auszuführen? Beide sind absolut notwendig zur Erhaltung des Ganzen. Wer zum Führen die Fähigkeit bewiesen hat, bekommt die Autorität. In keiner Stelle darf die Autorität bei dem liegen, der nicht führen kann.

Wenn die Menschheit Geschichte studieren würde: was für Konsequenzen würden sich ergeben! Da wird irgendwo ein Schädel gefunden, und alle Welt sagt: So haben unsere Vorfahren ausgesehen. Wer weiß, ob der Neanderthaler nicht ein Affe war? Jedenfalls haben dort UNSERE Vorfahren nicht gesessen in jener Zeit! Unser Land war ein Sauland, durch das sie höchstens durchgezogen sind. Europa vor der Wiederholung einer derartigen Krise bewahrt zu haben, wird einmal als das Verdienst christlich-sozialen Unternehmertums gefeiert werde.«

Frage an eine aufgeklärte Leserschaft: Ist dieser Redeauszug unseres Kandidaten echt? Oder ist er frei erfunden?

Bitte kreuzen Sie an:

echt ☐

frei erfunden ☐

Die richtige Antwort finden Sie auf Seite 48

Verstehst du das, Graham?

Der arbeitslose Tierpfleger Fritz S. verbreitet seine Meinung in der Kölner Schillergasse Foto: Gernot Huber

Henryk M. Broder versucht, einem Freund in Israel zu erklären, warum er — trotz allem — immer noch in der Bundesrepublik lebt

MEIN lieber Graham,
ich hab dir lange nicht mehr geschrieben und hab auch ein ganz schlechtes Gewissen; ich schulde dir immer noch die Antwort auf eine Frage aus deinem letzten Brief: ob ich denn nicht endlich genug und die Nase voll hätte von den idiotischen Auseinandersetzungen mit der Polizei und der Justiz, wolltest du wissen, das würde doch nichts bringen und auch keinem was nutzen. Du hast recht, aber was du vielleicht nicht weißt: Es gibt nicht mehr viele Sachen, über die ich mich noch wundern kann — und an den paar, die es noch gibt, hänge ich halt ein wenig. Ich will dir an ein paar Beispielen erklären, was ich meine:

Da sagt ein Polizeibeamter »Die Kollegen hätten besser schießen sollen« und drückt so sein Bedauern darüber aus, daß ein — später freigesprochener — Angeklagter seine Festnahme durch die Polizei überlebt hat. Er bekommt, nachdem die Sache bekannt wird, einen Strafbefehl über 600.— Mark — wegen Beleidigung, nicht wegen Aufforderung zur Gewalt oder Billigung von Straftaten. Ein Mann, der seine Katze vom Balkon wirft, wird wegen Tierquälerei zu 750.— Mark Geldstrafe verurteilt.

Astrid Proll, gegen die eine falsche Mordanklage konstruiert und über Jahre aufrechterhalten wurde, soll schließlich wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt und ähnlicher Lächerlichkeiten nach dem Willen der Anklagebehörde für sechseinhalb Jahre ins Gefängnis. Bei Ernst Heinrichsohn, einem christlich-sozialen Bürgermeister aus Bayern, der einige zehntausend französische Juden endlösen half, hält der Staatsanwalt fünf Jahre wegen Beihilfe zum Mord für eine angemessene Strafe, zumal sich Heinrichsohn vor und auch nach dem Kriege nichts hat zuschulden kommen lassen. Kannst du verstehen, lieber Graham, daß ich mich einfach wundern muß? Daß ich gar nicht anders kann, obwohl ich weiß, daß es albern, ja leichtsinnig ist, über einzelne Maßnahmen einer Justiz zu staunen, die ihre Maßstäbe spätestens an dem Tag offenbart hat, als das Bundesgericht der BRD entschied, der Volksgerichtshof der Nazis unter seinem Vorsitzenden Freisler sei ein »ordentliches Gericht« gewesen, dessen Angehörige sich an Recht und Gesetz gehalten hätten.

Dabei muß ich, um mein Staunen zu nähren, gar nicht auf solche grundsätzlichen Entscheidungen zurückgreifen. Kleinere Geschichten tuns auch. Da läuft z.B. in Köln seit ein paar Monaten ein Mann mit selbstgemalten Plakaten durch die Stadt. Er ist gelernter Tierpfleger und seit Jahren — von Gelegenheitsjobs abgesehen — arbeitslos. Er demonstriert gegen die Arbeitslosigkeit — »Bonns permanenter Skandal« — und für das Recht auf Arbeit, *sein* Recht auf Arbeit. Er bettelt nicht, er pöbelt niemanden an, er hat sich ein Plakat umgehängt, darauf steht: »Ich scheiße auf den Staat!« Und deswegen wird er von der Staatsanwaltschaft angeklagt »fortgesetzt öffentlich die Bundesrepublik Deutschland beschimpft zu haben«. Ein Richter verurteilt ihn zu 400.— Mark Geldstrafe, was für ihn, den mittellosen Arbeitslosen, 40 Tage Haft bedeutet. In seiner Urteilsbegründung schreibt der Richter, der Angeklagte habe »eine ganz ungewöhnliche Tatsachen- und Rechtsblindheit an den Tag gelegt« und »in mutwilliger Weise ohne ersichtlichen schwerwiegenden Anlaß die Bundesrepublik Deutschland beschimpft«.

Verstehst du das, Graham? Ein Mensch, der ohne Arbeit ist, hat hierzulande keinen »ersichtlichen schwerwiegenden Anlaß«, seine Wut und seine Verzweiflung vor sich herzutragen. Er legt »Rechtsblindheit« an den Tag, »ungewöhnliche Rechtsblindheit« sogar, wenn er dem Staatsapparat, als dessen Opfer er sich fühlt, den unnötigen Respekt verweigert. Er äußert, so der Richter in seiner mündlichen Urteilsbegründung, »Unmut, Ärger und unkontrollierte Gefühle«; und so was darf nicht sein in einem Rechtssystem, das für jeden Schreibtischmörder mildernde Umstände bereithält, wenn er seine Verbrechen ohne Unmut, ohne Ärger, mit kontrollierten Gefühlen und auf einer korrekten Rechtsgrundlage verübte.

Der arbeitslose Tierpfleger, der da der deutschen Justiz völlig unbeabsichtigt zu einer weiteren an sich nicht mehr nötigen Selbstentblößung verhalf, hat auch im Vorfeld der Justiz für eine Klarstellung gesorgt, indem er vor ein paar Monaten den Kölner Polizeipräsidenten um Hilfe bat, da er schon mal von erbosten Kölner Bürgern, die weni-

ger Rechtsblindheit als er an den Tag legen, auf der Straße angegriffen wurde. Die Bitte (»Stellen Sie mir einen uniformierten Beamten zur Seite, auf dessen demokratische Gesinnung ich mich verlassen kann ...«) wurde von dem sonst keineswegs tatsachenblinden Polizeipräsidenten nicht als Provokation erkannt und folgendermaßen beschieden: »Ihr Schreiben gibt mir keinerlei Veranlassung, Ihnen Polizeischutz zur Verfügung zu stellen. Eine solche Maßnahme könnte nur dann in Erwägung gezogen werden, wenn Sie bei der Durchführung Ihrer Aktion die Schranken beachtet hätten, die die Verfassung dem Recht der freien Meinungsäußerung gesetzt hat. Wer — wie Sie es getan haben — diese Schranken unbeachtet läßt, setzt damit selbst eine Ursache für mögliche Angriffe ...«

Verstehst du das, lieber Graham? Der Polizeipräsident entscheidet darüber, wo das Recht auf freie Meinungsäußerung aufhört, und wer jenseits dieser »Schranken« agiert, ist selber schuld, wenn ihm was zustößt; in der Sprache der freiheitlich-demokratischen Schrankenwärter: »... setzt damit selbst eine Ursache für mögliche Angriffe.« — Demnächst darf sich jeder, der einen Kommunisten spontan massakriert, auf den Kölner Polizeipräsidenten und darauf berufen, dieser Kommunist habe die »Schranken der FDGO unbeachtet gelassen und damit selbst eine Ursache gesetzt« für das Massaker an seiner Person.

Versuch dir mal vorzustellen, lieber Graham, dein Vater wäre im Jahre 1936 oder 1937 über den Kurfürstendamm spaziert, den amtlich verordneten Gelben Stern auf der Brust und in der Hand ein Transparent mit, nehmen wir mal an, diesen Worten: »Juden sind auch Menschen«. Versuch dir vorzustellen, dein Vater wäre deswegen von ein paar SS-Leute verprügelt worden und er hätte sich daraufhin um Hilfe an die Polizei gewandt. Fällt es dir noch schwer, dir die Antwort vorzustellen, die dein Vater bekommen hätte?

Ich kann nichts dafür, mein Lieber, ich wundere mich über die deutsche Kontinuität immer noch und jeden Tag aufs neue. Zwischendurch wundere ich mich auch darüber, daß ich mich immer noch wundere, obwohl es über dieses Phänomen spätestens seit Tucholsky nichts neues zu sagen gibt. So betrachtet ist die Aussage »Ich scheiß auf diesen Staat!« vielleicht die Ultima ratio des vergeblichen Bemühens, sich mit diesem Staat, seiner Vergangenheit und Gegenwart, vernünftig auseinanderzusetzen. Aber auch das geht nicht, weil die Grenzen der Vernunft von den Gerichten gezogen werden. In freier Beweiswürdigung natürlich.

Sei vielmals gegrüßt und wundere dich bitte über nichts mehr, Dein Henryk Moishe Broder □

»Meine Schilder sind so breit wie ich selber«

Henryk M. Broder fragte Fritz S., warum der auf diesen Staat scheißt

Warum bist du eigentlich arbeitslos?

Ich bin stadtbekannter Kommunist und die ganzen Zoologischen Gärten sind im staatlichen oder städtischen Besitz und da krieg ich keinen Fuß mehr in die Tür. Das Wort »Berufsverbot« ist in meinem Fall zwar noch nicht gefallen, aber ich hab schon so viele Bewerbungsschreiben losgelassen und auf so vielen Kanälen versucht, Arbeit zu kriegen — ich blitz überall ab.

Foto: Gernot Huber

Meinungsträger Fritz S. nach seiner Verurteilung

Seit wann machst du diese Schilderaktion hier in Köln?

Seit ungefähr zwei Jahren. Angefangen hats, als in der Werderstraße Wohnhäuser von der Gothaer-Versicherung abgerissen worden sind. Damals war mein erster Schildertext »Wieviel Banken und Versicherungen braucht der Mensch, um glücklich zu sein?« Und am nächsten Tag »Kann man eine wildgewordene Versicherung enteignen?« — Ich hab in den letzten Jahren verschiedene Schilder getragen mit ganz verschiedenen Texten und dieses »Ich scheiß auf diesen Staat!«, das war nur das Tüpfelchen auf dem i, ein begleitender Text sozusagen, andere sind mir da viel wichtiger, aber ausgerechnet daran haken sich die Reaktionäre jetzt fest.

Und wie reagieren die Leute auf dich?

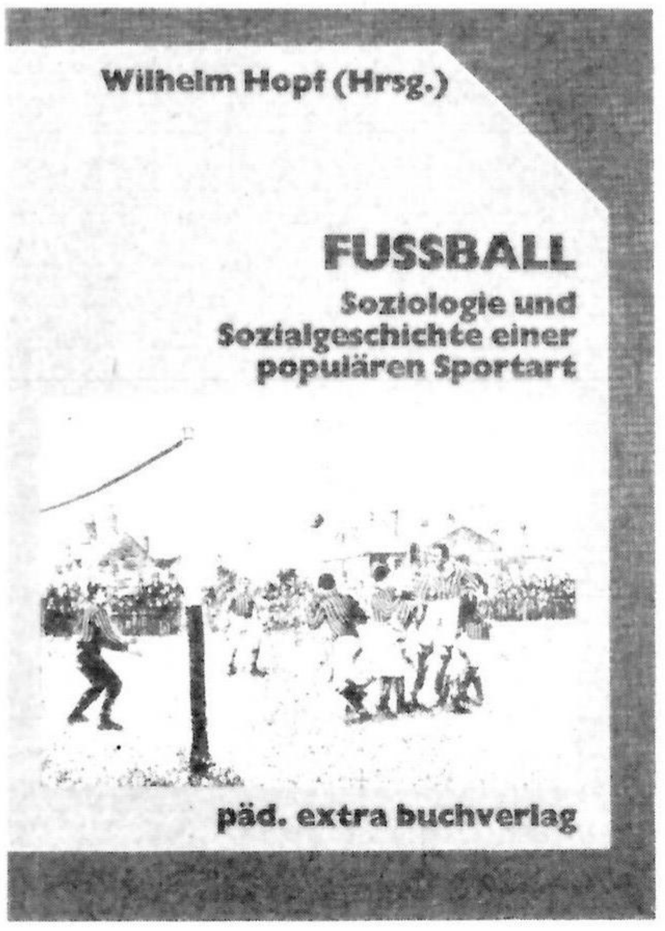
Meist mit Häme, es gibt auch ganz böse Reaktionen. Durch mein Schildertragen hab ich die Mentalität und die Denkweise der Leute besser kennengelernt als mancher andere. Ich muß immer wieder feststellen: Unter einer hauchdünnen demokratischen Tünche kommt der braune Lack sofort wieder zum Vorschein. Man braucht da nur ganz leicht dran zu kratzen. Das geht bis zu Sätzen wie »So einen müßte man vergasen.«

Du stehst mit deinen Schildern meist in der Fußgängerzone, da wo die Leute einkaufen ...

Ich wandere, ich schlendere, damit mir

Neuerscheinung!

Die sportinteressierte Welt blickt 1980 auf Moskau. Die erfolgreichste und vielseitigste Olympianation veranstaltet zum erstenmal die Sommerspiele.
James Riordan, führender westlicher Experte in Sachen Sport in der UdSSR, vermittelt dem Leser einen spannenden Überblick über den sowjetischen Sport von 1917 bis heute. Wie funktioniert das sozialistische Sportsystem, die vieldiskutierte Talentförderung? Wie bereiten sich Trainer und Sportler auf Olympia vor?
Spezialisten wie Laien können das Buch mit gleichem Nutzen und Vergnügen lesen: Sie werden mehr von der Olympiade haben.
110 S., 10 Abb., DM 12,–



Die Popularität des Fußballs beruht nicht zuletzt auf einem Phänomen, das man als "Spannung" bezeichnet. Eine sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Fußball vermag auf eigene Weise "spannend" zu sein. Der Fußball ist nicht so "einfach" wie man oft behautet. Viel Unbekanntes ist noch zu entdecken. Einiges davon – neben Vertrautem natürlich – bietet der vorliegende Band.
280 S., 26 Abb., DM 32,–

päd. extra buchverlag
in der pädex Verlags-GmbH
Bahnhofstraße 5, 6140 Bensheim

niemand den Vorwurf machen kann, daß ich den Verkehr behindere. Und meine Schilder sind so breit wie ich selber, keinen Zentimeter breiter.

Gibts auch gute Reaktionen?

Oh ja, mir wird auch Geld angeboten, aber auf Spenden laß ich mich nicht ein, denn das ist ein abschüssiger Weg, auf den ich mich nicht begeben will.

Du wolltest mal in die DDR auswandern?

Ja, das war 1973, April 73, ich bin damals nach Berlin gefahren …

… nach Ostberlin?

Also, ich sag in solchen Fällen Berlin, hab mich bei der zuständigen Stelle gemeldet und kam dann in so ein Heim, mußte eine ausführliche Begründung schreiben und dann wurde mir eröffnet, es sei besser, ich würde da bleiben, wo ich bin und da weiter kämpfen. Die wollten mich nicht haben.

Auf einem deiner Schilder trägst du einen Artikel aus der DDR-Verfassung.

Ja, »Jeder hat das Recht auf Arbeit«, Artikel 24, Verfassung der DDR. Ich hab mich dann belehren lassen müssen, daß das Recht auf Arbeit sogar in der nordrheinwestfälischen Landesverfassung steht, aber da stehts eben bloß auf Papier, und ein Mensch vom Arbeitsamt hat mich aufgeklärt, daß das Recht auf Arbeit in der Landesverfassung nur halb zählt, weil es nämlich nicht im Grundgesetz steht.

Im Grundgesetz steht dafür der Artikel 5 und auch auf den berufst du dich bei deinen Aktionen.

Ja, ich bin der Ansicht, daß alle meine Texte, auch »Ich scheiß auf diesen Staat« durch das Recht auf freie Meinungsäußerung voll abgedeckt sind.

Der Richter, der dich verurteilt hat, sah das anders.

Der war während der Verhandlung sehr ruhig und gelassen, fast möcht ich sagen: gemessen.

Und dann hat er dich verknackt.

Ja, der Staatsanwalt hat 30 Tagessätze á zehn Mark verlangt, und der Richter mir 40 Tagessätze verpaßt. Das wird wohl auf 40 Tage Haft hinauslaufen.

Aber du gehst weiter mit deinen Schildern durch die Stadt.

Ja natürlich. Das Urteil erging vormittags um elf und zwei Stunden später war ich schon wieder mit einem neuen Text unterwegs. Da hieß es dann: »Freie Meinungsäußerung mit 40 Tagen Haft bestraft — ein Grund mehr, um auf diesen Staat zu scheißen!«

Jetzt bist du ein Wiederholungstäter.

Ja, ja.

Was sagen deine Genossen von der DKP zu diesen ganzen Geschichten?

Die Genossen sagen verhältnismäßig wenig dazu. Die haben mich gebeten, ich soll ihren Versammlungen fern bleiben, ich hab keine Einladungen mehr gekriegt und die Verbindung zur Partei ist dann vollkommen eingeschlafen … □

Wider die Wöchner der Brüderlichkeit

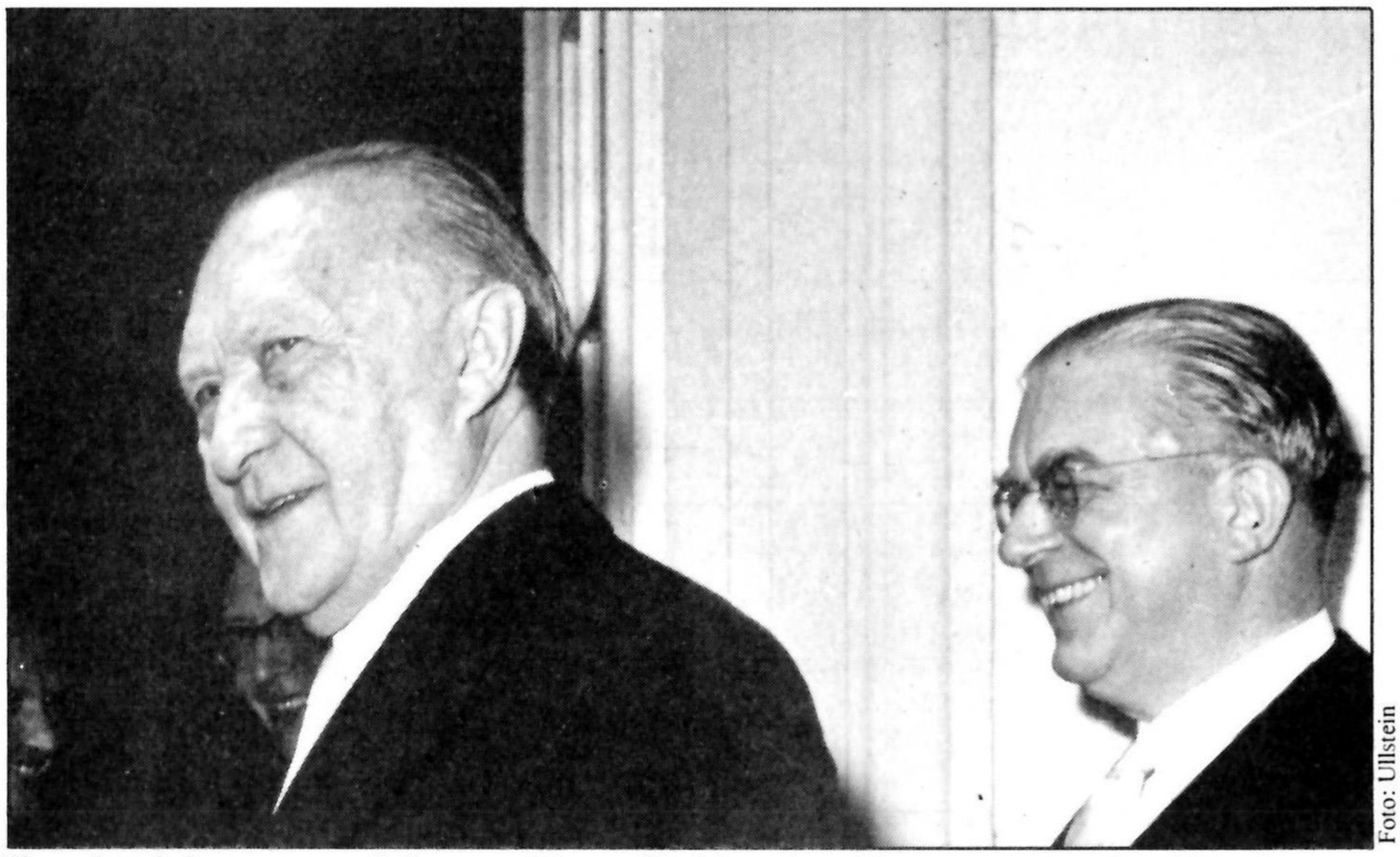


Foto: Ullstein

Kanzler Adenauer, gefolgt von Hans Globke, dem Kommentator der Nürnberger Rassegesetze

Von Walter Boehlich

Juden in Deutschland, deutsche Juden, jüdische Deutsche haben über ihre Lage in der Bundesrepublik nachgedacht

ETWA jeder tausendste in der Bundesrepublik lebende Jude hat einen Beitrag für den Sammelband 'Fremd im eigenen Land' geschrieben. Zwar sind es nicht bloß dreißig, sondern 37 Beiträger, aber nicht alle Beiträger leben in der Bundesrepublik, und nicht alle werden von den jüdischen Gemeinden oder den statistischen Ämtern als Juden gezählt. Wer wirklich Jude ist, kann offenbar niemand zweifelsfrei angeben. Vor Hitler lebten im Deutschen Reich 600.000 Juden, und dann waren es beinahe über Nacht mehr als eine Million, und zwar ganz einfach dadurch, daß die Nazis rund 400.000 Nichtjuden zu Juden erklärten, mit Hilfe ihrer Rassenmystik. Diese Nichtjuden waren — von der Religionsstatistik her gesehen — Atheisten oder Agnostiker oder Protestanten oder Katholiken. Verfolgt worden sind sie trotzdem. Dennoch, wer Jude ist, kann keiner außer den Betroffenen selbst entscheiden, aber es kann sinnvoller Weise auch keiner von sich selbst behaupten, er sei Jude, ohne daß er Glaubensjude ist.

Die jüdische Überzeugung, daß jeder, der von einer jüdischen Mutter geboren ist, Jude sei, ist beinahe ebenso absurd wie die nazistische Lehre, jeder, der vier jüdische Großeltern habe, sei einer. Spätestens seit Hitler aber wird das Jude-Sein von Nichtjuden wie von Juden ungewöhnlich exzessiv ausgelegt, ohne Rücksicht auf die Religionszugehörigkeit. Das ist so oder so nichts anderes als Rassismus, und zwar ein Rassismus, der keinem die Möglichkeit zugesteht, daß er aufhöre, Jude zu sein, so wie einer aufhören kann, Moslem oder Christ zu sein.

Heinrich Heine hat sich taufen lassen, Jude bleibt er. Marx war nie Jude, aber er bleibt Jude. Die Juden sind stolz auf beide, und die Antisemiten finden sie beide widerwärtig, nicht so sehr wegen ihrer Werke als vielmehr wegen der Behauptung, sie seien Juden. Das ist ein Wahnsystem, das allerdings so verfestigt ist, daß die unmittelbar Betroffenen sich ihm kaum mehr entziehen können. Ihnen kann man das zu allerletzt vorwerfen, aber es wären Verhältnisse wünschenswert, in denen ihnen unbefangenere Reaktionen möglich wären.

Nicht von solchen Verhältnissen, sondern von den bestehenden berichtet die Broder-Lang'sche Anthologie, deren Titel offenbar auf ein Bibelwort anspielt. Moses zeugte mit Zippora den Gersom und sprach: 'Ich bin ein Fremdling geworden im fremden Lande.' Rosenzweig hat den Namen als 'Ödegast' übersetzt. Schon mit dem Titel beginnen die Schwierigkeiten. Für die einen, die Zionisten, gibt es nur ein eigenes Land: Israel, für die andern ist das eigene Land die Bundesrepublik — aber gewährt diese Bundesrepublik ihren jüdischen Bürgern die Gewißheit, sie sei deren eigenes Land?

Was die Lektüre so bedrückend macht, ist eine nahezu vollkommene Übereinstim-

mung aller Beiträger, daß der Bundesrepublik zu viele Eigenschaften fehlten, als daß sie sie als eigenes Land annehmen könnten, und daß sie ebenso viele Eigenschaften habe, die sie gleichfalls daran hindern. Die, die da geschrieben haben, leben fast alle nicht ohne Angst, und keiner von ihnen fühlt sich so recht wohl, wenn man einmal von Erik Blumenfeld absieht, der freilich beim besten Willen kein Jude ist.

Da, wo die Beiträger ihrem Unbehagen Ausdruck geben, sind sie gewiß repräsentativ für die bundesdeutschen Juden. Das sind sie auch in ihren unterschiedlichen Meinungen, in ihrer politischen Ideologie, die von konservativen bis weit linken Positionen reicht. Allenfalls sind die Linken überrepräsentiert. Es fehlen vor allem die Stimmen derer, die von ihren Gegnern Funktionsjuden genannt werden, zum Beispiel Heinz Galinski und Werner Nachmann, an denen wenig gute Haare bleiben. Fast sieht es so aus, als repräsentierten diese beiden Repräsentanten niemanden, außer sich selbst, aber dieser Schein trügt, denn gerade die Intellektuellen, die mitgearbeitet haben, sind den offiziellen jüdischen Institutionen arg entfremdet, und die Position von Galinski und Nachmann läßt sich nur erklären, wenn man sich die schweigende Mehrheit hinzudenkt, die ihnen nicht wie Alphons Silbermann vorwirft, sie seien 'Propaganda- und Inkassoinstanzen des Staates Israel'.

Der Haupteinwand gegen sie ist der, daß sie 'genüßlich in jener Gesellschaftsordnung existieren, aus der heraus antisemitischer Haß immer wieder emporkommt', daß sie allzu angepaßt seien und gerade die Konflikte scheuen, die sie scheuen nicht dürften. Der eigentliche Skandal ist Nachmanns Sympathie-Erklärung für Filbinger, abgegeben nicht von der Privatperson, sondern vom Sprecher des Zentralrates, und dieser Skandal wird dadurch nicht geringer, daß die Anpassungstendenzen alt, sehr alt sind und nicht erst damit begonnen haben, daß die deutschen Juden sich mit der Rolle Globkes unter Adenauer abgefunden haben, statt jede Mitarbeit solange einzustellen, wie Adenauer Globke halten wollte.

Und es ist nicht Globke allein, es ist vielmehr die Tatsache, daß die Bundesrepublik nicht der Staat geworden ist, von Anfang an nicht, den die Juden erwartet hatten, also ein dezidiert antifaschistischer Staat, in dem diejenigen, die ihre Hände mit dem Blut von sechs Millionen Juden befleckt hatte, keine Rolle mehr hätten spielen dürfen. Stattdessen ist die Bundesrepublik ein ekelhaft philosemitischer Staat geworden, der über die verlogenen Wochen der Brüderlichkeit hinaus kaum einen Versuch unternommen hat, sein Verhältnis zu den Juden zu normalisieren — falls das überhaupt möglich gewesen wäre. Unter den Bedingungen des Legalismus und der Mehrheitsdemokratie war das allerdings kaum zu machen. Das 'gigantische Korrumpierungsangebot' (Giordano) an die Millionen ehemaliger Nazis hat einen höheren Stellenwert gehabt als der Wille, deren Opfer zu einem Recht zu verhelfen.

Die Stimmen, die enttäuscht und resignierend feststellen, daß sich seit 1945 wenig oder gar nichts geändert hätte, überwiegen, Die Angst, die beinahe alle haben, wird nicht durch 'die' Deutschen schlechthin ausgelöst, sondern durch die 'häßlichen' Deutschen. Nicht alle Richter, aber zu viele Richter, nicht alle Beamten, aber zu viele Beamte wecken Erinnerungen durch ihren kalten, unmenschlichen Formalismus, durch das Verschanzen hinter Vorschriften, durch sture Regelbefolgung, die den Verdacht aufkommen läßt, daß zu wenige zu wenig gelernt haben, daß zu selten nach dem Sinn von Bestimmungen und zu oft nach deren Buchstaben entschieden wird, zum Schaden derer, denen genützt werden sollte.

Wie viele Beiträger sind angewidert von grassierendem Denunziantentum, von der untilgbaren Verfolgungssucht, die sich immer neue Opfer sucht, die nämlich, die gerade erlaubt sind, jetzt nur noch selten Juden, dafür aber andere Minderheiten, die Gastarbeiter, die Kommunisten, die Terroristen. Keiner sagt etwas gegen die gesellschaftliche und juristische Auseinandersetzung mit dem Terrorismus, aber viele sagen etwas gegen die Unverhältnismäßigkeit zwischen der Verfolgung von Terroristen einerseits und der Verfolgung von Naziverbrechern andererseits. Die wenigen Überlebenden sehen sich verhöhnt durch die fast grenzenlose Effizienz auf der einen und die wurschtelnde Verschleppung auf der andern Seite, durch die Leidenschaft der großen Mehrheit hier und das Abwiegeln und Vertuschen da. Sie fragen sich verzweifelt, warum ihr 'eigenes' Land immer und immer verfolgen muß, und manche fragen sich, ob nicht auch sie wieder verfolgt werden könnten.

Es gibt da immerhin Unterschiede zwischen Konservativen und Linken. Die Wünsche der Linken zielen auf eine andere Gesellschaft, in der nicht exzessiv das Verhalten Minderheiten gegenüber auf den Antisemitismus projiziert würde, während andere Minderheiten dem gesunden Volksempfinden überantwortet bleiben. Hazel Rosenstrauch träumt von einer 'Heimat', die es noch nicht gibt: einer Gesellschaft ohne Antisemitismus, ohne Antikommunismus, ohne Antimitbestimmungskampagnen und ohne Notstandsgesetze; ohne Freiheit auf Arbeitslosigkeit, ohne Freiheit auf Mietwucher, mit der Freiheit, für eine andere Ordnung zu kämpfen'. Sie träumt davon.

Notwendig erscheinen alle aufgeworfenen Probleme in diesem Buche als spezifisch jüdische Probleme, nicht nur die Differenz zwischen Zionisten und Antizionisten. Der Ton von Wehleidigkeit und Spuren von Beziehungswahn sind so entmutigend wie die bisweilen aufleuchtende Erkenntnis, daß wenigstens die genuin politischen Probleme nicht lediglich jüdische seien, ermutigend ist. Auch wenn es für die jetzt lebenden Juden allemal schwieriger ist, als Deutsche akzeptiert zu werden und sich als Deutsche zu akzeptieren, so sind sie doch nicht isoliert in dem Zwange, sich unter den nicht-jüdischen Deutschen den einen nahe und den andern fern fühlen zu müssen.

Für keinen kann es heißen, mit allen Deutschen, nur weil sie Deutsche sind, sich identisch zu fühlen. Gemeinsamkeit kann man nicht mit allen haben oder wollen, sondern nur mit denen, mit denen man gemeinsam etwas will. So wie die konservativen Juden sich bewußtlos mit dem Bestehenden abfinden, so bewußt haben linke Juden sich entschlossen, ihre Verbündeten in der nationalen oder internationalen Linken zu sehen. Die jüngeren von ihnen haben einige ihrer Ängste in den Tagen der Studentenbewegung verloren. Sie scheinen nicht länger zu fürchten, daß sie nur die Wahl hätten, ihre jüdische Identität aufzugeben, oder das 'eigene' Land eines Tages wieder verlassen zu müssen. □

Henryk M. Broder, Michel R. Lang. Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik. S. Fischer Verlag. 373 Seiten. 9.80 DM

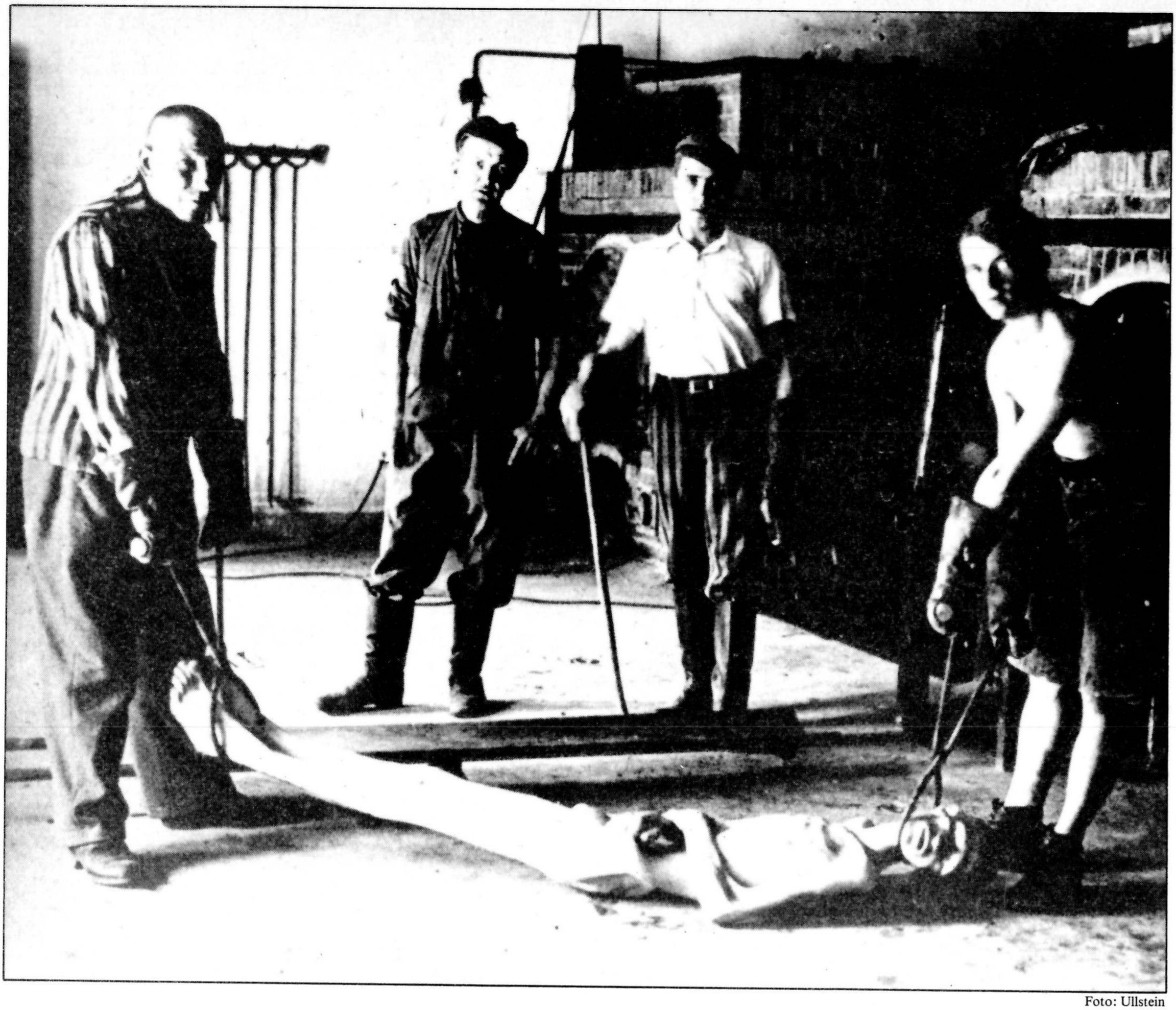


Foto: Ullstein

Von ihren Träumen wird nichts bekannt

Von Peter Neuhauser

Peter Neuhauser (15.12.1939 bis 16.1.1980), damals - beim alten KONKRET - von der Redaktion gewählter Chefredakteur, hat nach der TV-Serie über den Holocaust seine Wut und sein Mitleiden aufgeschrieben. Es wurde seine politische Autobiographie

ICH, Jahrgang 39, kann nicht klagen: Im Reich geboren, ausgebombt, evakuiert; der Vater Mitläufer, kurze Gefangenschaft, die Mutter kurz vorm Mutterkreuz, die Familie überlebt im Gegensatz zur Familie Weiss komplett. Die Amis kamen, nahmen mir meine Spielzeugsoldaten mit den schönen schwarzen Uniformen, gaben mir dafür Schokolade. Sie sperrten in das Fremdarbeiterlager vor der Haustür andere fremde Leute, mit denen wir Kinder durch den Stacheldraht auch nicht reden durften. Dann Umzug, Schule, dort gelegentlich antisemitische Anzüglichkeiten, Abitur; der Geschichtsunterricht endete beim Marne-Wunder 1916, so daß ich bis heute nicht genau weiß, ob die Deutschen den Ersten Weltkrieg wirklich verloren haben.

Dann kamen die ersten KZ-Berichte in den Zeitungen. Echo zu Hause: Das waren Einzelfälle, davon haben wir nichts gewußt — und die auf der anderen Seite waren ja auch keine Waisenknaben.

Doch die Berichte gingen weiter, Dokumentarfilme kamen, so unglaublich, daß ich immer weiter las über die Zeit nach dem Marne-Wunder, bis ich Gewißheit hatte: Die Greuel waren keine Einzelfälle gewesen, und fast alle hatten irgendwie irgendwas davon gewußt. Blieb nur noch die bohrende Frage: Warum war das alles geschehen?

Schließlich war der Jahrgang 39 zu Ordnung und Gewissen erzogen. Du sollst nicht töten, Hände aus den Hosentaschen, Hiebe für Apfelstehlen in Nachbars Garten, die Sauberkeit eingebleut fürs eigene und öffentliche Leben — und immer objektiv bleiben.

Objektiv konnte ich mir bald alles erklären: der Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Arbeitslosigkeit, der Hunger, die Hoffnungslosigkeit von Millionen, gepaart mit der Erziehung zu unbedingtem Gehorsam, der passive Papst, die Interessen des Großkapitals, zum Schluß als »Freundeskreis des Reichsführers SS« in der pervertiertesten Form, die überhaupt denkbar ist: Siemens-Schuckert, der Bosch-Konzern, Flicks Mitteldeutsche Stahlwerke AG, die Deutsche und die Dresdner Bank und viele andere hatten den Henker Heinrich Himmler geschmiert und billige Arbeitskräfte, darunter Kinder, für ihre Firmen bekommen.

Aber das würde ja nun objektiv alles besser werden. Der Konzern-Herr Flick war zwar schon wieder unaufhaltsam auf dem Weg nach oben, aber jetzt herrschten: parlamentarische Demokratie, Rechtsstaat, Sauberkeit im öffentlichen Leben. Artikel 3 des Grundgesetzes las sich wie eine chinesische Mauer gegen jede Unterdrückung und Intoleranz, und daran habe ich vom Jahrgang 39 wie ein Kind geglaubt: »Niemand darf wegen seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.«

Pustekuchen. Zunächst einmal wurden Leute (trotz der Nürnberger Prozesse) wegen ihrer politischen Anschauungen bevorzugt. Hans-Maria Globke, Kommentator der Nürnberger Rassengesetze, wurde Staatssekretär beim Bundeskanzler Adenauer; Karl-Friedrich Vialon, der in Riga die ausgebrochenen Goldzähne Hunderttausender ermordeter Juden hatte zusammentragen lassen, Berater bei Adenauer. Der Vertriebenenminister Theodor Oberländer mußte entlassen werden, nachdem seine Verwicklung in die Massenmorde von Lemberg bekannt wurde.

Dann wurden Leute wegen ihrer politischer Anschauungen benachteiligt. Die Kommunistische Partei Deutschlands wurde verboten, unter den fadenscheinigsten Vorwänden massenweise Leute eingesperrt, die bereits wegen ihres Widerstandes für Hitler im KZ gesessen hatten. Manche von ihnen begrüßten die Polizei-Beamten mit Namen — es waren noch die gleichen wie damals. Es gab wieder die ersten verbotenen Bücher; wer mit dem alten Marx erwischt wurde, war dran. Mit atemberaubender Geschwindigkeit war das Volk auf den neuen Feind eingestimmt, gegen Kommunisten war alles erlaubt. Der alte Haß, die alte Intoleranz waren wieder da.

Es tauchten immer mehr alte Kameraden aus der wohlgepolsterten Versenkung auf, in der Bundeswehr, in Sportbünden, in der Justiz, in Konzernen. Aber, so sagte ich mir, nur keine Panik, das sind Einzelfälle, das sind Ausrutscher, das System wird sich reinigen; und jedesmal, wenn einer von uns Journalisten so einen Einzelfall aufgedeckt hatte, ging's einem besser.

Trotzdem kam ich von der Traufe in den Regen: Heinrich Lübke, nachweislich an KZ-Bauten beteiligt, im Wissen um ihren Zweck, wurde Bundespräsident, und der hohe NS-Propaganda-Funktionär Kurt-Georg Kiesinger Bundeskanzler. (Perverse Draufgabe: Widerständler wollte er heimlich auch noch gewesen sein, eine Beleidigung für all die Sozialdemokraten und Kommunisten, die als Widerstandskämpfer in den KZs gestorben waren.)

Gott, war das schön, als die deutsch-französische Jüdin Beate Klarsfeld dem Kiesinger in Berlin eine herunterhaute. Die Ohrfeige, das mildeste deutsche Erziehungsmittel, hallte um die Welt.

Nur in Deutschland löste die Tat Empörung aus. Das Volk der Täter hatte sich mittlerweile fast völlig von seiner Schuld losgesprochen und wähnte sich im Recht, denn es erlebte: Viele unserer höchsten Repräsentanten hatten noch viel mehr Dreck am Stecken, auch wenn sie nicht schossen und vergasten, sondern nur förderten, duldeten, verschleierten, rechtfertigten. Henker war noch nie ein Beruf für die gebildeten Stände.

Aus dem heimlichen schlechten Gewissen wurde ein gutes Ruhekissen. Die Deutschen kauften sich Nelly Sachs und andere verbrannte jüdische Dichter und sagten, schönes Gedicht, das folgende:

»Ein Faustschlag hinter der Hecke
Da liegt einer
Nichts Schlimmeres als Vorübergehn
Keiner bleibt stehn
Nicht zu sagen
Der Jasmin hat nicht seinen Duft
gewechselt — «

Vertan war die Chance, Schuld durch Sühne seelisch abzuarbeiten und dadurch zu höherer politischer Moral und mehr Toleranz zu kommen. Die Worte des deutschen Philosophen Karl Jaspers verhallten: »Wir Überlebenden haben nicht den Tod gesucht. Wir sind nicht, als unsere jüdischen Freunde abgeführt wurden, auf die Straße gegangen, haben nicht geschrien, bis man uns vernichtete. Wir haben es vorgezogen, am Leben zu bleiben, mit dem schwachen, wenn auch richtigen Grund, unser Tod hätte nichts helfen können. Daß wir leben, ist unsere Schuld.«

Dann mußte Bundespräsident Heinrich Lübke gehen, Gustav Heinemann und Gerhard Schröder standen als Nachfolger zur Wahl. Schröder konnte es in der Bundesversammlung in Berlin, im wiederaufgebauten abgebrannten Reichstag, nur mit Hilfe von NPD-Stimmen schaffen. Ich weiß noch genau, wie es mir den Magen umdrehte angesichts der coolen Schamlosigkeit, mit der Schröders CDU bereit war, durch Unterstützung der Neo-Nazis den Bundespräsidenten zu ergattern. Frei nach Erich Kästner: Wo andere die Moral haben, da hat die CDU ein Loch.

Die Staatschristen schafften es nicht, und Franz Josef Strauß sprach von »Machtwechsel«: Es war nur ein ungedeckter Wechsel auf eine bessere Bundesrepublik. Die Macht blieb, wo sie immer gewesen war.

Ich will eine erwachsene politische Moral

Gustav Heinemann schaffte es, ein Mann der Bekennenden Kirche, und dann Willy Brandt, einer aus dem Widerstand. Widerstandskämpfer konnten nun nicht mehr länger Verräter sein, einer von ihnen saß jetzt ja im Palais-Schaumburg. Ich schmiß als Nicht-SPD-Mitglied eine Lokalrunde.

Deutschland schien zu erwachen. Man ließ nicht mehr bewältigen, man fing selbst damit an.

Als Willy Brandt bei einem Besuch in Warschau an der Gettomauer niederkniete, fanden 48 Prozent der Bundesdeutschen diese Geste übertrieben, empfanden sie als Ohrfeige, aber das ist ja immer noch das mildeste deutsche Erziehungsmittel. Nun war zu den Loskauf-Milliarden, die Adenauer dem Judenstaat Israel gezahlt hatte, das Schuld-Anerkenntnis durch einen anderen Bundeskanzler gekommen.

In der gewissenstoten Zeit davor war unbeobachtet eine neue Generation herangewachsen, ohne den Hunger und die Hoffnungslosigkeit ihrer Eltern, ohne Schuld oder Mitschuld.

Eine Generation, die ernstnahm, was man ihr eingebleut hatte: Du sollst nicht töten, Sauberkeit im eigenen und öffentlichen Leben, immer anständig bleiben, eintreten für das, was man denkt. Natürlich revoltierten zuerst die Kinder der oberen Schichten, denn Denker zu sein, war noch allemal ihr Beruf.

Die Außerparlamentarische Opposition, die Apo, marschierte. Studenten gingen auf die Straße und haben geschrien — gegen den Schah von Persien. Sie wollten der erstaunten Mehrheit mitteilen: In Persien wird unterdrückt und gefoltert, amerikanische und deutsche Konzerne stützen das Regime, um über billige Arbeitskräfte und billiges Erdöl weiterzuverfügen. Der Diktator auf dem Pfauenthron, Multi-Täter am vergoldeten Schreibtisch, wurde am 2. Juni 1967 als Staatsgast in Berlin empfangen, der Student Benno Ohnesorg dabei erschossen.

Die Studenten gingen auf die Straße und haben geschrien für Vietnam. Sie wollten der erstaunten Mehrheit mitteilen: In Vietnam geschieht Massenmord, da wird von den Amerikanern nicht die Freiheit Berlins gegen die Kommunisten verteidigt, da verteidigen US-Soldaten die Interessen amerikanischer Konzerne an riesigen Märkten, billigen Arbeitskräften und Rohstoffen. Ich war als Berichterstatter monatelang in Vietnam gewesen und wußte: Das stimmt. Ich marschierte mit in Berlin.

Zum Entsetzen der schweigenden Mehrheit trugen die Demonstranten Che Guevara und Ho-tschi-Minh auf ihren Plakaten. Ja, hätten sie denn Heinrich Lübke drauftun sollen? Oder die faschistischen Diktatoren Salazar und Franco, mit denen wir uns über Investitionen so gut verstanden?

Und dann war sie wieder da, die alte Sprache: Klaus Schütz, damals Regierender Bürgermeister von Westberlin, sagte: »Da müßt ihr diese Typen sehen, da müßt ihr ihnen ins Gesicht sehen, dann wißt ihr: Denen geht es darum, unsere freiheitliche Grundordnung lahmzulegen.« Und das sagte einer, der dabei war, als ganz Europa in Schutt und Asche gelegt wurde.

Natürlich waren unter den Demonstranten ein paar, die mit der Demokratie nichts am Hut hatten, die zerstören wollten, aber die überwältigende Mehrheit wollte die Grundordnung der Werte verbessern.

Und der Berliner CDU-Abgeordnete Ypsilon Heinschke erklärte: »Wenn der Blinddarm schmerzt und wenn die Qualen nicht mehr auszuhalten sind, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn herauszuoperieren, wenn man das eigene Leben nicht riskieren will.« Volksgesundheit, das gesunde Volksempfinden, ausmerzen — die Volksgenossen von einst verstanden. Die Angst des Volkes vorm Gewissen war neu belebt.

Tausende Strafverfahren waren die Folge der Demonstrationen. Der Dialog mit dem neuen Gewissen der Jugend wurde der alten Justiz überantwortet. Einer Justiz, die im Dritten Reich massenhaft in Justizmorde verwickelt gewesen war. NS-Verfahren blieben liegen, Apo-Verfahren hatten Vorrang.

Der Student Karl-Heinz Pawla kackte in Berlin in den Gerichtssaal und wischte sich mit den Seiten aus den Akten den Hintern ab. Ich habe den jungen Mann bewundert, denn wie oft hatte ich als Angeklagter wegen Ehrverletzung oder anderer Pressedelikte vor Richtern nur eine gute Figur gemacht, mir immer nur heimlich gedacht: Was hat der wohl damals gemacht, woher nimmt der die Seelenruhe hier zu verfahren, als ob nichts gewesen wäre. Ein paar Juristen wurden von Journalisten als Blutrichter entlarvt, sie gingen hochbezahlt in Pension. Aber niemals wurde ein deutscher Richter

Foto: dpa

Gott war das schön: *Ein Parteifreund untersucht das linke Auge des damaligen Kanzlers Kurt Georg Kiesinger, vormals Chef der Rundfunk-Abteilung im NS-Außenministerium, nachdem ihn die deutsch-französische Jüdin Beate Klarsfeld auf dem CDU-Parteitag in Berlin 1968 geohrfeigt hatte*

von einem anderen deutschen Richter verurteilt. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus? Das ist eine Beleidigung der Krähen.

Trotzdem verkündete Bundespräsident Heinemann eine Amnestie, die fast 6.000 rebellische Jugendliche vor einer Verurteilung bewahrte. Von den wenigen, die nicht darunter fielen, tauchten später manche bei der »Bewegung 2. Juni« und bei der Roten Armee Fraktion (RAF) auf.

Mit denen bin ich dann nicht mehr mitmarschiert, ich habe sie von Anfang an bekämpft, soweit wieder in Übereinstimmung mit der schweigenden Mehrheit, die nun erstaunt fragte: »Warum schießen die denn?«

Da waren ein paar darunter, die auch ohne politische Begründung geschossen hätten. Aber der Kreis der jungen Sympathisanten und Unterstützer wurde anfangs deswegen so groß, weil sie in den Antworten der Politiker, der Polizei, der Justiz und der Medien auf ihre Rebellion die Bestätigung finden mußten: Diese Gesellschaft ist krank und mit friedlichen Mitteln nicht zu kurieren. Wie hatte doch der CDU-Abgeordnete Heinschke gesagt: Wenn der Blinddarm schmerzt, muß er raus. Genau diese Gewalt-Philosophie setzten diese wahnwitzig gewordenen Kinder des Mittelstandes in die Tat um.

Und nun kehrte die alte Feind-Automatik mit Wucht wieder: Die Terroristen nannten sich Linke, also wurden alle Linken immer schneller als Terroristen oder Sympathisanten eingereiht. Jeder, der etwas an der freiheitlich demokratischen Grundordnung (FDGO) oder der freien Marktwirtschaft auszusetzen hat, wird verdächtigt: Linksliberale, Linke, Sozialdemokraten, Betriebsräte, Kommunisten. Der nationalsozialistische Paragraph zum Berufsverbot wird wiederbelebt. Der Staatsschutz filmt legale Demonstrationen, hört Telefone ab, liest Post mit, spioniert in Schulen, es gibt wieder verbotene Bücher. Wehrdienstverweigerer und Langhaarige sind besonders suspekt.

Die Begründung für immer neue Gesetze, die immer mehr in die Freiheitsrechte von 60 Millionen Bürgern eingreifen, sind ein paar Desperados und rund 3.000 Ultras, die tatsächlich mit der Demokratie nichts am Hut haben. Die Gesetze werden trotzdem hingenommen.

In dieser Zeit geschieht folgendes: Der ehemalige CDU-Minister Bruno Heck erklärte Ende 1973 nach einem Besuch in Chile, nach einer Visite im Fußballstadion von Santiago, wo die Junta-Generale nach dem Sturz Allendes ein Eil-KZ errichtet hatten: »Das Leben im Stadion ist bei sonnigem Frühlingswetter recht angenehm.«

Als die Journalisten lachten, fügte der Christ Heck hinzu: »Bei Regen ist es natürlich scheußlich.« Ein typischer Fall für Beate Klarsfeld.

Bundesdeutsche Firmen liefern dem neuen Regime Pinochet (»Gelegentlich muß die Demokratie in Blut gebadet werden«) Handschellen und Raketen, und der ortsansässige Vertreter von Rodenstock-Brillen erklärte der »Welt« zu Recht: »Jetzt geht es wieder aufwärts.« Mit dem Verdienen und den Toten.

Und auch das geschieht über 30 Jahre nach Holocaust: Ein jüdischer Mitbürger in Hamburg erhält 1978 folgenden anonymen Brief: »Du altes Judenschwein!!!! Wir raten Dir: Verlasse sofort DAS DEUTSCHE REICH! Solltest du dich weigern, kommst du ins KZ Natzweiler. Dort warten schon die Lagerärzte auf deinen jiddischen Körper. Dort dürft ihr eure 'Lieblingslieder' singen. Z.B. — DIE KOPFHAUT EINER JUDENSTIRN? — DAS GIBT NEN PRIMA LAMPENSCHIRM! Du dreckiger Jidde! Juda verrecke! Riech Gas!«

Der Hamburger Staatsanwalt Ypsilon Osterloh ermittelt den Briefschreiber und teilt dem Betroffenen mit, an der Klage bestehe kein öffentliches Interesse: »Die Beleidigungen sind zwar überaus häßlicher Natur, stören aber den Rechtsfrieden über Ihren Lebenskreis hinaus nicht. Hochachtungsvoll.«

Der Philosoph Karl Jaspers schrieb einst über den radikalen Unterschied zwischen Kriegsverbrechen und Verbrechern gegen die Menschheit im Wortlaut: »Kriegsverbrechen sind Verbrechen gegen die Menschlichkeit ... vollzogen gegenüber dem Feind. Verbrechen gegen die Menschheit ist der Anspruch, darüber zu entscheiden, welche Völker auf Erden leben dürfen oder nicht, und diesen Anspruch durch die Tat der Ausrottung durchzuführen.«

An der Bekämpfung dieses Anspruchs der Herrenrasse hatte der Staatsanwalt Osterloh kein öffentliches Interesse. Und dazu soll ich meinen Kindern sagen: Alles steht zum Besten im Land. Die lachen mich aus.

Und das geschah auch noch in Deutschland: Der ehemalige Marinerichter Hans Filbinger brauchte Monate, um abzudanken. Die CDU will den Ex-Nazi Karl Carstens zum Bundespräsidenten machen. Und klagt im gleichen Atemzug: Die Jugend hat überhaupt keine Vorbilder mehr.

Der Schah von Persien muß, millionenschwer, ins Exil. Der unverfrorene Wunsch von Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff nach stabilen Verhältnissen im Iran bleibt unerfüllt. Kaiserin Farah Diba hat Angstträume, meldet die deutsche Massenpresse. Und die BUNTE bringt den Mann, der Gegner rösten ließ, mit der Schlagzeile: »Schah und Farah ... auf der Suche nach einer neuen Heimat.« Sie soll ihnen zur Hölle werden.

Eher am Rande vermerkt wird dagegen, daß Zehntausende Regimegegner zu Tode gefoltert wurden. Von ihren Träumen wird nichts bekannt.

Alles, was die Demonstranten seit zehn Jahren behauptet haben, und noch mehr, hat sich als wahr herausgestellt. Feinde bleiben sie in der Öffentlichkeit trotzdem.

Und niemand denkt auch nur daran, sich öffentlich bei Frau Ohnesorg für den Tod ihres Mannes zu entschuldigen. Im Ernst: Entschuldigen. Denn nur wer Schuld einsieht und abträgt, kann zu einer politischen Moral kommen, die weitergeht als: Hauptsache wir kriegen unser billiges Öl.

Und nun höre ich die Väter schon: Fast 40 Jahre ist er und noch kein bißchen weise. wir haben ja auch immer das Beste gewollt, aber es ist halt nicht alles machbar. Erwachsen müßte er werden, der Jahrgang 39 mit seinen idealistischen Vorstellungen.

Gerne, aber dann will ich auch eine erwachsene politische Moral. Denn sie ist immer noch unschlagbare Voraussetzung für eine bessere, menschliche Politik.

Ich grüße Benno Ohnesorg.

... neue Bücher, Postkarten und, und, und..

Cartoons + Satire

Die 10 schönsten Karis vom Seyfried als Postkarten.
Also wir versprechen, daß wir nicht auch noch T-Shirts, Buttons und handsignierte Nachttöpfe vom Spontifex Maxismus bringen, aber diese 10 Postkarten vom Gerd sind so schön (+ sauber gedruckt), daß man sie sich auch an die Wand pinnen kann, wenn man sie nicht verschicken möchte. Die bekannten »Freakadellen + Bulletten« sogar in Farbe! **Bei uns nur 4.75** ☐

John Heartfield, Fotomonteur
J.H. - einer der wirksamsten politischen Künstler dieses Jahrhunderts: »Je mehr Bilder sie weghängen, umso sichtbarer wird die Wirklichkeit«, heißt eine seiner Collagen. Zus. mit 39 weiteren Fotomontagen (darunter viele unbekannte) jetzt als farbige Postkarten erhältlich: 40 Stück im Karton für nur 14.90 ☐

Marx und Lenin für Anfänger
Kann man Leben und Werk von Marx und Lenin als Comic darstellen? Man kann! Die beiden Rowohlt-Taschenbücher »Marx für Anfänger« und »Lenin für Anfänger« bringen einem den Historischen und Dialektischen Materialismus mit Witz bei. Da kann man sogar zwischen zwei Straßenbahnhaltestellen lernen, was der tendenzielle Fall der Profitrate ist.
»Marx f. Anfänger« 156 S., nur 5.80 ☐
»Lenin f. Anfänger« 170 S., nur 5.80 ☐

Ein Gespenst geht um in Europa
Noch ein Kommu-Comic: Die illustrierte Fassung des Kommunistischen Manifests, von Kalle Marx, Fredi Engels und Ro Marcenaro. Vollst. Text mit witzigen, aktuellen Zeichnungen und Erklärungen aller Fremdwörter u. Namen. Also ideal für Jung-Linke. Weismann-Verlag. 104 S. 9,90 Mark ☐

Marie Marcks: Alle dürfen, bloß ich nicht. Familiengeschichten.
Cartoon-Fans müssen wir M.M. nicht mehr vorstellen. Liebevoll bestrichelt sie in diesem Band Aspekte des ewigen Generationskonflikts. »Für meine Kinder«. so die Widmung. Hübsch zum Verschenken. Weismann Verlag, 104 S., 9.80 ☐

Marie Marcks: Euch geht's zu gut.
'Ne Pressestimme zu den Karis von Marie Marcks: Intellektueller Witz und Scharfsinn — das ist die eine Seite dieser Bilder + Texte — Liebenswerte Ironie und herzlicher. Humor die andere.« Weismann Verlag, 96 S., 9.80 ☐

Ernst Volland: Plakate, Montagen, Zeichnungen, Karikaturen
»Wegen sachgemäßer Verunglimpfung staatlicher Symbole u. intensiver Verhöhnung verdienter Persönlichkeiten« wird E. Volland gesucht. Hier ist er: mit fast allen seinen Zeichnungen und Montagen auf 208 großform. Seiten. Dazu Texte von Horst Tomayer, Stefan Aust, W. Bittner u. ein Gespräch mit P. O. Chotjewitz. Konkret Literatur Verlag. **Zweite erw. Auflage. Nur 12 Mark** ☐

Gunter Grimm (Hrsg.): Satiren der Aufklärung.
Für Leute, die sich mit der Satire etwas intensiver auseinandersetzen möchten/sollten: Hier eine mit wissenschaftlicher Akribie gestaltete Gesamtschau über Begriff, Form, Entwicklung + Inhalt der Satire, im wesentlichen z.Zt. der Aufklärung. Von Reclam, 400 S., **nur 8.50!** ☐

UMWELT

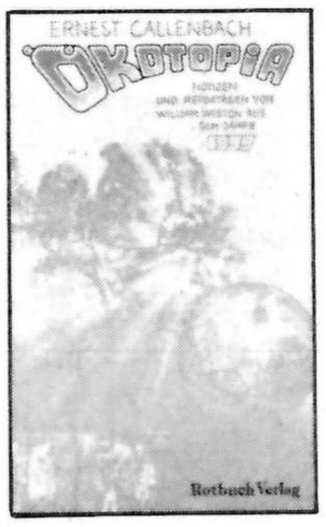
Herbert Gruhl: Ein Planet wird geplündert
Das Buch, das am Anfang einer Bewegung stand: »Nicht mehr der Mensch bestimmt den Fortgang der Geschichte, sondern die Grenzen dieses Planeten legen alle Bedingungen fest für das, was hier noch möglich ist...« Jetzt als wohlfeile Taschenbuchausgabe. Fischer alternativ, 384 S., **nur ganze 6.80** ☐

Holger Strohm: Friedlich in die Katastrophe
Strohms »Klassiker« für die Anti-AKW-Bewegung: Die umfassendste Arbeit über Funktion und Gefahren der Nuklear-Technologien. S.'s fundierte Analysen werden u. a. von UNO-Gremien herangezogen! Verlag Association, 490 S., nur 16 Mark! ☐

Denis Hayes: Alternative Energien
Öl und Kohle gehen zur Neige, der »fünfte apokalyptische Reiter«, die Kernkraft, wird in Trab gesetzt. Ist die Rückkehr zu Sonne und Wind lächerlich? Bei der Lektüre von Hayes vergeht einem das Lachen! Neu bei Hoffmann & Campe, 286 S., 14,80 ☐

Ahlhaus/Boldt/Klein: Taschenlexikon Umweltschutz
Auf Recycling-Papier gedruckt: Über 900 Stichwörter zum Thema. Unser Kommentar: Wichtig + preiswert! Schwann Verlag 1979, 282 S., für 12 Mark! ☐

Hatzfeld/Hirsch/Kollert (Hg.): Der Gorleben-Report.
Im Frühjahr 1979 fand in Hannover das »Gorleben Hearing« statt. Die Herausgeber haben alle wichtigen Argumente herausgefiltert, dokumentiert und kommentiert. Fischer alternativ, 208 S., **nur 6.80!** ☐



Ernst Callenbach: Ökotopia. Notizen + Reportagen aus dem Jahre 1999.
In diesem Rotbuch-Bestseller hat der Autor die in aller Welt erdachten oder versuchten Möglichkeiten alternativen Lebens zusammengetragen. Ökotopia — das sind die ehemaligen Weststaaten der USA im Jahre 1999, die seit 1980 in Isolation gelebt haben. Jetzt kommt der erste Besuch.... 222 Seiten, nur 12 Mark! ☐

Magazin Brennpunkte 10: Anders leben, überleben
Acht Autoren plädieren für einen neue, gewaltfreie, solidarische Kultur zum Überleben in der Industriegesellschaft. Bei den Beiträgen von Galtung, Illich, Sölle u.a. handelt es sich um Teilergebnisse der Friedens- und Partizipationsforschung an der Uni Bochum. Fischer alternativ, 192 S., 7.80 ☐

Magazin Brennpunkte 11: Die tägliche Revolution. Möglichkeiten des alternativen Lebens in unserem Alltag.
Themenauszug: Einfachheit als Lebensprinzi - Entindustrialisierung - unsere Überlebenschance - Alltag in Wohngemeinschaften - Alternativtechnologien - Tips für die Praxis eines einfacheren Lebensstils u.a.m. Fischer alternativ, 176 S., 7,80 ☐

Yona Friedman: Machbare Utopien. Absage an geläufige Zukunftsmodelle
Ein Zukunftsforscher stellt selbstverständliche Behauptungen in Frage, verletzt sichere Grundsätze und Regeln und entwickelt neue Modelle von Kommunikation und Gruppenverhalten. Das Vorwort schrieb Robert Jungk. Fischer alternativ, 210 S. 6.80 ☐

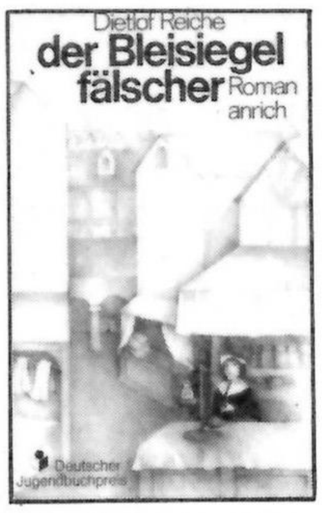
Literatur

Heinrich Heine. Werke in einem Band
Wer 10 Bücher auf eine einsame Insel mitnehmen darf - hier ist eins davon: Heine komplett in einer einmalig schönen Dünndruck-Ausgabe: Buch d. Lieder, Reisebilder, Deutschl.- ein Wintermärchen, Lazarus, Geständnisse, Lutezia u.v.a. m. Ausgew. u. eingel. v. Walther Vontin, aus Heines altem Verlag Hoffmann und Campe. 787 S., Leinen (!) und alles für nur 24 Mark ☐

Geschichten aus der DDR
16 Autoren repräsentieren hier die DDR-Literatur der 70er Jahre. u.a.V. Braun, Th. Brasch, St. Heym, G. Kunert, U. Plenzdorf, H.J. Schädlich, K. Schlesinger, Chr. Wolf. Eine radikale erzählerische Bestandsaufnahme der DDR-Wirklichkeit, die auch deutlich macht, warum einige der Schriftsteller heute in der BRD leben und warum andere in der DDR blieben. Hoffmann & Campe, 250 S. 22 Mark ☐

Wolfgang Rothe (Hrsg.): Deutsche Großstadtlyrik vom Naturalismus bis zur Gegenwart
Diese Anthologie mit Texten von fast 200 Autoren ist die umfassendste und gehaltvollste Bestandsaufnahme der verwirrend vielfältigen Anschauungen und Inspirationen, die das Phänomen Großstadt bei den Dichtern der letzten 80,90 Jahre hervorgerufen hat! Reclam, 525 Seiten für **nur 11.90** ☐

Dario Fo: Einer für alle, alle für einen! Zufälliger Tod eines Anarchisten.
Zwei lehrreiche u. clowneske Spektakel aus dem staatl. Untergrund vom Kopf des neuen ital. Volkstheaters. Dazu ein Aufsatz von H. Jungblut u. Peter O. Chotjewitz über Dario Fo: »Politik auf der Bühne«. Rotbuch, 190 S. 10 Mark ☐



Dietlof Reiche: Der Bleisiegelfälscher
Ein Roman über den Aufstand der Nördlinger Lodenweber gegen Zunftherren und Obrigkeit anno 1613. **Ausgezeichnet mit dem Deutschen Jugendbuchpreis!** Anrich Verlag, 424 S., 27 Mark ☐

Heinz Körner: Johannes.
Diese ganz neue Erzählung aus dem jungen amp-Verlag (»Eifersucht«) berichtet von der Begegnung eines jungen mit einem alten Mann in brutal ehrlicher Weise. Der Alte knallt dem Jungen harte Wahrheiten über dessen Leben und pol. Ansichten ins Gesicht und attakiert heftig die auch unter den Linken übliche Heuchelei... 103 S., 12 Mark ☐

William S. Burroughs: Die alten Filme
Dieser Band vom Klassiker der Untergrundliteratur bringt eine Auswahl der wichtigsten Burroughs-Stories aus den Jahren '63-'75, darunter 3 unveröffentlichte + die neueste: »Cobble Store Gardens« (N.Y. 1976). Vom Carl Weissner aus dem Amerikanischen meisterhaft übertragen. Ganz neu vom Maro-Verlag, der auf sowas ja spezialisiert ist! 140 S., 12 Mark ☐

Was noch?

Günter Amendt: Das Sex Buch.
»Sexfront«-Autor Amendt hat ein neues Buch geschrieben, das von der Kritik sehr positiv aufgenommen wurde. Mit vielen Fotos + Karis, alles zum Thema. Über 250 Seiten vom Weltkreis-Verlag für nur 9.80 Empfehlenswert! ☐

Philip Agee: CIA intern
Endlich auf Deutsch: Das Tagebuch des CIA-Dissidenten, den die USA seit Jahren rund um die Welt jagen lassen. Ein Polit-Krimi der allerersten Güteklasse! Attica Verlag, 512 Seiten für 24.80 ☐

Ernest Borneman u.a. (Hrsg.): Eifersucht. Ein Lesebuch für Erwachsene
Leibeigenschaft und Sklaverei existieren noch heute in den meisten sog. Liebesbeziehungen. Selbst fortschrittlich orientierte Paare, denen Privateigentum als Ursache grundsätzlicher Probleme bekannt ist, scheuen sich keineswegs, den Partner mehr oder weniger offen zum Privateigentum zu degradieren. Ganz neu vom amp-Verlag. Nur 15 Mark ☐

Bücher die man sonst nicht findet — Katalog der Minipressen 1978/79
In der **neuesten** Ausgabe dieses wichtigen Nachschlagewerks sind auf 432 Seiten etwa 150 Klein- und Selbstverlage sowie Handpressen etc. mit ausführlichen Selbstdarstellungen und ihrem Programm vertreten. Unentbehrliches Arbeitsmaterial für Sammler, die sich für die lit. Produktion abseits des etablierten Kulturbetriebs interessieren. Maro-Verlag, nur 20 Mark! ☐

Sonderangebote

Frank Deppe (Hrsg.): Arbeiterbewegung und westeuropäische Integration
Seit der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft gibt es eine zunehmende Kapitalverflechtung mit supranationalen Strategien der Kapitalverwertung, während die Gewerkschaften immer noch so tun, als ob an den nationalen Grenzen ihre Verantwortlichkeit endet. Deppe, Albers, Axt, Goldschmidt u.a. bieten Lösungen an. Ein Klassiker zum Thema. Pahl-Rugenstein, 368 S., **statt 14.80 nur noch 5.90!** ☐

H.G. Hofschen, Erich Ott, Hans Karl Rupp: SPD im Widerspruch
Drei Marxisten haben die SPD am Maßstab des Marxismus gemessen. Soviel sei verraten: Die Sozialdemokraten kommen nicht gut dabei weg. Das ist vielleicht nicht neu. Aber die Argumente sind vollzählig. Pahl-Rugenstein, 182 S., **statt 12.80 nur noch 4.90!** ☐

Patrik von zur Mühlen: Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe
Vorwiegend heiter läse sich, was sich seit Ende des 18. Jahrhunderts wegen des Verlusts ihrer Privilegien frustrierte Adelige, wildgewordene Oberlehrer und Kleinbürger mit Porno-Phantasien als »Wissenschaft« von ihrer rassischen Überlegenheit zusammenspinnen. Nur: was als grober Unfug begann, endete in Auschwitz und spukt bis heute weiter — nicht nur in Südafrika. J.H.W. Dietz, Bonn, 278 S., der Rest der 1. Auflage, exklusiv bei uns. **Statt 20.- nur noch 8 Mark!** ☐

Franz Neumann (Hrsg.): Daten zu Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Kultur der BRD 1950-1975 (mit Vergleichszahlen EG-Länder und DDR)
Wichtigste Vergleichsdaten für alle politisch Denkenden und Arbeitenden. Ein Handbuch, das man nur zu oft braucht! Signal-Verlag, 392 Seiten Efalin. **Statt 28.-- nur noch 11.90!** ☐

Martin Kempe: SPD und Bundeswehr.
Studien zum militärisch-industriellen Komplex. Pahl-Rugenstein, 278 S., **statt 12.80 nur noch 4.90** ☐

Deppe, Kaiser, Lüth u.a. (Hg.): Medizin und gesellschaftlicher Fortschritt
Pahl-Rugenstein, 424 S., **statt 14.80 nur noch 5.90** ☐

K.T.Schuon: Wissenschaft, Politik und wissenschaftliche Politik
Pahl-Rugenstein, 264 S., **statt 12.80 nur noch 4.90** ☐

P.J. Nedbailo: Einführung in die marxistische Rechts- und Staatstheorie
Pahl-Rugenstein, 154 S., **statt 9.80 nur noch 3.90** ☐

G. Stiehler: Gesellschaft und Geschichte
Grundlagen und Triebkräfte des historischen Fortschritts. Pahl-Rugenstein, 308 S., **statt 19.80 nur noch 7.90** ☐

Lothar Peter: Literarische Intelligenz und Klassenkampf
Pahl-Rugenstein, 221 S., **statt 17.80 nur noch 6.50** ☐

Und so einfach bekommen KONKRET-Leser ihr Wunschpaket sofort nach Eingang der Zahlung:

1. Bitte alles ankreuzen, was wir Ihnen schicken sollen. **Zusammenrechnen.** Bei Bestellungen **unter** 50.-- Gesamtwert bitte 3 Mark Porto + Verpackung dazurechnen (muß leider sein!). **Bei Auslandsbestellungen müssen wir grundsätzlich um DM 10,-- zusätzlich bitten:** Für Porto, Verpackung und Bankspesen.
2. Die Service-Seiten herausreißen (oder Fotokopie). **Sammlern** legen wir der Bestellung **gratis** ein nagelneues Exemplar dieses Heftes bei, wenn Sie hier ein Kreuz machen. ☐
3. Verrechnungsscheck über die Summe ausschreiben: Oder auf unser Service-Konto überweisen: Haspa (BLZ 200 505 50) Kto.-Nr. 1238/ 121659. Für Postscheckkunden: Bitte überweisen auf Hamburger Sparkasse, Postscheckamt Hamburg, Kto.-Nr. 1827-205 mit **deutlichem** Vermerk: Zugunsten Kto.-Nr. 1238/121659.
4. Bestellblatt + V.-Scheck eintüten und absenden an: **KONKRET-Service, Rentzelstr. 7, 2000 Hamburg 13**

Notwendige Nachbemerkung:
Wir betrachten dies als echten Service für unsere Leser und sind **keine** Profi-Versender. Deshalb bitte um Verständnis: Wir können **erst** an dem Tag ausliefern, an dem Ihre Zahlung bei uns **registriert** ist. Sollten wir ihre Bestellung nicht vollständig ausführen können, weil mal ein Posten ausgegangen ist, liefern wir entweder **zu unseren Lasten** kurzfristig nach oder Sie erhalten **garantiert** Ihr Geld zurück. Mit diesem Service-Angebot treten **alle früheren Service-Angebote außer kraft.** Dieses Angebot gilt bis 26.3.80 (Poststempel!). Lieferung solange der Vorrat reicht.

.....
Name, Vorname

.....
Straße, Nr.

.....
PLZ/ORT

.....
Unterschrift

SAMSON & CO.

DER ECHTE. FRISCH AUS HOLLAND. CA. 50 ZIGARETTEN FÜR DM 3,–.

KONKRET-Autoren:
Wolfgang Abendroth
Günter Amendt
Wolf Biermann
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Henryk M. Broder
Martin Buchholz
Peter O. Chotjewitz
F.C. Delius
Rudi Dutschke†
Bernt Engelmann
H.M. Enzensberger
Ludwig Fels
Hubert Fichte
Erich Fried
Gerd Fuchs
Max von der Grün
Karl-Heinz Hansen
Günter Herburger
A. v. Hoffmann
Jörg Huffschmidt
Walter Jens
Yaak Karsunke
Udo Lindenberg
Hans Matthöfer
Günter Nenning
Peggy Parnass
Karl. W. Pawek
Hermann P. Piwitt
L. Lombardo-Radice
Michael Scharang
Michael Schneider
Peter Schneider
Gerhard Schröder
Klaus Staeck
Winfried Thomsen
Horst Tomayer
Henning Venske
Günter Wallraff
Martin Walser
Peter Paul Zahl
Gerhard Zwerenz

FOTO: COLUMBIA

Neuer Konkret Verlag GmbH,
Rentzelstraße 7, 2 Hamburg 13
Telefon: (040) 44 32 53/54
Herausgeber:
Hermann L. Gremliza
Redaktion: Werner Heine (verantwortlich für Politik), Hartmut Schulze (verantwortlich für Kultur), Ingrid Krüger
Bildredaktion:
Hannelore Heinrichs
Layout: Peter Wippermann
Verlagsleitung:
Ulrich Alberti
Manfred Schachtschneider
Anzeigen: (verantwortlich für den inhalt) Ulrich Alberti

Jahresabonnement DM 48,—
frei Haus incl. Mehrwertsteuer,
im Ausland zusätzlich Porto,
Abonnement-Bestellung bitte an: Deutscher Pressevertrieb,
Wendenstraße 27-29
Postfach 10 16 16, 2 Hamburg 1
Telefon (040) 24 86 1
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 22 vom 1.1.1978
Hamburger Sparkasse
Konto-Nr. 1238/120784
Postscheck-Konto Hamburg
Konto-Nr. 384030-202
Druck: Jungfer, Herzberg
Vertrieb: IPV Inland
Presse Vertrieb GmbH

Heft 3/80

konkret

Hamburg
28. Februar
1980

DIE MONATSZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND KULTUR

KONKRET-intern 4
Briefe 4

Rudolf Bahro
»Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden« 6
Magazin 8
Radikalauer von Winfried Thomsen 9

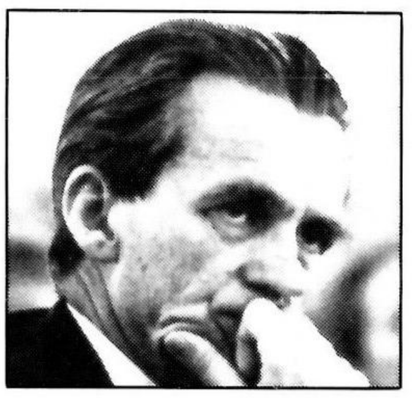
POLITIK

Walter Jens
Die Sucht nach dem kalten Krieg 10
Otto Köhler fordert
Olympiade nach Guatemala! 12
KONKRET-Interview mit Otelo Carvalho
Robin Hood und die Kraft der Volkseinheit 13
Bernd C. Hesslein
General-Abrechnungen 14
KONKRET-Interview mit General Bastian
»Geredet wird nur im Kasino« 16
Bonn-Journal von Werner Heine 18
Henryk M. Broder
Verstehst du das, Graham? 20
Walter Boehlich
Wider die Wöchner der Brüderlichkeit 22
Peter Neuhauser
Von ihren Träumen wird nichts bekannt 24

KULTUR

Hartmut Schulze über das »China Syndrom«
Verraten und doch gut verkauft 31
Peter O. Chotjewitz
Soviel Liebe, Glück und Frieden 34
Peter-Paul Zahl
Die Weizenspekulanten der deutschen Kriminologie 37
Regine Walter-Lehmann war bei der neuesten Brasch-Premiere
Noch ein Dichterschicksal 38
Karl W. Pawek zur Rundfunk-Diskussion
Hören wir auf, eine Fiktion zu verteidigen 40
Thomas Rothschild's Filmtip
Es war einmal, 1968 41
»Stern« gegen »Emma« — ein Prozeßbericht von Ingrid Klein
Wo warst du, Henri? 42
Willi Bremkes im Bhagwan-Ashram
Poona in Bonn 44
Henning Venske auf Feind-Tourismus
Liebesgrüße nach Moskau 48
KONKRET-Markt 49
Plattenkritik von Thomas Rothschild
Biermanns Fratzen und eine Vogue-Maske 49
Bildergeschichte von Marie Marcks
Wenn alle Blümlein stinken 54
KONKRET ex-press 54

Die Sucht nach dem Kalten Krieg



PEN-Präsident Walter Jens sieht im Boykott-Geschrei um die Olympiade in Moskau eine neue Zerstörung der Vernunft Seite 10

General-Abrechnungen

Gert Bastian, der strafversetzte Bundeswehr-Generalmajor, präzisiert in einem KONKRET-Interview seine Kritik an den Atom-Rüstungs-Programmen von Bonn und Brüssel. Dazu ein Kommentar von Bernd C. Hesslein Seite 14

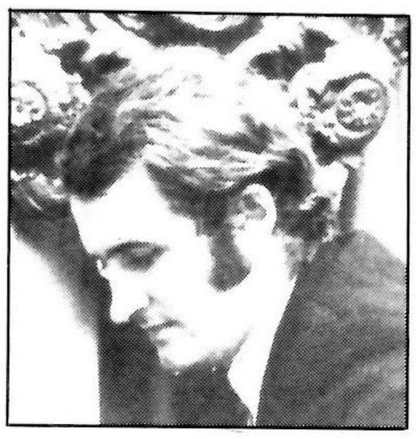
Soviel Liebe, Glück und Frieden

Elf Stunden war Peter-Paul Zahl »draußen«: zur Literaturpreis-Verleihung in Bremen. Peter O. Chotjewitz folgte seiner »Ausführung« Seite 34

Poona in Bonn

Die rabiate Sekte des Bhagwan Shree Rajneesh beginnt, die Bundesrepublik zu poonalisieren. Willi Bremkes war in ihrem Bonner Tempel und hat sich ihren Reklamefilm »Ashram in Poona« angesehen Seite 44

Liebesgrüße nach Moskau



Henning Venske hat sich eine Pudelmütze gekauft und ist mitten im Kalten Krieg in die Sowjetunion geflogen. Sein Reisebericht steht auf Seite 46

konkret-intern

Many happy returns!

KONKRET gratuliert: seinen Autoren Peter-Paul Zahl, Günter Wallraff und Günter Herburger. Für seinen Roman »Die Glücklichen« hat Zahl in Bremen den »Förderpreis für Literatur der R.A.-Schröder-Stiftung 1980« erhalten (Peter O. Chotjewitz berichtet in diesem Heft über die Preisverleihung), Herburger und Wallraff in Hannover den erstmals vergebenen Gerrit-Engelke-Preis. Offizielle Ehrungen an linke Autoren stimmen bedenklich, aber die Christen-Union und ihre Zeitungen haben jeden Skrupel zerstreut: Ein »skandalöser Mißgriff« und ein »Gipfel an Geschmacklosigkeit« ist für

Wallraff (r.), Herburger und Hannovers OB Schmalstieg (l.) bei der Eintragung ins Goldene Buch von Albrechts Landeshauptstadt. Textprobe: »Ich bedanke mich für den Preis und sehe darin für mich ein kleines Stück staatlicher Hilfe im Kampf (u.a.) gegen die Rufmörder in Politik und Monopolpresse, Günter Wallraff«

Foto: Günter Zint

die niedersächsische CDU die Entscheidung der Gerrit-Engelke-Jury. Zu behaupten, daß hier mit Wallraff ein »Gegner der freiheitlich-demokratischen Grundordnung« geehrt wurde, ist ihr allerdings inzwischen gerichtlich untersagt. Und auch die Verwirrung, die durch Walter Kempowskis Mitgliedschaft in der Bremer Jury entstand, konnte bald aufgelöst werden. Axel Springers Lieblings-Dichter ließ die »Welt« melden, daß er Peter-Paul Zahl »kaum für preiswürdig« halte, bei der Jury-Entscheidung habe er nicht mitgewirkt.

Der lange Jamahiria

Auf unsere Journalisten-Ehre: Kein KONKRET-Redakteur weiß bis heute, was ein oder eine »Volksjamahiria« ist (außer, daß es etwas »Sozialistisch-lybisch-arabisches« ist). Und dann werfen uns Leser vor, dafür Propaganda zu machen. Dabei hat doch der, die oder das Jamahiria nur für sich selbst Reklame gemacht, hat über ein Bonner Büro einen 16-seitigen Beihefter für die Februar-Ausgabe geordert und bezahlt. Und einen Radikalenerlaß für Anzeigenkunden kann und will sich KONKRET wirklich nicht leisten.

Martin hat nicht genug gestachelt

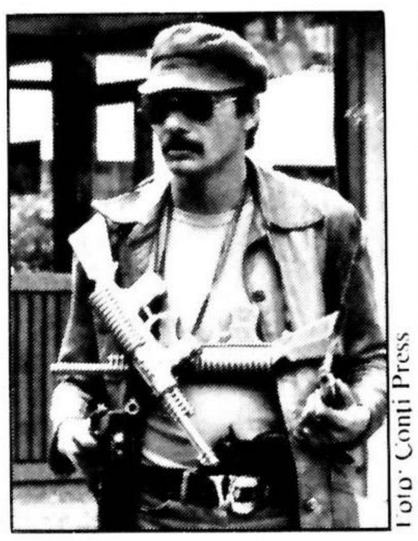


Foto: Conti Press

Im August 1979 hatte Hermann L. Gremliza Strafanzeige gestellt gegen Paul C. Martin, Kolumnist der »Welt am Sonntag«, — wegen Aufforderung zum Angriffskrieg (Paragraph 80 a Strafgesetzbuch). Martin hatte in einem Wirtschaftsdienst unter anderem geschrieben: »Noch ist die Fahrt in eine neue Wirtschaftskrise zu stoppen: mit mititärischen Mitteln.« Oder: »Die Antwort kann nur lauten: Einmarsch.« Oder: »Die Besetzung der wichtigsten Ölfelder ist bestenfalls ein Kommandounternehmen, wobei die Araber bei ihrer bekannten Kriegstüchtigkeit wahrscheinlich sofort kapitulieren werden.«
Nachdem Volksvertreter wie Dregger oder Wörner ähnlich lautende Erklärungen abgegeben haben, hätte auch Gremliza kapitulieren können. Aber die Begründung der Einstellung des Ermittlungsverfahrens mußte abgewartet werden. Das Warten hat sich gelohnt. Dem Staatsanwalt Detken beim Hamburger Landgericht ist folgendes eingefallen, um die Erhebung der öffentlichen Anklage abzuwenden: »Weder Ihrer Strafanzeige noch dem beanstandeten Artikel sind Formulierungen zu entnehmen, die als 'Aufstacheln zum Angriffskrieg'... zu werten sind.« Folgt eine Seite Erläuterung, die so endet: »Bei den von dem Beschuldigten gewählten Formulierungen ist festzustellen, daß sie weder gesteigert noch nachhaltig auf Sinne und Gefühle anderer einzuwirken geeignet sind.« Na schön, der Martin war noch nie ein guter Schreiber.

Briefe

Vorwärts und die SPD vergessen

KONKRET 2/80: Günter Jansen zum SPD-Parteitag

Nicht nur wegen Berlin, aber auch deswegen. Leider habe ich Günter Jansen nie persönlich kennengelernt, aber ich habe Respekt vor dem, was er tut. Gerade deshalb halte ich aber auch eine Erwiderung auf seinen Artikel im Februarheft für notwendig.
Ich habe mit anderen Genossen Silvester 79 die SPD verlassen. Wir alle waren in Funktion oder Ämtern für die SPD aktiv und der Austritt ist uns bestimmt nicht leicht gefallen. Wir sehen diesen Rückzug aus der SPD als eine politische Handlung und so ist er auch verstanden worden.
Den warnend erhobenen Zeigefinger von Günter Jansen kann ich verstehen. Wir selbst sind jahrelang damit herumgelaufen. Es war schmerzlich festzustellen, daß wir damit kein bißchen glaubwürdiger wurden. Weil jetzt die Frage heißt: Wie soll es weitergehen?, gab es für uns nur den Weg — raus aus der SPD.
Wenn die SPD überhaupt wieder zurückfindet zu ihrer ursprünglichen Perspektive, (die Walter Jens auf dem Berliner Parteitag so formulierte: »Beides zusammen, der Kampf für die sozialen und politischen Grundrechte des Menschen und für den Frieden ...«), so nur durch Druck.
Jahrelang haben wir versucht, in der SPD Mehrheiten zu finden, und es kamen auch ein paar mehr auf unsere »Spielwiese«. Das war so schön, daß wir gar nicht merkten, wie die Mauern um uns (die genannten Sachzwänge) immer höher und dicker wurden. Manchmal wurden wir vorgezeigt, vor allem vor Wahlen, wenn es galt, das kleinere Übel deutlich zu machen. Ein paar Kunden mehr, und das Geschäft ging weiter. Kein Wunder, daß sich viele Funktionäre wie Prokuristen der SPD aufführen.
Wenn ich richtig informiert bin, sind zwei Drittel der SPD-Mitglieder nach 1969 der Partei beigetreten. Es gab was zu holen — Ehre, Pfründe und Macht.
Wenn Günter Jansen der Meinung ist, daß es noch mehr Gründe gibt für die SPD, außer »Schmidt statt Strauß«, soll er sie nennen und deutlicher machen.
Für uns bleibt nur noch der Druck von außen.

HEINZ GUTMANN
OPPENHEIM

Ghetto-Onanierer

KONKRET 2/80: Henning Venske schrieb zum Gründungskongreß der Grünen: »Das geile Geiern auf die fünf Prozent«

Ist Henning Venske auf einmal ein anderer geworden? Soweit ich mich erinnern kann, hat er doch selbst bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen 1978 gegeiert, über die fünf Prozent zu springen. Die Bunte Liste ist schließlich zu diesem Zweck gegründet worden: ins Parlament zu kommen. Die Gründung der Grünen geschah aus demselben Grund. — Venske sagt in Karlsruhe, die Grünen würden sich das linke Bein abschneiden, wenn sie ihn und die anderen 249 autonomen Delegierten nicht zuließen. — Was für ein Quatsch! Satte 40% der Delegierten waren Linke reinsten Wassers. Wenn sie zu den Jusos der Grünen werden, dann wegen der 250, die draußen standen. Zusammen mit ihnen als ordentliche Delegierte wäre alles klar gegangen. Was aus den Grünen wird, liegt weiterhin bei der Linken. Dazu muß sie allerdings in den Grünen präsent sein. Von draußen mosern hilft da nicht weiter.

SEHNDE

Zu Beginn der Bremer Bürgerschaftswahlen bewarben sich *vier* grüne/alternative Parteien (»Alternative« + »Grüne« + »Alternative Grüne« + »Union konkreter Umweltschützer«), zur Freude der SPD, um das seit der Europa-Wahl bestehende Bremer Stimmenpotential. Nicht durch Einsicht, sondern durch die Nichtzulassung durch den Wahlleiter blieben zwei, die Alternativen und die Grünen übrig. Während des Wahlkampfes und noch heute kämpfen hier in Bremen die Alternativen in erster Linie gegen die Grünen und nicht gegen SPD/CDU/FDP, jüngstes Beispiel ein »alternativer« Hetzartikel im CDU-Parteiblatt »Weser-Report«.
Meine Hoffnungen stützten sich auf eine von Bahro, Steffen und Hoss getragene Alternative und wenn noch soviel Dreck von »Weser-Report« bis KONKRET geworfen wird. Die »Alternativen« können weiter in ihrem Ghetto onanieren, bis sie heilig gesprochen werden.

HORST TERASKE
BREMEN

Der Beitrag von Henning Venske über den Gründungskongreß der Grünen läßt für mich viele Fragen unbeantwortet: Wenn er will, daß die Grünen

sich als Partei konstituieren, warum ist er dann gegen die so heiß debattierten »Unvereinbarkeitsbeschlüsse?«? Will er ernsthaft Parteimitglieder der Grünen, die gleichzeitig Mitglied des »KB«, »KBW« oder der »KPD« sind? Was passiert denn, wenn Parteigrundsätze der Grünen und einer K-Gruppe sich widersprechen? Soll das Doppelmitglied dann schizophren werden und heute so, morgen aber genau andersrum argumentieren?

RAINER MENKE
BREMERHAVEN

Ärgerlich finde ich, daß Euch zur Gründungsversammlung dieser Partei nichts anders einfiel als dieser polemisch unsachliche Bericht eines Mannes, der sich in Karlsruhe sogar dazu verstieg, das Verbot der Doppelmitgliedschaft mit den Berufsverboten in der BRD zu vergleichen. »Die Freiheit stirbt zentimeterweise«, schreibt er melodramatisch, da er laut Satzung der Grünen nicht mehr gleichzeitig in mehreren politischen Parteien sein darf. Ein wahrlich schwerwiegendes Problem für einen BRD-Linksintellektuellen angesichts der gegenwärtigen Weltlage.
Aber er hat gleich darauf einen Trost parat: »Wir repräsentieren hier die Mehrheit, wie sind doch die 130.000 von Hannover ...« Wer ist eigentlich »Wir«? Vielleicht übt sich Venske einmal in Basisdemokratie und überläßt das den 130.000 selbst. Dafür unterschlägt er die wirklich wichtigen Punkte dieser Satzung: Das Verbot, daß grüne Mandatträger keine Berater- oder Aufsichtsratsposten haben dürfen, sowie das Verbot der Ämterhäufung.
»Ich trete da nicht ein. Das ist doch eine stinknormale Partei«, zitiert er Walter Mossmann. Der hat hierzu inzwischen selbst Stellung bezogen: »Was sich da gegründet hat, ist eine Partei, und wenn ich in Karlsruhe gesagt habe, eine stinknormale, dann war das nicht als Beleidigung gemeint, sondern als Widerspruch gegen die Spinnereien. Ich finde, die Linke hat sich in Karlsruhe mächtig blamiert ...« In der Tat, Henning Venske.

MANFRED ENGELBART
KRONBERG

Schludrig

KONKRET 2/80: Ulf Matthias Engberg schrieb über die Erfindung des Wortes »Nachrüstung«

Nicht ich habe das Wort »Nachrüstung« am 27. August 1979 im »SPIEGEL« in die Welt gesetzt - es war sehr viel früher da. Schon am 11. beziehungsweise 14. August vergangenen Jahres war es beispielsweise in den Schlagzeilen der »FAZ« und der »Süddeutschen« zu finden. Und Bundeskanzler Schmidt hat das Wort »Nachrüstung« bereits am 4. Juli 1979 in der 167. Sitzung des Bundestages (Plenarprotokoll 8/167, Seite 13318) benutzt. Engberg, dem Gründlichen, müßte auch aufgefallen sein, daß ich das Wort »Nachrüstung« in den letzten Monaten nach Möglichkeit vermieden habe, weil ich - wie Dieter S. Lutz in KONKRET - diese These von der sowjetischen »Vorrüstung« nicht akzeptiere.
Wie wär's also mit einer Entschuldigung Engbergs für den Vergleich mit Goebbels im letzten Absatz seiner Geschichte? Schludrigkeit kann ich nachsehen, eine Beleidigung nicht.

DIETHELM SCHRÖDER
KÖNIGSWINTER

Das Beste

In KONKRET 1/80 schrieb Hermann L. Gremliza über Afghanistan: »Wird Moskau badisch?«

Ich bin Arbeiter und kapier manches nicht von eurem Zeug. Aber das mit Afghanistan war gut.

GEORG HINRICHS
OBERJOSBACH

Ich kann Hermann L. Gremliza alles in allem eigentlich nicht ausstehen (siehe Express), aber wenn er Lichtblicke erzeugt, indem er solche Artikel wie »Wird Moskau badisch?« schreibt, dann sei ihm verziehen! Ich habe schon nicht mehr geglaubt, daß noch irgendjemand meine Meinung betreffs Afghanistan teilt, da erscheint eben jener Artikel. Für mich ist KONKRET ab sofort wieder politisch glaubwürdig! Es muß mal einigen Leuten klargemacht werden, daß Imperialismus auch auf leisen Sohlen kommen kann. Beispiel: die Berichterstattung unserer Medien über Afghanistan. Überall diese bösen, bösen Russen mit ihren gefährlichen Panzern! Was soll denn das. Warum haben die Medien die Amis in Vietnam damals nicht derart dargestellt, das wäre ja wohl näher an der Wahrheit gewesen. Wenn diesem Kriegstreiber Carter nicht bald das Handwerk gelegt wird, dann schlittern wir »voll Rohr« in einen »heiligen« 3. Weltkrieg. Linke, in der BRD, Schweiz usw. nehmt endlich eure Finger aus eurem Arsch! Gegen alles gibt es Resolutionen, Demos, aber wenn die Amerikaner unser aller (auch der Freaks im grünen Freiraum!) Frieden ernstlich bedrohen, dann kräht kein Hahn danach, schon gar kein Linker. Erwacht endlich!

HANS FERRARI
ZÜRICH

Der Artikel »Wird Moskau badisch?« wurde von mir und meinen Kollegen von der belgischen Gewerkschaft FGTB sehr geschätzt. Wir stimmen mit der Analyse voll überein.

MATHIEU ARIMONT
LONTZEN

Gremliza legt den KONKRET-Lesern den Eindruck nahe, die »Resolutionäre« (zu denen ich gehöre) seien weltfremde Gefühlslinke, die sich »in Minikulturen zurückgezogen« haben, von dort aus ohnmächtigkernige Erklärungen von sich geben, auf US-Argumente hereinfallen und sich nicht für den notwendigen Kampf gegen den atomaren Rüstungswahn hierzulande interessieren.
Ich weiß nicht, wen Gremliza hier ins Auge gefaßt hat. Was die Unterzeichner der von ihm zitierten Stellungnahme angeht, so passen sie in die von Gremliza gegebene Charakteristik nicht hinein. Keiner der Unterzeichner hat sich heute in eine »Minikultur« zurückgezogen. Zur Sache: Es gibt leider keinen Grund, die Gefahr einer völkermörderischen Politik nur deshalb auszuschließen, weil Staaten, die hier zur Debatte stehen, sich selbst als sozialistisch definieren. Wer auf Gefahren der sowjetischen Politik hinweist, ist deshalb noch kein Nachbeter der US-Propaganda. Man kann sehr wohl den Zusammenhang zwischen NATO-»Nachrüstung« und dem sowjetischen Vorgehen in Afghanistan sehen (den sehen wir auch) und dennoch dieses sowjetische Vorgehen ablehnen. Wer sich auf die von Gremliza gelobte »Rationalität« des internationalen Machtkalküls im Stile von G.F. Kennan einläßt, wird gedanklich und praktisch unfähig, dem Rüstungswahn etwas entgegenzusetzen. Der von interessierten Kräften geschürten Kriegspsychose im Westen und in der Bundesrepublik kann man wirksam nicht entgegenarbeiten, indem man die UdSSR als Unschuldslamm erscheinen läßt, sondern nur, indem man die Dinge beim Namen nennt — die im Osten und die im Westen.

ARNO KLÖNNE
PADERBORN

In meinem Brief vom 23.10.79 habe ich kübelweise Verwünschungen über KONKRET ausgeschüttet. Die Fairness erfordert es nachzutragen, daß mir die folgenden Hefte, besonders das Dezemberheft, viel besser gefallen haben. Da fühlte man sich richtig wieder an alte Zeiten erinnert. KONKRET danken möchte ich für die Afghanistan-Analyse. Das war ein Artikel, wie ich mir viele wünsche. Den großen Durchblick bezogen auf Fakten und falsches Bewußtsein könnten auch andere Themen noch stärker vertragen. Leider war mir der Artikel viel zu kurz. Vor allem zwei Punkte hätte ich gern ausführlicher gehabt:
1) Jugoslawien (die Rolle der USA vom 49-Prozent-Eigner und Kreditgeber der Touristik bis zum kroatischen Bürgermeister von Chicago.)
2) Das Nachgeben Bonns gegenüber den USA. Wie weit ist Bonn vertraglich verpflichtet, mit den USA mitzugehen, welche Machtmittel haben die USA, Gehorsam zu erzwingen, was würde passieren, wenn Europäer sich querlegen und sagen: o.k., dann zieht eben eure Truppen ab?

HENNING SONNENBERG KÖLN

Es war mir einfach zu laut, das Propagandageschrei der konzentrierten westlichen Medien, die nichts als Empörung gegen die UdSSR produzierten. Keine relativierende, keine informierende Stimme war zu vernehmen. Erst der »Stern« vom 31.1.80 brachte ein Interview mit Falin und Sagladin (ZK-KPdSU), das für mich wichtige Informationen enthielt. In der am gleichen Tage erschienenen Zeitschrift KONKRET 2/80 findet sich ein lesenswerter Kommentar zu diesem Thema. Nach Lektüre beider Artikel muß die einhellige UdSSR-Schelte wohl revidiert werden: Wer SALT II verhindert und stattdessen »nachrüstet«; wer von Pakistan operierende Rebellen unterstützt, dessen dröhnendes Empörungsgeschrei ist heuchlerisch, hohl und hochexplosiv. Mehr denn je gilt jetzt: Abrüstung, Nichteinmischung, Entspannung — für *ALLE!*

LARS GRÜTERIG
HAMBURG

Es ehrt KONKRET, daß sich die Redaktion nicht an der von Carter inszenierten und auch bei uns weithin übernommenen hysterischen Anti-Sowjetunion-Kampagne beteiligt. Nicht Sanktionen, Boykott und zusätzliche Rüstung sind das Gebot der Stunde, sondern Rückkehr zur Sachlichkeit und Fortsetzung der Entspannung.

GERHARD WEBER (FDP)
Vorsitzender der Gesellschaft BRD-UDSSR
HAMBURG

»Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden«

Hermann L. Gremliza hat im letzten Heft die Meinung von KONKRET ZU Afghanistan dargestellt. Nach Redaktionsschluß schickte uns Rudolf Bahro diesen Kommentar. Wir dokumentieren

SEINERZEIT habe ich gedacht, und auch geschrieben, die militärische Polizeiaktion gegen die Prager Reform sei das größte Verbrechen der Sowjetführer seit dem II. Weltkrieg gewesen. Das ist jetzt nur noch so weit richtig: Wenn wir damals durchgekommen wären, in Prag, und dann auch in Warschau, gar in Berlin, Hauptstadt der DDR, und wenn es dann in Moskau wenigstens eine Spur der Anpassung an eine solche neue Realität in der westosteuropäischen Peripherie gegeben hätte — dann gäbe es jetzt nicht den Einmarsch in Afghanistan. Was auch immer sich der Rat der Ältesten im Kreml dabei gedacht haben mag: Das ist ein Verbrechen gegen den Frieden weit über Afghanistan hinaus, weit über die Stunde von Kabul hinaus. Das ist ein Verbrechen gegen Entspannung und Abrüstung. Das stellt die Niederwerfung des Prager Frühlings in den Schatten. Das übertrifft auch Dengs unverschämte »Lektion« für Vietnam.

Damals, 1968, hatte der schamlose Bruch des Völkerrechts eine für die ganze Weltöffentlichkeit einsehbare defensive Motivation. Die Novotnys in allen Ländern des sowjetischen Blocks zitterten um ihre Machtpositionen, erschrocken bis ins Mark und bis ins Moskauer Zentrum. Indem sie deshalb schon seit dem Frühjahr 1968 ihre militärischen Muskeln spielen ließen, erzeugten sie selbst jene Stimmung in der Tschechoslowakei, die später zum Ausscheiden des Landes aus dem Warschauer Pakt hätte führen können. Immerhin war das Land ein angestammtes Mitglied der »sozialistischen Gemeinschaft«. Es wies, bei allen Unterschieden, dieselbe soziale und politische Grundstruktur auf. Die Sowjetunion hatte hier — vor dem Hintergrund ihrer Opfer für die Befreiung der Tschechoslowakei im Kampf gegen Hitler-Deutschland — etwas zu verlieren. Deshalb hat die Intervention von 1968 zwar — und das bleibt von keinem anderen Standpunkt so unverzeihlich wie von unserm — eine Hoffnung aller Demokraten und Sozialisten zerschlagen. Aber wenigstens direkt den Frieden und das Überleben gefährdet hat sie nicht.

Alle Schicksalsfragen der Menschheit hängen an Frieden, Entspannung und Abrüstung. Jetzt zeigt uns die Intervention in Afghanistan, daß diese Werte und Ziele nicht an erster Stelle der sowjetischen Aspirationen stehen, daß man bereit ist, Mittel anzuwenden, die diesen Werten und Zielen demonstrativ ins Gesicht schlagen. Diese Aktion kann keine andere Folge haben, als die Psychologie des Wettrüstens in aller Welt zu nähren. Sie greift treibend in den verhängnisvollen Prozeß ein, in dem in verhältnismäßig kürzester Frist die Lebensgrundlagen der Menschengattung auf dieser Erde vernichtet werden.

Afghanistan kann das Vietnamabenteuer einer sowjetischen Führung werden, die so unverhüllt wie niemals zuvor das Gesicht des Großmachtchauvinismus, des bürokratischen Imperialismus zeigt. Und äußerst bedenklich: diese Leute leben in ihrer Isolation vom eigenen Volk so wenig in der Welt, wie sie jetzt wirklich ist, daß sie aufrichtig vor dem Spiegel erschrecken, in dem sie sich wiedererkennen müssen. Sie fühlen sich allen Ernstes unverstanden. Ich würde glauben, wenn man mir erzählte, daß dort wieder irgendeiner heult. Dabei ist alles darauf angelegt, den Rest an Vertrauen zu zerstören, das sich an das nichtkapitalistische Fundament, an den objektiven Auftrag der Sowjetunion klammert, dem Aufstieg der Unterentwickelten Deckung zu bieten.

Im Sommer 1968 haben wir gehofft, sie werden es nicht wagen; für unwahrscheinlich gehalten haben wir ihren Einmarsch nicht — aus den angeführten Gründen. Afghanistan nun durften wir zwar schon nicht mehr für unmöglich halten. Aber für wahrscheinlich halten mußten wir es nicht. Wir wurden eines Schlimmeren belehrt. Es ist, als wollte das Moskauer Politbüro den Chinesen und dem Herrn Strauß bestätigen: Ihr habt uns richtig gesehen. Diese in summa viel zu alten Männer im Kreml *mußten* wissen, daß ihre Aktion das Klima für Entspannung und Rüstungsbegrenzung zerstört, daß sie der Rüstungslobby der anderen Seite schlagende Argumente für den freilich sowieso geplanten Einstieg in die nächste Runde Wettrüsten liefert. Sie *mußten* wissen, daß sie dem freilich schon ebenso bereitliegenden Aufmarschplan der anderen Seite für die »Sicherung der Ölquellen« die letzte Weihe geben. Aber es ist offensichtlich: Sie rechnen nicht einmal mehr am Rande mit dem psychologischen Faktor einer tendenziell doch deutlich progressiven öffentlichen Meinung, mit dem Widerstand zahlloser Menschen auf dieser Seite der Blockgrenze gegen ein hemmungsloses Spiel der Machtinteressen. Ihr Partner ist allein das Pentagon. Sie bringen es dahin, daß sich die Objekte der großen Ausbeutung, die Länder der Dritten Welt, mit einer Hand gegen Moskau wehren müssen statt mit zwei Händen gegen Washington und die NATO. Mit diesem Einmarsch fungieren sie ohne Einschränkung als Komplicen der Weltreaktion. Sie nehmen die Rolle an, die wir ihnen nicht und immer noch nicht zuschreiben wollen: eine der beiden Supermächte zu sein, die auf dem Rücken der Völker ihre tödliche Rivalität austragen.

Wie ist es zu der Tragödie des afghanischen Volkes gekommen? Seit über 20 Jahren hat die Sowjetunion dort im Geiste jenes Wechselbalges von (objektiver) antiimperialistischer Solidarität und immer konventionellerer Machtpolitik Positionen für sich aufgebaut. Die inneren Widersprüche des überaus rückständigen Landes waren tief genug, um eine autonome nationalrevolutionäre Widerstandsbewegung hervorzubringen, die unter den dortigen Bedingungen nur in der Intelligenzija — einschließlich der militärischen — ihren Kern und ihre Spitze haben konnte. Der große Nachbar aber hat — wenn nicht direkt, denn jedenfalls indirekt — vorsteuernd und deformierend eingewirkt. Die Konstellation hat der afghanischen Avantgarde das Modell und den falschen Zeitplan nahegelegt. 1978 haben Nur Mohammed Taraki und seine Genossen keine Revolution gemacht, sondern einen Putsch veranstaltet, um ihrem Volk dann die probate Revolution von oben zu bescheren. Sie haben — wohlmeinend, wie ich denke — eine Agrarreform dekretiert, die den Lebenszusammenhang der Bauern zerstörte, so daß sie mit dem zugewiesenen Land nichts gewonnen hatten. Effektiv haben sie die afghanischen Bauern in ein ähnliches Schicksal gestürzt, wie es den Bauern des Iran unter der Diktatur des Schah zuteil wurde. Die geplante Beglückung schlug dem ganzen Land und Volk zu unabsehbarem Unglück aus.

Die afghanische Partie war schon in dem Augenblick verloren, als man sie eröffnete, schon im Hinblick auf die gleichzeitig iranische Revolution, die dem islamischen Widerstand, der sich nun natürlich mit dem traditionellen Mächten verbindet, einen unschlagbaren Rückhalt gibt. Nicht an die Amerikaner, an die Moslems werden die Interventen Afghanistan verlieren. Und man muß ihnen diese Lehre wünschen. Anders als beim Prager Frühling handelt es sich hier um einen schwerwiegenden Fehler selbst vom Standpunkt der orthodoxesten Apparatinteressen. Daher kann Kabul direktere innenpolitische Folgen haben. Es ist noch gar nicht abzusehen, wohin der Wahnsinn führen kann, Öl in das islamische Feuer zu gießen. Kabul unterstreicht, die Völker der Sowjetunion und ihrer Verbündeten müssen ihre Novotnys in Rente schicken und ihren ganzen politischen Überbau grundlegend umbauen. Und linke Organisationen im Westen müssen sich schnell vor verantwortlichen Politikern entlasten, die den sowjetischen Führern bis in ihr afghanisches Abenteuer hinein Rückendeckung geben. Wer diese Intervention gutheißt, zeigt, daß er Fleisch vom Fleische der bürokratischen Apparatherrschaft ist.

Im übrigen bin ich der Meinung, daß den Kräften der Vernunft hier im Westen jetzt eine große Verantwortung zufällt: die von den herrschenden Kreisen der USA und der Sowjetunion betriebene Eskalation der Spannung in keiner Weise zu unterstützen und speziell in der Bundesrepublik die in der besten Zeit der sozialliberalen Koalition durchgesetzte Politik der Ostverträge zu verteidigen. Frieden, Entspannung und Abrüstung — jetzt erst recht! □

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen. In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder von diesen Klassen wieder besondere Abstufungen. Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt. Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei grosse feindliche Lager, in zwei grosse, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat. Aus den Leibeigenen gingen die Pfahlburger der ersten Städte hervor: daraus entwickelten sich Elemente der Bourgeoisie. Die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas schufen der Bourgeoisie neues Terrain. Der ostindische und chinesische Markt, die Kolonisierung von Amerika, der Austausch mit den Kolonien, die Vermehrung der Tauschmittel und der Waren überhaupt gaben dem Handel, der Schiffahrt, der Industrie einen nie gekannten Aufschwung und damit dem revolutionaren Element in der zerfallenden feudalen Gesellschaft eine rasche Entwicklung. Die bisherige feudale oder zünftige Betriebsweise der Industrie reichte nicht mehr aus für den mit neuen Märkten anwachsenden Bedarf. Die Manufaktur trat an ihre Stelle. Die Zunftmeister wurden verdrängt durch den industriellen Mittelstand; die Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Korporationen verschwand vor der Teilung der Arbeit in der einzelnen Werkstatt selbst. Aber immer wuchsen die Märkte, immer stieg der Bedarf. Auch die Manufaktur reichte nicht mehr aus. Da revolutionierten Dampfmaschinen die industrielle Produktion. An die Stelle der Manufaktur trat die moderne grosse Industrie, an die Stelle des industriellen Mittelstandes traten die industriellen Millionäre, die Chefs ganzer industrieller Armeen, die modernen Bourgeois. Die grosse Industrie hat den Weltmarkt hergestellt, den die Entdeckung Amerikas vorbereitete. Der Weltmarkt hat dem Handel, der Schiffahrt, den Landkommunikationen eine unermessliche Entwicklung gegeben. Diese hat wieder auf die Ausdehnung der Industrie zurückgewirkt, und in demselben Masse, worin Industrie, Handel, Schiffahrt, Eisenbahnen sich ausdehnten, in demselben Masse entwickelte sich die Bourgeoisie, vermehrte sie ihre Kapitalien, drängte sie alle vom Mittelalter her überlieferten Klassen in den Hintergrund. Wir sehen also, wie die moderne Bourgeoisie selbst das Produkt eines langen Entwicklungsganges, einer Reihe von Umwälzungen in der Produktions- und Verkehrsweise ist. Jede dieser Entwicklungsstufen der Bourgeoisie war begleitet von einem entsprechenden politischen Fortschritt. Unterdrückter Stand unter der Herrschaft der Feudalherren, bewaffnete und sich selbst verwaltende Assoziation in der Kommune, hier unabhängige stadtische Republik, dort dritter steuerpflichtiger Stand der Monarchie, dann zur Zeit der Manufaktur Gegengewicht gegen den Adel in der ständischen oder in der absoluten Monarchie, Hauptgrundlage der grossen Monarchien überhaupt, erkämpfte sie sich endlich seit der Herstellung der grossen Industrie und des Weltmarktes im modernen Repräsentativstaat die ausschliessliche politische Herrschaft. Die moderne Staatsgewalt ist nu rein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschafte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet. Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen Verhältnisse zerstort. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch ubriggelassen, als das nackte Interesse, als die gefühllose «bare Zahlung». Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spiessburgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertrankt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwurdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tatigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt. Die Bourgeoisie hat dem Familienverhaltnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt. Die Bourgeoisie hat enthullt, wie die brutale Kraftausserung, die die Reaktion so sehr am Mittelalter bewundert, in der trägsten Bärenhäuterei ihre passende Ergänzung fand. Erst sie hat bewiesen, was die Tätigkeit der Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als agyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzuge. Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveranderte Beibehaltung der altenProduktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller fruheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustande, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelost, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknochern konnen. Alles Standische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nuchternen Augen anzusehen. Das Bedurfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muss sie sich einnisten, uberall anbauen, uberall Verbindungen herstellen. Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarktes die Produktion und Konsumation aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum grossen Bedauern der Reaktionare den nationalen Boden der Industrie unter den Fussen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage fur alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Welttteilen verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhangigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur. Die Bourgeoisie reisst durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schiesst, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhass der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzufuhren, d. h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde. Die Bourgeoisie hat das Land der Herrschaft der Stadt unterworfen. Sie hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der stadtischen Bevolkerung gegenuber der ländlichen in sehr hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Teil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den zivilisierten, die Bauernvölker von den Bourgeoisievölkern, den Orient vom Okzident abhangig gemacht. Die Bourgeoisie hebt mehr und mehr die Zersplitterung der Produktionsmittel, des Besitzes und der Bevolkerung auf. Sie hat die Bevölkerung agglomeriert, die Produktionsmittel zentralisiert und das Eigentum in wenigen Händen konzentriert. Die notwendige Folge hiervon war die politische Zentralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zollen wurden zusammengedrangt in eine Nation, eine Regierung, ein Gesetz, ein nationales Klasseninteresse, eine Douanenlinie. Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjahrigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskrafte geschaffen als alle vergangnen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schosse der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten. Wir haben also gesehn: Die Produktions- und Verkehrsmittel, auf deren Grundlage sich die Bourgeoisie heranbildete, wurden in der feudalen Gesellschaft erzeugt. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Produktions- und Verkehrsmittel entsprachen die Verhältnisse, worin die feudale Gesellschaft also produzierte und austauschte, die feudale Organisation der Agrikultur und Manufaktur, mit einem Wort die feudalen Eigentumsverhältnisse den schon entwickelten Produktivkräften nicht mehr. Sie hemmten die Produktion, statt sie zu fördern. Sie verwandelten sich in ebenso viele Fesseln. Sie mussten gesprengt werden, sie wurden gesprengt. An ihre Stelle trat die freie Konkurrenz mit der ihr angemesssenen gesellschaftlichen und politischen Konstitution, mit der ökonomischen und politischen Herrschaft der Bourgeoisklasse. Unter unsern Augen geht eine ähnliche Bewegung vor. Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen. In den Handelskrisen wird ein grosser Teil nicht nur der erzeugten Produkte, sondern der bereits geschaffenen Produktivkräfte regelmässig vernichtet. In den Krisen bricht eine gesellschaftliche Epidemie aus, welche allen früheren Epochen als ein Widersinn erschienen wäre – die Epidemie der Überproduktion. DieGesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt; eine Hungersnot, ein allgemeiner Vernichtungskrieg scheinen ihr alle Lebensmittel abgeschnitten zu haben; die Industrie, der Handel scheinen vernichtet, und warum? Weil sie zuviel Zivilisation, zuviel Lebensmittel, zuviel Industrie, zuviel Handel besitzt. Die Produktivkräfte, die ihr zur Verfugung stehn, dienen so nicht mehr zur Beförderung der bürgerlichen Eigentumsverhältnisse; im Gegenteil, sie sind zu gewaltig für diese Verhältnisse geworden, sie werden von ihnen gehemmt; und sobald sie dies Hemmnis überwinden, bringen sie die ganze bürgerliche Gesellschaft in Unordnung, gefährden sie die Existenz des bürgerlichen Eigentums. Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. – Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; anderseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter Markte. Wodurch also? Dadurch, dass sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert. Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst. Aber die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen; sie hat auch die Manner gezeugt, die diese Waffen fuhren werden – die modernen Arbeiter, die Proletarier. In demselben Masse, worin sich die Bourgeoisie, d. h. das Kapital, entwickelt, in demselben Masse entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur solange leben, als sie Arbeit finden, und diese auch ausüben können, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweise verkaufen müssen, sind eine Ware, wie jeder andere Handelsartikel, und daher gleichmässig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für den Arbeiter verloren. Er wird ein blosses Zubehor der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird. Die Kosten, die der Arbeiter verursacht, beschränken sich daher fast nur auf die Lebensmittel, die er zu seinem Unterhalt und zur Fortpflanzung seiner Rasse bedarf. Der Preis einer Ware also, auch der Arbeit, ist aber gleich ihren Produktionskosten. In demselben Masse, in dem die Arbeit wächst, nimmt daher der Lohn ab. Noch mehr, in demselben Masse, wie Maschinerie und Teilung der Arbeit zunehmen, in demselben Masse nimmt auch die Masse der Arbeit zu, sei es durch Vermehrung der Arbeitsstunden, sei es durch Vermehrung der in einer gegebenen Zeit geforderten Arbeit, beschleunigten Lauf der Maschinen usw. Die moderne Industrie hat die kleine Werkstube des patriarchalischen Meisters in die grosse Fabrik des industriellen Kapitalisten verwandelt. Arbeitermassen, so in der Fabrik zusammengedrängt, werden soldatisch organisiert. Sie werden als gemeine Industriesoldaten unter die Aufsicht einer vollstandigen Hierarchie von Unteroffizieren und Offizieren gestellt. Sie sind nicht nur Knechte der Bourgeoisklasse, des Bourgeoisstaates, sie sind täglich und stundlich gknechtet von der Maschine, von dem Aufseher und vor allem von den einzelnen fabrizierenden Bourgeois selbst. Diese Despotie ist um so kleinlicher, gehässiger, erbitternder, je offener sie den Erwerb als ihren Zweck proklamiert. Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäusserung erheischt, d. h. je mehr die moderne Industrie sich entwickelt, desto mehr wird die Arbeit der Manner durch die der Weiber verdrängt. Geschlechts- und Altersunterschiede haben keine gesellschaftliche Geltung mehr für die Arbeiterklasse. Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen. Ist die Ausbeutung des Arbeiters durch den Fabrikanten so weit beendigt, dass er seinen Arbeitslohn bar ausgezahlt erhält, so fallen die anderen Teile der Bourgeoisie über ihn her, der Hausbesitzer, der Krämer, der Pfandleiher usw. Die bisherigen kleinen Mittelstande, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab, teils dadurch, dass ihr kleines Kapital fur den Betrieb der grossen Industrie nicht ausreicht und der Konkurrenz mit den grösseren Kapitalisten erliegt, teils dadurch, dass ihre Geschicklichkeit von neuen Produktionsweisen entwertet wird. So rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevolkerung. Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz. Im Anfangsstadium kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einem Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht gegen die bürgerlichen Produktionsverhaltnisse, sie richten sie gegen die Produktionsinstrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrierenden Waren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, sie suchen die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wieder zu erringen. Auf dieser Stufe bilden die Arbeiter eine über das ganze Land zerstreute und durch die Konkurrenz zersplitterte Masse. Massenhaftes Zusammenhaltender Arbeiter ist nicht die Folge ihrer eigenen Vereinigung sondern die der Bourgeoisie, die zur Erreichung ihrer eigenen politischen Zwecke das ganze Proletariat in Bewegung setzen muss und es einstweilen noch kann. Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigentümer, die nichtindustriellen Bourgeois, die Kleinbürger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentriert; jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie. Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in grösseren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten aus. Von Zeit zu Zeit siegen die Arbeiter, aber nur vorübergehend. Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. Sie wird befordert durch die wachsenden Kommunikationsmittel, die von der grossen Industrie erzeugt werden und die Arbeiter der verschiedenen Lokalitäten miteinander in Verbindung setzen. Es bedarf aber bloss der Verbindung, um die vielen Lokalkämpfe von überall gleichem Charakter zu einem nationalen, zu einem Klassenkampf zu zentralisieren. Jeder Klassenkampf ist aber ein politischer Kampf. Und die Vereinigung, zu der die Bürger des Mittelalters mit ihren Vizinalwegen Jahrhunderte bedurften, bringen die modernen Proletarier mit den Eisenbahnen in wenigen Jahren zustande. Diese Organisation der Proletarier zur Klasse, und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie ersteht immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benutzt. So die Zehnstundenbill in England. Die Kollisionen der alten Gesellschaft überhaupt fördernmannigfach den Entwicklungsgang des Proletariats. Die Bourgeoisie befindet sich in fortwährendem Kampfe: anfangs gegen die Aristokratie; später gegen die Teile der Bourgeoisie selbst, deren Interessen mit dem Fortschritt der Industrie in Widerspruch geraten; stets gegen die Bourgeoisie aller auswärtigen Länder. In allen diesen Kämpfen sieht sie sich genötigt, an das Proletariat zu appellieren, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen und es so in die politische Bewegung hineinzureissen. Sie selbst führt also dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, d. h. Waffen gegen sich selbst, zu. Es werden ferner, wie wir sahen, durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandteile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Masse Bildungselemente zu. In Zeiten endlich, wo der Klassenkampf sich der Entscheidung nähert, nimmt der Auflösungsprozess innerhalb der herrschenden Klasse, innerhalb der ganzen alten Gesellschaft, einen so heftigen, so grellen Charakter an, dass ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschliesst, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt. Wie daher früher ein Teil des Adels zur Bourgeoisie überging, so geht jetzt ein Teil der Bourgeoisie zum Proletariat über, und namentlich ein Teil der Bourgeoisideologen, welche zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen

Poster "Karl Marx" · Originalgröße 60 x 60 cm · DM 10,– + MwSt.

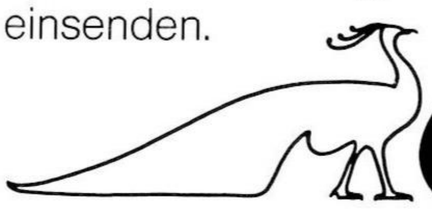
"Kapitalvorlage"

Karl Marx – porträtiert von seinen eigenen Worten.
Ein Poster, ebenso individuell wie der Autor des "Kapitals" selbst.

Das Poster ist urheberrechtlich geschützt und auflagenbegrenzt.

Besorgen Sie sich Ihr Exemplar sofort!

Einfach nebenstehenden Coupon ausschneiden, auf Postkarte kleben und mit genauem Absender an den Arsis-Verlag, Ohmstraße 7, 8047 Karlsfeld einsenden.



Coupon bitte einsenden!

☐ Schicken Sie mir das Poster "Karl Marx" K zum Preis von DM 10,– + MwSt. sofort zu.

Name

Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Wohnort

Datum, Unterschrift

Der neue Engelmann:

Das dritte Anti-Geschichtsbuch. Über die Jahre 1945 bis 1950.

Rechtzeitig zu Beginn des politisch entscheidenden Jahres 1980:
Ein hoch brisanter Legendenkiller...

»In den Jahren 1945–1950 wurden bei uns die Weichen gestellt.
Dann fuhr der Zug ab – in eine Richtung, die eigentlich niemand wollte. Damals waren sich nämlich alle – fast alle – darin einig:
Nie wieder deutsche Soldaten, nie wieder Kapitalismus und Konzernmacht, nie wieder Nazis an den Schalthebeln der Macht.
Wie es dann ganz anders kam, als die große Mehrheit es wünschte – davon handelt mein neues Buch **WIE WIR WURDEN, WAS WIR SIND.** Sie sollten es lesen.«

Bernt Engelmann, einer der erfolgreichsten deutschen Sachbuchautoren, hat Verblüffendes herausgefunden und dokumentarisch belegt – sogar die bislang sorgsam gehüteten Geheimnisse der deutschen Industrie, die schon mitten im Krieg mit der Planung für die Zeit nach der vorhersehbaren Niederlage begann.

Diesen Fragen ist Bernt Engelmann in seinem neuen Anti-Geschichtsbuch nachgegangen:

Wie ist die Bundesrepublik Deutschland eigentlich entstanden? War die Teilung Deutschlands wirklich unvermeidlich? Wer wollte sie? Und warum? Wie kam es zur raschen Wiederaufrüstung, nur 5 Jahre nach dem totalen Fiasko des deutschen Militarismus. Wer war für Wiederbewaffnung, Rückkehr zum Kapitalismus und erneute Übermacht der Konzerne? Haben wirklich alle mal mit 40 Mark angefangen?

WIE WIR WURDEN, WAS WIR SIND

Ein unentbehrliches Buch für jeden politisch Interessierten.
Spannend. Brisant. Hochaktuell. Ein Buch, an dem niemand vorbeikommt!

368 Seiten.
16 Seiten s/w-Abbildungen.
DM 36.–

C. Bertelsmann

ARBEITSRECHT

RUNTER MIT DEM DING

Die Unternehmensleitung bestand darauf: Runter mit dem Ding. Auf dem Blaumann habe die Anti-Strauß-Plakette nichts zu suchen. Erhard Sieland, 26jähriger Metallarbeiter der Sundwiger Messingwerke in der sauerländischen Garnisonstadt Hemer, weigerte sich. Das war am 5. November 1979. Noch am gleichen Abend wurde Sieland fristlos entlassen, wegen Störung des Betriebsfriedens.

Nächste Runde: Termin vor dem Iserlohner Arbeitsgericht (30. Januar), das Sieland um Beistand angerufen hatte. Aber er zog den kürzeren. Gegen eine politische Betätigung sei ja nichts einzuwenden, hieß es in der Urteilsbegründung, »doch wenn diese provozierend geschieht, dann ist das in einem Betrieb unzulässig.« Die Sundwiger Messingwerke, vertreten durch Herrn Menzyk vom Unternehmensverband Ruhr-Lenne-Iserlohn, hatten zuvor richtig ausgepackt: Sieland sei DKP-Mitglied und habe schon stets lieber diskutiert statt zu arbeiten. Und in der Nachbarstadt Iserlohn seien von ihm Flugblätter der DKP verteilt worden. Menzyk bezweifelte vor dem Arbeitsgericht die Verfassungstreue des 26jährigen: »Wenn Sie sich da vergewissern wollen, fragen Sie doch mal beim Bundesamt für Verfassungsschutz in Köln nach.«

Erhard Sieland, der jetzt in die nächste Instanz gehen will, ist gegenwärtig ohne Job. Eine neue Stelle hatte er im Dezember letzten Jahres gefunden. Doch die verlor er noch während der Probezeit. Mangelnde Leistung sei nicht der Grund, stand im Kündigungsschreiben. J.H.

FALSCHMELDUNG

RENTEN-ZUSCHLAG

Das muß man nachschmecken: Am 12. Januar veröffentlichte die »Prawda« einen Beschluß des Zentralkomitees zur »weiteren Stärkung der Arbeitsdisziplin und die Verringerung der Fluktuation der Kader in der Volkswirtschaft«: Arbeiter und Angestellte sollen zusätzlich zur Altersrente einen Zuschlag von 10 bis 20 Prozent erhalten, wenn sie mehr als 25 Jahre gearbeitet haben und wenn diese Arbeit in einem Betrieb geleistet wurde. Bei »wiederholter Kündigung im Verlauf eines Kalenderjahres auf eigenen Wunsch hin ohne überzeugende Gründe« erfolgt keine Anrechnung für diese Rentenzuschläge. Diese Regelung ist etwas fortschrittlicher als unser Gesetz über betriebliche Altersversorgung, das einen zusätzlichen Rentenanspruch zwar schon nach zehn Jahren Betriebszugehörigkeit begründet, aber natürlich nur dann, wenn Unternehmen diese Leistung anbieten.

Aus diesem ZK-Beschluß machte der »Spiegel« unter der Überschrift »Stalins Schatten« folgende Meldung: »Sowjetbürger, die ohne triftigen Grund den Arbeitsplatz wechseln, stellen ihre Rente aufs Spiel... Einen ähnlichen Erlaß hatte es bislang nur in der Stalin-Zeit gegeben. Einziger Unterschied: Früher verwirkte ein Werktätiger seinen Rentenanspruch bereits beim ersten Job-Wechsel, heute beim zweiten innerhalb eines Jahres.«

Früher gab es beim »Spiegel« Journalisten, die die »Prawda« lesen konnten. Heute gibt es da zwar eine Gewinnbeteiligung aber nicht mal einen garantierte betriebliche Altersrente.

JUSTIZ

NUR NICHT NACHGEBEN

Es gibt nur eine Firma im Tarifgebiet der IG Metall in Nordrhein-Westfalen, bei der die Leichtlohngruppe 2 abgeschafft ist, und das schon seit 1973. Dies ist das Ergebnis eines erfolgreichen Streiks der Frauen und Männer der Firma Pierburg, die Vergaser für Autos und anderes KFZ-Zubehör herstellt.

Die Niederlage des Kapitals in diesem Arbeitskampf führte zu Prozessen, die noch heute andauern. Zunächst sollten vier Betriebsräte fristlos entlassen werden, weil man sie der Rädelsführerei und Streikorganisation beschuldigte. Das wurde vom Arbeitsgericht Düsseldorf abgeschmettert.

Zwei Betriebsräte, der damalige Vorsitzende Peter Leipziger und der jetzt noch im Betriebsrat tätige Rainer Senteck, wurden dann vor dem Amtsgericht Neuss der eidlichen und uneidli-

chen Falschaussage beschuldigt, weil sie vor sechs Jahren ausgesagt hatten, sie hätten prügelnde Beamte beobachtet. In KONRET 1/80 kann man nachlesen, daß beide Kollegen freigesprochen wurden, weil die Staatsanwaltschaft schließlich »erschöpft« war.

Das Schöffengericht in Neuss stellte im Urteil fest: »In der Zeit vom 13. bis zum 20.8.1973 fand bei der Firma Pierburg Autogerätebau KG in Neuss, bei der überwiegend ausländische Arbeitskräfte beschäftigt sind, ein wilder Streik statt. Zu den Streikenden gehörte u.a. die griechische Staatsangehörige Elefteria Mermela. Diese hielt sich am 14.8.73 in der Nähe des Werktores der Firma auf, als gegen 6.30 Uhr die Zeugin Davidovic erschien, um nach ihrem Urlaub die Arbeit wieder aufzunehmen. Frau Mermela ging auf die Zeugin D. zu, informierte diese, daß gestreikt würde und versuchte, die Zeugin zu überreden, sich dem Streik anzuschließen, was die Zeugin D. jedoch nicht tat. Etwa zur gleichen Zeit begaben sich drei Polizeibeamte ... zu den Streikenden, da von der Zeugin Mermela eine männliche Person tätlich angegriffen worden war. Die Beamten beabsichtigten, die Zeugin Mermela, die bereits am Vortage einmal vorläufig festgenommen worden war, erneut vorläufig festzunehmen und zur Polizeihauptwache nach Neuss zu verbringen. Nachdem sich jedoch eine Vielzahl Streikender um die Beamten geschart hatte, nahmen diese von ihrem Vorhaben Abstand. Da ihnen der Weg zum Streifenwagen abgeschnitten war, machten sie vom Schlagstock Gebrauch, um sich einen Weg zu bahnen. Zumindest ein Beamter schlug den Streikenden, soweit diese sich in den Weg stellten, mit dem Schlagstock auf die Hände. Zu den Getroffenen gehört auch die Zeugin Mermela.«

KONKRET hat berichtet, daß trotz dieses Urteils die Kollegen Leipziger und Senteck wegen Falschaussage strafverfolgt wurden. Der Freispruch erging am 30. November 1979. Vier Wochen später erhielten Leipziger und Senteck die Mitteilung, daß die Staatsanwaltschaft gegen das Urteil Berufung eingelegt hat. So erschöpft war sie nun auch wieder nicht.

Dieter Braeg

GEWERKSCHAFTEN

»Ich würd's nicht glauben«

Karl Hauenschild, Vorsitzender der Industrie-Gewerkschaft Chemie über Öl-Multis und deren Probleme in einer Talk-Show von Radio Bremen. Auszug:

Frage: Wie schlimm sind denn nun eigentlich die Multis aus Ihrer Sicht?

Hauenschild: Na ja, es ist ärgerlich, daß ausgerechnet in der Zeit, in der Benzin und Heizöl teurer wurden, die Rede von der großen Gewinnexplosion war, obwohl man dabei wissen muß, daß ein paar Jahre vorher dabei dicke Verluste gemacht worden sind.

Frage: Von den Multis?

Hauenschild: Von den Multis. Und ich sage es immer so: Es kommt mir nicht so sehr darauf an, was verdient wird, es kommt mir mehr darauf an, was mit den Gewinnen gemacht wird. Wenn die Gewinne benutzt werden, um neue Mineralölquellen zu suchen oder wenn sie benutzt werden, Ersatzenergien zu suchen, zu forschen, dann ist das 'ne ganz vernünftige Geschichte. Und man weiß: Eine Bohrinsel in der Nordsee kostet dreieinhalb Milliarden Mark. Und die muß finanziert werden von den Mineralölgesellschaften. Und daß sie die ganzen Investitionen auf dem Kapitalmarkt finanzieren, kann man von ihnen nicht verlangen, so daß ein bestimmtes Kapital, ein bestimmter Gewinn notwendig ist, um die vielen Aufgaben zu erfüllen.

Frage: Sieht man das in Ihrer Gewerkschaft durchweg so? Es ist ja ein nicht sehr gewerkschaftlich klingender Standpunkt, den Sie da vertreten.

Hauenschild: Na ja, Sie müssen ja auch mal wissen, am Liter Benzin wird im Augenblick ein Pfennig verdient.

Frage: Von wem?

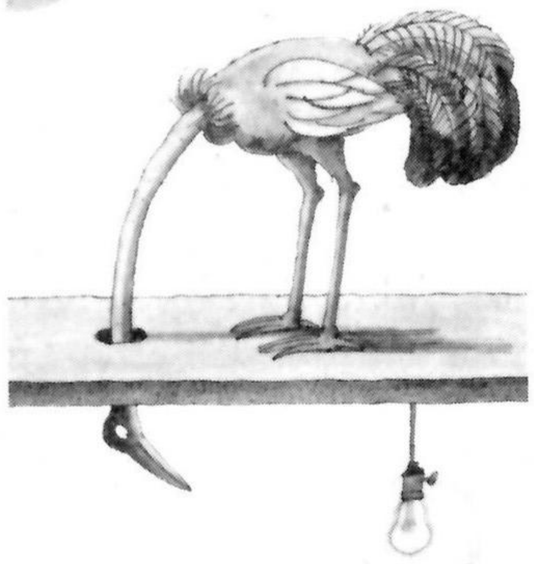
Hauenschild: Von den Mineralölgesellschaften.

Frage: Von den großen, von den Multis, ein Pfennig?

Hauenschild: Und der Verbraucher hätte also nicht viel davon...

Frage: Also wenn Sie's nicht wären, würde ich's Ihnen nicht glauben.

Hauenschild: Sie müssen es mir deswegen glauben, weil ich in dem Aufsichtsrat einer großen Gesellschaft, bei der VEBA, bin, und ich habe also die Möglichkeit, das zu kontrollieren. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß der VEBA-Vorstand seinen ganzen Aufsichtsrat belügen würde, was dieses betrifft, und das ist bei anderen Gesellschaften ähnlich.



Zeichnung: Ungerer

SPRUCH DES MONATS

Kein Atommüll zum Mars! Denn Mars bringt verbrauchte Energie sofort zurück.

Radikalauer von Winfried Thomsen

Ich bin dafür, die »Hamburger Morgenpost« weiterzuführen und die SPD dicht zu machen. (Ganz dicht war sie ja sowieso nie)

Wußten Sie schon, daß Carstens, Filbinger, Kiesinger und Globke den Olympischen Spielen in Berlin aus Protest gegen das NS-Regime ferngeblieben sind?

Was unterscheidet die Atomwirtschaft von Räubern? Die Räuber fordern: »Geld oder Leben«, die Atomwirtschaft will beides.

Warum reitet der Papst nicht wie Jesus auf einem Esel? Da müßte er ja auf seinen eigenen Rücken steigen.

Ach, dieser Nico Hübner ist jetzt also Programmdirektor beim WDR?

Die dümmsten Polizisten ernten die dicksten Daten (alte BKA-Regel).

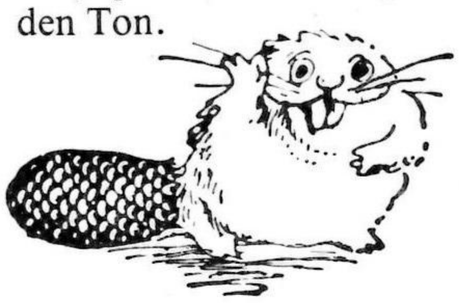
Zu heiß gebadetes Militär läuft nicht, sondern marschiert ein.

Franz Josef Strauß ist nicht autorisiert und aus dem Zusammenhang gerissen.

Wer weiß eine bessere Lösung für die Verschmutzung des Wassers? Aber es ist doch schon genug Lösung drin.

Gerold Tandler wurde an der chilenischen Grenze abgewiesen und mußte zurück in den Sozialismus.

Hängst du mal am Telefon, speichert Herold jeden Ton.



Eine Bitte

Rudi Dutschkes Tod bedeutet für seine Familie eine ungesicherte Zukunft. Seine Frau erwartet ihr drittes Kind und wird längere Zeit nicht berufstätig sein können. Spenden, wenn möglich in Form monatlicher Dauerzahlungen (von zehn Mark aufwärts), sind dringend notwendig. Hier die Konten:

— Berliner Bank AG, Berlin Sonderkonto
Rudi Dutschke, Kto-Nr. 11020 50 402

— Postscheckkonto Berlin (West), Sonderkonto
Rudi Dutschke, Kto-Nr. 378 48-103

Zeichnung: Robert Priest

Die Sucht nach dem Kalten Krieg

Von Walter Jens

Russen und Olympia: Hätte es 1945 keinen Einmarsch der Roten Armee in Berlin gegeben, müßten wir heute eine »Herrenvölker«-Olympiade feiern

SANFTE Republik, anno 80? Ach, das Gegenteil! »Wahrlich, wir leben in finsteren Zeiten«: Es ist ebenso ekelerregend wie symptomatisch, mit welcher Unverfrorenheit Politiker und Meinungsmacher hierzulande die russische Invasion in Afghanistan benutzen, um zum Großen Angriff, zur Attacke im wilhelminischen »Immer feste druff«-Stil zu blasen. Wie eine Befreiung, die Wortwahl und der emphatische Duktus der Sätze zeigten's an, wie die Erlösung aus einem Alptraum wird das vermeintliche Ende der Entspannungs-Politik beschrieben: endlich wieder klare Fronten, endlich wieder Freund-Feind-Opposition, endlich wieder kalten Krieg! Da sieht sich, um eines frivolen Wahlkampfs willen, der Friede aufs Spiel gesetzt, da wird die Entspannung als »Rauschgift« bezeichnet — grad so, als seien zum Beispiel diejenigen, die, dank der Brandt'schen Ostpolitik zueinanderfanden, über die Grenzen hinweg, allesamt Drogensüchtige.

Das Terroristen-Schauspiel in Wiederaufführung: Wurden damals Mordtaten von Desperados zum Vorwand genommen, um, nach innen hin, bürgerliche Liberalität und republikanischen Freimut zu beschränken, wo immer es ging, so dient jetzt die sowjetische Intervention dazu, nach außen hin auf rigorose Frontziehung zu drängen — damals

wie heute steht der Anwalt der »Sanften Republik«, der auf Vernunft und behutsame Argumentation Eingeschworene als geheimer Palladin dunkler Gegenkräfte am Pranger. *Nehmt ihnen den Weizen! Mag das Volk hungern: was duldet es solche Regierung? Verlegt die Olympischen Spiele: Das werden sie spüren, die Roten! Schluß mit der Propaganda-Show im Moskauer Sommer!*

An diesem Punkt halte ich inne und frage: Dies letzte Argument zumindest — ist das so falsch? Besteht nicht wirklich die Gefahr, daß die festliche Zeremonie, mit Tauben und Fanfarengeschmetter, mit Feuer, Hymne und Lorbeer, vergessen läßt, was in Afghanistan geschah und in irgendeinem Lager, irgendeiner Klinik noch immer geschieht: Für den Sieger ein Podest und für den Bürgerrechtler ein Gefängnis-Bock? Wer so fragt und auf das Miteinander von Wirklichkeit und Ideologie, dem schönen olympischen Schein und der solchem Sechzehn-Tages-Glanz hohnsprechenden Realität verweist, gut, der mag zum Boykott der Olympischen Spiele von Moskau auffordern — nur sei er konsequent und verlange, in einem Atemzug damit, die weltweite Ächtung der Winter-Olympiade von Lake-Placid; denn dort, bittesehr, wird genau der gleiche Zauber inszeniert wie in Moskau: Vergessen die Invasion in Vietnam, vergessen der martialische Auftritt des Weltpolizisten (immer auf Seiten der Herrschenden, vom Schah bis Somoza, und nie im Bündnis mit dem Volk, das zu bezahlen hat), vergessen die Mißachtung von Minoritäten!

Boykott: gut und schön — aber durchdacht muß er schon sein. Nichts gegen die Devise »Sport befördert die Identifikation mit autoritären Regimen« (sie ist richtig); nichts gegen die Erinnerung (sie ist förderlich) an das Spektakel von 1936: »Nach der Begrüßungsrede des preußischen Ministerpräsidenten Generaloberst Göring, der im Namen der Reichsregierung, die sich als Dolmetsch des gesamten deutschen Volkes fühlt, die Erschienenen willkommen hieß«, so die offizielle deutsche Olympiazeitung über den Empfang, anno 36, in der Berliner Staatsoper, »gab Reichsminister Dr. Goebbels dem Wunsch des Führers und der Reichsregierung Ausdruck, daß diese Olympischen Spiele das Untereinanderkennenlernen der Völker weiter fördern mögen. Aus einem solchen Kennenlernen würde dann ein Schätzenlernen, und dies sei allein die Grundlage für die Verständigung der Völker, die wir alle ersehnen.«

So hat Goebbels gesprochen, so redete, inmitten von Konzentrationslagern und Folterstätten, in denen man Menschen peinigt und hernach verschwinden läßt, aus Anlaß der Fußballweltmeisterschaft Argentiniens Präsident, und so werden auch in Moskau Männer reden, die vor kurzem noch die Invasion in Afghanistan verteidigten und die Gefangenen-Organisation Amnesty International, eines der wenigen absolut neutralen Gewissens-Foren der Welt, als Unterabteilung des CIA einstufen. Also, zum drittenmal, Boykott? Jawohl, ich bin dafür, wenn man in Kauf nimmt, daß die Olympischen Spiele künftig nur noch in Demokratien vom Schlage der Niederlande oder der nordischen Staaten stattfinden werden: beschickt von dem kleinen Club jener Nationen, denen kein internationales Tribunal und kein Amnesty-Weißbuch etwas am Zeuge flicken kann. Das freilich würde nicht nur die Beendigung der Olympischen Spiele, sondern zugleich die Aufhebung des Sportverkehrs unter den Völkern bedeuten und nähme damit den auf weltweite Einklagung der Menschenrechte Bedachten die Möglichkeit, durch entschlossene, auf die Verbindung von Sport und Politik verweisende Berichterstattung, zum Beispiel über olympische Veranstaltungen, die Diskrepanz zwischen schönem Schein und bitterer Wirklichkeit, zwischen sekundenlang angestrahlter Fassade und tristem Dasein, davor und danach und dahinter, ins Blickfeld zu rücken. So wenig dem Sport (woran Avery Brundage noch glaubte) die Funktion eines *world court* zukommt, so gering seine *un*mittelbaren Möglichkeiten sind, Verständigung über das Stadion hinaus zu realisieren, so groß ist seine mittelbare Bedeutung: Partnerschaft auf der Aschenbahn, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Verweigerung jeglicher Rassendiskriminierung während der Frieden verheißenden sechzehn Tage kö nen verdeutlichen, wie wenig all dies in der Welt, so wie sie sich gibt, verwirklicht worden ist: wie groß die Kluft zwischen Realität und jenem olympischen Ideal, das nicht nur ein schlechtes Heute verschleiert, ein paar Tage lang, sondern, dies gilt es mit Nachdruck zu betonen, auch, vorschein- und gleichnisweise, auf ein besseres Morgen verweist.

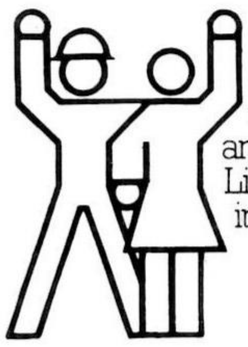
Während der Boykott, zuende gedacht, in die bare Absurdität führt, ergreift ein politisch begründeter Nicht-Boykott die Chance, die nur der Sport bietet: den Schein auf den Begriff zu bringen, den Olympia-Gedanken, über die Stadion-Tore hinausblickend, vom Kopf auf die Füße zu stellen und damit jenen winzigen Freiraum zu benutzen, den, zumal im Fall Olympia, jener Sport bietet, der zwar mit Politik eng verknüpft ist, aber man denke an die relative Selbständigkeit nationaler olympischer Komitees —, nicht in jedem Fall als deren Erfüllungshilfe fungiert, vielmehr sich, der Politik gegenüber durch eine Art von nichtidentischer Identität ausweist.

Und damit genug des Gedankenspiels: Alles, so scheint es, spricht am Ende für den Nicht-Boykott, über den in allem Freimut kontrovers diskutieren zu können wir übrigens nicht zuletzt neben den West-Alliierten auch jenen Soldaten der Roten Armee verdanken — Millionen sind, nachdem die Deutschen in ihr Land einbrachen, gefallen —, die unser Land vom Faschismus befreiten. Wären sie nicht gewesen, die Russen, die jetzt die Olympischen Spiele ausrichten, es hätte, im Zeichen nationalsozialistischer Politik, anno 1980 allenfalls ein Stelldichein sogenannter Herrenvölker gegeben — mit Millionen von Versklavten (und keinem einzigen noch in Europa am Leben befindlichen Juden) als schauerlicher Staffage. Auch dies gilt es am Schluß zu bedenken: Irgendwer steht hier, ob er's nun gern hört oder nicht, in irgendjemands Schuld — und daran zu denken: an den gefallenen Pjotr und den gefallenen Alexej, die nicht nur ihr Land, sondern uns alle vor Hitler bewahrten ... immer wieder daran zu denken, in einem Augenblick, wo nationalsozialistische Herrenparolen in den Sätzen von Todenhöfer und Co gespenstisch nachklingen: das Echo des durch Gräber nicht zu belehrenden Imperialismus! ... daran zu denken heißt, die sanfte Republik jedenfalls umrißartig, im humanen Gegenentwurf zu den Losungen der Säbelrassler aus Deutschland, sichtbar zu machen. □

Ein Beitrag zur Verständigung der Linken auf eine konkrete politische Alternative

Sozialistische Studiengruppen

Sozialistische Wirtschafts- und Sozialpolitik



Programmatische Leitsätze und Kapitalismusanalyse der Linkssozialisten in der BRD

VSA

nur 5,80

195 Seiten; DM 5,80

VSA-Verlag
Postfach 50 15 71
2000 Hamburg 50

Johann P. Tammen
Kopf hoch kalte Wut
Gedichte & Texte

MIT COLLAGEN VON PETER K. KIRCHHOF

Tammen probiert den Widersinn, hakt nichts ab, ordnet nichts ein. Hakt nach, mißtraut -auch sich selbst. Fragt. Hebt die Spielregeln auf ohne neue zu erfinden. Rauht die Sätze auf, daß sie preisgeben, was sie verbergen. Nimmt die Sprache beim Wort. Nimmt den Bestand auf. Und da besteht nichts. Er reißt die Diagonale durch die Hoffnungslosigkeit, auf der wir blind und doch sehend Balance zu halten versuchen. Es macht uns Mut, daß er Mut hat, nichts zu beschönigen.

Ingeborg Drewitz

Gedichte und Prosa
ISBN 3-88132 043-1
14o S., E.Br., 14,8o DM

VERLAG ATELIER IM BAUERNHAUS
2802 FISCHERHUDE, T. 0 42 93/671
Kunst, Heimat, Belletristik, Volksmusik

Kursbuch

Statt 500000 Buchstaben

500 Bilder

Eine neue Art des Lesens

Kursbuch 59:

›Bilderbuch‹

192 Seiten · DM 8 (im Abo 6)

Und das alles für 8 Mark. Allerdings: Wer das Kursbuch abonniert, kriegts noch billiger:

Wenn Sie sich zum Abonnement des **Kursbuch** entscheiden, kostet das Einzelheft statt DM 8 nur DM 6. Und: Wenn Sie ein Abonnement eingehen, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abonnementspreis nachbeziehen. Sie sparen also auch bei diesen Heften DM 2.

Neu-Abonnenten erhalten wieder **eine Tüte voll früherer Kursbogen** (mehrfarbige Kursbuch-Poster), z. B. »Der schmale und der breite Weg«, »Das große Hoffmanns-Comic-Gesellschafts-Spiel«, die »Fahnenkorrektur« oder den »Roman des Romans anhand eines Briefwechsels«.

Abonnieren können Sie das Kursbuch in jeder Buchhandlung. Oder mit diesem Coupon direkt beim Verlag. Wir sorgen dann dafür, daß Sie das Kursbuch regelmäßig durch eine Versandbuchhandlung erhalten – im Jahresabonnement DM 24 für vier Hefte plus Porto.

An den Rotbuch Verlag,
Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30.
Ich abonniere das Kursbuch ab Nr.: _____

Bitte schicken Sie mir die folgenden Kursbücher einzeln: _____

_____

_____

☐ Bitte schicken Sie mir regelmäßig Ihren kostenlosen Verlagsalmanach »Das kleine Rotbuch« zu.

Olympiade nach Guatemala!

Von Otto Köhler

Mit Fritz Hippler wider den undeutschen Geist und das Moskowitzer Sportfest

OLYMPIA-Boykott? Ja bitte! Mir sind derlei Veranstaltungen so lästig, daß ich für jeden Boykott zu haben bin, ob er sich gegen ein Fußballspiel in Andorra oder gegen die Olympiade in Moskau richtet.

Aber das ist mein Privatvergnügen.

Heute haben wir moralische Gründe. Aus Afghanistan liegen uns Nachrichten vor, daß sich dort die Sowjets fast so schlimm aufführen sollen wie einst die Amerikaner in Vietnam. So wie wir damals wie ein Mann alle Sportveranstaltungen mit den USA mieden, so müssen wir es heute auch mit den Sowjets halten.

Oder irre ich mich? Haben wir in den USA gespielt, als dort Leutnant Calley gefeiert wurde? Haben wir unpolitischen Fußball getreten in Buenos Aires, der Stadt der guten Lüfte, während aus argentinischen Militärmaschinen gefolterte und betäubte Gefangene ins Meer geworfen wurden, den Haien zum Fraß. Macht nichts. Moral ist unteilbar und darum müssen wir unsere ungeteilte Moral gegen die Sowjets wenden. Und wenn unsere Moral nur eisern genug ist, dann finden wir mehr Verbündete als mancher sich träumen lassen würde.

Wir stehen heute Schulter an Schulter mit Fritz Hippler, der 1933 als NS-Studentenführer in Berlin bei der Bücherverbrennung seine Rede »Wider den undeutschen Geist« hielt, der im Propagandaministerium des Josef Goebbels Leiter der Abteilung Film wurde und der 1940 Auschwitz geistig vorbereitete, indem er in seinem Film »Der ewige Jude«, dieses »Element der heimtückischen unterirdischen Zerstörung« als Ratten darstellte. Juden als Ungeziefer, das man ausrotten muß. Auch dieser Schreibtischtäter Fritz Hippler ruft heute in Springers »Welt« — wo sonst — zum Boykott der Moskauer Olympiade auf. Sachverständig erinnert er sich, »mit welch nervösem Eifer Dr. Goebbels bemüht war, alles zu vermeiden, was die Gefahr eines Boykotts erhöhen konnte.« Verständlich, daß der damals vom Boykott mitbedrohte — Hippler war für die Nazi-Wochenschau zuständig — heute auf Seiten der Boykottierer sein will.

Eine Karikatur im »Hamburger Abendblatt« belehrt mich, daß es dieses Jahr in Moskau genauso sein wird wie 1936 in Berlin: die einziehenden Olympioniken jubeln den Sklavenhaltern auf der Ehrentribüne zu. Weiter hinten im Springerblatt belehrt mich ein Redakteur noch einmal. Er habe, beanstandet er, als Mitglied der Hitler-Jugend die Wirklichkeit des Olympiajahres 1936 ganz anders erlebt, als sie im Fernsehfilm »Die Welt in jenem Sommer« dargestellt wurde. Er wirft der Regisseurin des Films vor, daß sie den Wahrheitsgehalt der dem Film zugrundeliegenden Biographie eines Hamburgers »jüdischer Abstammung« — jüdischer Abstammung — nicht überprüft habe. Er, der Redakteur, habe jedenfalls damals bei der Hitlerjugend keinen Antisemitismus erlebt. Streichen wir also Berlin von unserer postumen Boykott-Liste und konzentrieren wir uns auf Moskau.

In meinem Ja zum Boykott der Russen kann es mich nicht beirren, daß Breschnew erklärte, er habe in Kabul einmarschieren müssen, um das, was dem Imperialismus durch die Liquidierung der Regierung Allendes in Chile gelang, für Afghanistan zu verhinden. Diese Begründung hielt ich für verlogen.

Aber die »Frankfurter Allgemeine« unterrichtet mich, Breschnews »hilfreiches Eingeständnis« sei eine »Erleichterung« und »Aufwertung für Pinochet«. Das chilenische Militärregime könne »jetzt dort Verständnis finden, wo es ihm bisher versagt blieb«. Und die »Welt« registriert eine »auffallende Klimaverbesserung für Chile« und meint, gewiß habe es das Pinochet-Regime den demokratischen Staaten schwer gemacht, sich mit ihm anzufreunden, aber schließlich hätten sich die Militärs »einen der freien Welt genehmen Zeitpunkt für den Putsch nicht aussuchen können.«

Ich werde also auch diese Kröte schlucken: Putsch und Folter und Mord in Chile sind ein notwendiger Teil unseres Abwehrkampfes gegen Moskau, da gibt es nichts zu deuteln. Aber dann wollen wir auch gleich Nägel mit Köpfen machen. Wo feiern wir unser Olympia, wenn wir es Moskau wegnehmen? Stattfinden muß es, denn unsere Werbe-Wirtschaft hat soviel Geld in die olympische Idee investiert, daß sich das amortisieren muß. Mein Vorschlag: Schafft die Olympische Flamme nach Guatemala. Dort haben wir vor einigen Tagen die freie Welt in ihrer stärksten Form erlebt: eine friedliche Besetzung der spanischen Botschaft wurde gegen den erklärten Willen des Botschafters durch einen Sturmangriff der Polizei und ein unterschiedsloses Massaker an Besetzern, Besuchern und Botschaftsangehörigen beendet. Wir wollen uns den unzulässigen Gedanken versagen, wo wir heute stünden, wenn das in Teheran mit der amerikanischen Botschaft passiert wäre. Es gibt eben Unterschiede. Auch dieses US-Protektorat, dem die CIA 1954 eine Militärdiktatur bescherte, weil die freigewählte Regierung gegen die geheiligten Grundsätze von United Fruit verstieß, wird sicherlich ebenso gern wie Südafrika Carters Bitte zum Moskau-Boykott folgen. Warum also nicht: 30.000 Oppositionelle wurden seit 1966 in Guatemala umgebracht: feiern wir dort unser Olympia. ☐

INTERVIEW

Robin Hood und die Kraft der Volkseinheit

KONKRET-Interview mit Otelo Saraiva de Carvalho, dem Führer der portugiesischen Nelken-Revolution

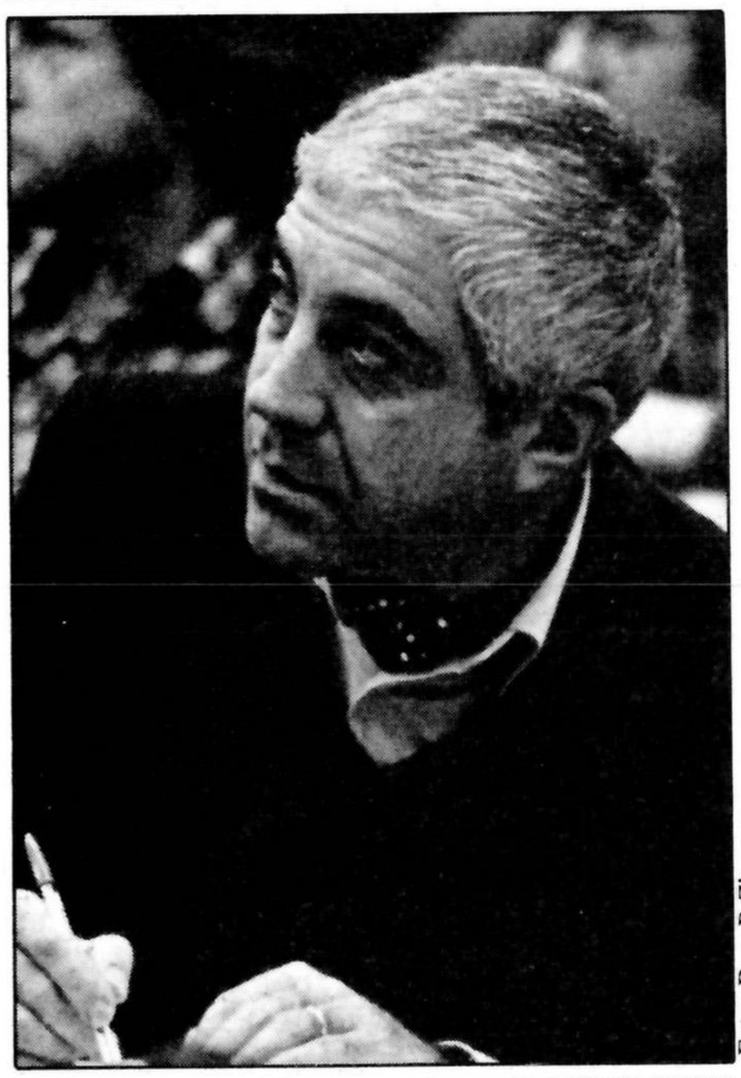


Foto: D + R Zimmer

Der ehemalige Kommandant der COPCON Otelo Saraiva de Carvalho, heute Major der Reserve, hat am 30. Januar 1980 zur Gründung einer neuen linken Gruppierung in Portugal aufgerufen, die die Bezeichnung »Vereinigte Volkskräfte« (FUP) trägt und sich an den Parlamentswahlen beteiligen soll.

KONKRET: Kürzlich hast Du in einem Interview mit »Libération« gesagt, daß in Portugal ein großes Mißtrauen gegenüber politischen Parteien besteht. Ist das, was Du jetzt gegründet hast, nicht auch eine politische Partei?

OTELO: Nein. Ich habe in der Tat gegenüber den derzeit in Portugal existierenden politischen Parteien eine extrem kritische Haltung, und infolgedessen möchte ich auf gar keinen Fall noch eine politische Partei gründen. Mit dem Projekt der Volkseinheit (»Unidade Popular«), das ich am 30. Januar vorgeschlagen habe, verfolge ich die Absicht, Hunderttausende von Personen zu organisieren, die in ihrer überwältigenden Mehrheit bis jetzt noch nicht parteipolitisch organisiert sind: Sie können sich mit den existierenden Parteien nicht identifizieren und suchen nach einer Alternative, nach einer Alternative auch zu den beiden größten existierenden linken Parteien, der PS (Sozialistische Partei) und der PC (Kommunistische Partei).

KONKRET: Das heißt also, daß Dein Ziel weiterhin die Union der Linken ist?

OTELO: Immer. Ich halte es in der Tat für grundlegend, daß es den Arbeitern endlich gelingt, den Weg zur möglichen Einheit zu finden. Damit können sich die Arbeiter als eine große Kraft behaupten, und diese Kraft kann gegenüber der herrschenden Macht eine Art Unzerstörbarkeit gewinnen.

KONKRET: Kann man davon ausgehen, daß es innerhalb der portugiesischen Streitkräfte viele Personen gibt, die Dein Projekt unterstützen?

OTELO: Nein! Viele solcher Personen existieren dort sicherlich nicht, weil selbst innerhalb der progressiven Militärs der Anteil der Revolutionäre nur eine Minderheit ausmacht. Progressive Militärs sind für mich diejenigen, die aktiv am 25. April als MFA-Angehörige teilgenommen haben, oder die später sich den progressiven und freiheitlichen Ideen des 25. April angeschlossen haben: ihr Anteil an den Streitkräften macht insgesamt vielleicht etwa 12% aus. Eine große Anzahl dieser progressiven Offiziere ist dem liberalen Flügel zuzurechnen, einem Flügel, den wir gewöhnlich als Mitte-Links bezeichnen: außerdem gibt es eine wichtige Fraktion, die der Ideologie der PC verbunden ist. Demgegenüber ist der revolutionäre Flügel innerhalb der progressiven Offiziere nur winzig.

KONKRET: Und wie sieht es mit der Unterstützung in den Kooperativen aus?

OTELO: In den Kooperativen ist die Unterstützung sehr groß. Das läßt sich bereits aus den Präsidentschaftswahlen von 1976 erkennen, bei denen ich im Alentejo — also dem Durchführungsgebiet der Agrarreform — große Stimmengewinne erzielen konnte. Dort haben viele Arbeiter — selbst Mitglieder der kommunistischen Partei — für mich gestimmt.

KONKRET: Bei diesen Präsidentschaftswahlen hast Du Dich als eine Art Robin Hood bezeichnet. Würdest Du Dich auch heute noch so bezeichnen?

OTELO: Ja. Ich habe diesen Ausdruck im Hinblick darauf benutzt, daß ich aufgrund meiner Herkunft Angehöriger der bürgerlichen Klasse bin und daß meine soziale Position die eines Offiziers der Streitkräfte ist; von einem persönlichen Gesichtspunkt her gesehen habe ich durch die Option, die ich vorgenommen habe, also nur zu verlieren. Deswegen könnte meine kompromißlose Verpflichtung für den Dienst an der Arbeiterklasse, an den Arbeitern, vielen Leuten als Ausdruck einer unzeitgemäßen Romantik erscheinen. Daraufhin habe ich gesagt: Na gut, wenn ihr wollt, könnt ihr mich als Robin Hood betrachten.

KONKRET: Als was betrachtest Du Dich selbst heute?

OTELO: Ich betrachte mich als aktives Mitglied der revolutionären Linken. □

"Unternehmer-Prosa",
146 S.,DM 9.8o,itb o13
"Klaut sie!",
119 S.,DM 11.oo,itb o17
"Schwarze Landschaft",
158 S.,DM 12.8o,itb o15
"Der Tod Ulrike Meinhofs",
96 S.,DM 9.8o,itb o12
"Die Sympathisanten",
151 S.,DM 12.8o,itb o14
"Sozialistisches Janrbuch",
281 S.,DM 14.8o,itb o1o

"Normalvollzug",
265 S.,DM 14.8o,itb oo7
..."Es gibt viele Bücher über den Strafvollzug, aber ein solches Buch hat es noch nicht gegeben."
(Helmut Ostermeyer)

iva

iva-Verlag
Bernd Polke GmbH
Am Lustnauer Tor 4
74oo Tübingen 1

General-Abrechnungen

Von Bernd C. Hesslein

Mit ausgesprochen flexible response reagieren die politischen Primaten auf Kritik aus der militärischen Führung

WER in dieser Republik gegen Hochrüstung ist, gerät in Verschiß. Das ist bei regierenden Sozialdemokraten ebenso wie bei oppositionellen Unionschristen. Da gibt es keinen Unterschied zwischen dem ungedienten Wehrminister Hans Apel und dem Reservejagdflieger und CDU-Schattenminister Manfred Wörner.

Das ist seit dreißig Jahren so. Seit Konrad Adenauers heimlichen Wiederaufrüstungsplänen, die er im Dezember 1949 vorsichtshalber zuerst in einer amerikanischen Zeitung veröffentlichte. Die SPD, damals nicht nur nominell in Opposition, widersprach und warnte. Sie bekam eine mit Goebbels-Methoden geführte Diffamierungskampagne zu spüren: »Wer SPD wählt, wählt den Untergang Deutschlands.« Die Nachfolger Kurt Schumachers haben sich bis heute nicht davon erholt. Wenn es um Vor- Nach- und Umrüstung geht, lassen sie sich so schnell von keinem Christdemokraten übertreffen.

Erstes prominentes Opfer des Bonner Aufrüstungs-Wahns wurde Anfang der 50er Jahre der Generalstabsoberst a.D. Bogislaw von Bonin. Als Wehrmachtsoffizier hatte er gegen die Durchhaltebefehle Hitlers opponiert und im Januar 1945 die rechtzeitige Räumung Warschaus veranlaßt. Den mutigen Entschluß bezahlte der Generalstäbler mit Verhaftung und Verbannung in ein Konzentrationslager. In der neuen westdeutschen Armee, für die er sich hatte rekrutieren lassen, war Bonin wieder ein unbequemer, nicht blind gehorchender Offizier. Als Leiter der »Militärischen Planung« im Amt Blank, dem Vorläufer des Verteidigungsministeriums, widersprach er der weitgreifenden Bündnis- und Sicherheitspolitik Konrad Adenauers. Anders als seine prominenten ehemaligen Wehrmachtskameraden Hans Speidel und Adolf Heusinger, die in ihren Studien und Planspielen noch einmal — diesmal unter amerikanischer Regie — den Krieg gegen Osten führen, den sie unter Hitler auf Kosten von Millionen Menschen verloren hatten, plädierte Bogislaw von Bonin für eine kleine Armee von 150 bis 200.000 Berufssoldaten: rein defensiv für die unmittelbare Grenzsicherung ausgerüstet; bündnisfrei, um die Möglichkeit der Wiedervereinigung nicht zu verbauen; atomwaffenfrei,

Verbrüderung mit Rechtsradikalen oder Rassisten, Wehrmachts-Nostalgie, Abneigung gegen Sozi-Minister und Gewerkschaften — das sind die Gründe, aus denen eine Riege von Top-Militärs in den letzten Jahren die Bundeswehr verließ. Alle in Ehren. Und in Erwartung lukrativer Nebenjobs in der Industrie. Nein, keiner wollte sich eine Pension erschleichen.

Foto: Keystone

Heinz Trettner, Generalinspekteur, beantragte 1966 als 58jähriger die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand, weil er nicht ertragen konnte, daß Soldaten sich in der ÖTV organisieren durften: Das sei »in der deutschen Militärgeschichte erstmalig«. Seinem Antrag wurde stattgegeben. Bezieht volle Pension.

Foto: Keystone

Heinrich Karst, Brigadegeneral, ging 197o mit 56 Jahren vorzeitig in den Ruhestand - aus «gesundheitlichen Gründen». Der General für das Erziehungswesen hatte versucht, die gute alte Wehrmachtslinie in die Bundeswehr hinüberzuretten. Bezieht Pension.

Foto: Keystone

Albert Schnez, Generalleutnant, nach Erreichung des Pensionsalters 1971 ausgeschieden, hatte in einer Geheimstudie die Abschaffung des »Bürgers in Uniform« bei der Bundeswehr gefordert. Wurde anschließend von Verteidigungsminister Schmidt zum Inspekteur befördert. Volle Pension. Nebenbeschäftigung bei Kühne & Nagel.

Foto: dpa

Walter Krupinski, Generalleutnant, wurde 1976 in den vorzeitigen Ruhestand entlassen, weil er Kameradschaftsabende seines Gesinnungsgenossen und Hitler-Freundes Rudel bei der Bundeswehr gefördert und verteidigt hatte. War damals 56 Jahre alt. Voller Pensionsanspruch.

Foto: dpa

Karl-Heinz Franke, Generalleutnant, wurde 1976 zusammen mit Krupinski in den vorzeitigen Ruhestand entlassen, weil er dessen Rudel-Freundschaft teilte und deckte. War bei seiner Pensionierung mit vollen Bezügen 53 Jahre alt.

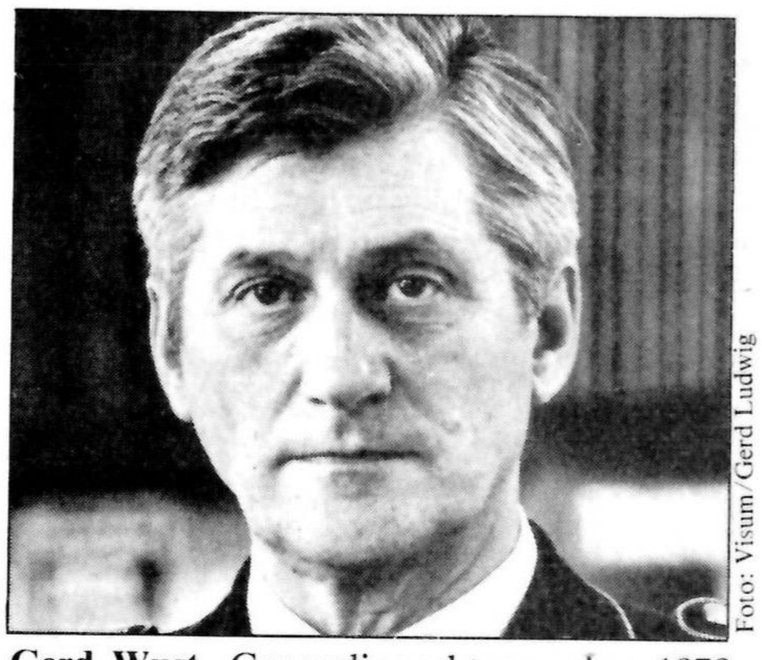


Foto: Visum/Gerd Ludwig

Gerd Wust, Generalinspekteur, ging 1978 im Alter von 57 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand. Er entdeckte seine unüberbrückbare Abneigung zu Verteidigungsminister Apel genau an dem Tag, als er die Dienstjahre für seine Höchst-Pension zusammen hatte. Und die bezieht er jetzt.

da die atomare Abschreckung bei beiden Supermächten liegen und nicht ausgeweitet werden sollte. Bonin erregte mit diesen Plänen das Mißfallen der Amerikaner und damit den Unwillen Adenauers. Er wurde, drei Monate vor Aufstellung der ersten Bundeswehreinheiten, im Juli 1955 entlassen.

Heute, 25 Jahre danach, ist wieder en hoher Bundeswehroffizier in Widerspruch zu ungebremsten Aufrüstungsplänen der Regierung geraten; Generalmajor Gert Bastian, Jahrgang 1923, bis zum 17. Januar dieses Jahres Kommandeur der 12. Panzerdivision in Veitshöchheim bei Würzburg. An dem Tag hatte der General seinem Minister ein achtseitiges Memorandum geschickt, in dem er vor den Folgen des NATO-Rats-Beschlusses Mitte des vergangenen Dezembers warnte, neue nukleare Mittelstreckenraketen in Westeuropa zu stationieren. Wörtlich schrieb Bastian:

»Bei einer Neuverteilung der nuklearen Kapazität, wie sie am 12.12.1979 in Brüssel beschlossen worden ist, wären die Überlebenschancen der Mitteleuropäer bei einem Versagen der Abschreckung allerdings noch geringer (als bei einem Krieg mit konventionellen Waffen), nämlich gleich Null!«

Hans Apel, genervt durch zwei vorangegangene Äußerungen des Generals über die Relativität sowjetischer Bedrohung, geriet in Panik. Noch ehe er die telefonisch angekündigte Denkschrift gelesen und gewürdigt hatte, enthob er den Divisionskommandeur seines Postens und strafversetzte ihn in die Verwaltungsetappe nach Bonn. Eine Angstreaktion, die von der Opposition mit Beifall bedacht wurde. Zu seiner Rechtfertigung schrieb der sonst so forsche Hamburger:

»Zu befürchten war, daß während der Bundestagsdebatte (über die Regierungserklärung zu Afghanistan) auf anderen Wegen das Vorgehen des Generals bekannt würde.«

In der Öffentlichkeit aber zeigte sich der Wehrminister als starker Mann, der schnell und gründlich mit unbotmäßigen Generalen aufräumt. Dabei scheute er nicht vor Falschmeldungen und Unterstellungen zurück.

In einem Brief an Hans Apel hatte Gert Bastian erklärt, daß er es in Kauf nehmen werde, wenn der Minister wegen seines Widerspruchs zu dem jüngsten Aufrüstungsbeschluß der Regierung ihn in den einstweiligen Ruhestand schicken sollte. Der Paragraph 50 des Soldatengesetzes, der Generale den politischen Beamten in etwa gleichsetzt, gibt dazu die Handhabe.

Oberbefehlshaber Apel verzichtet auf Recht und Gesetz. Er behauptete einfach, der General stelle den Primat der Politik in Frage und habe dazu noch um Pensionierung nachgesucht. Es stehe ihm frei, die Bundeswehr ohne Versorgungsansprüche zu verlassen; so als ob er keinen Tag Soldat gewesen sei. Der Widerspruch jedoch könne nicht mit vorzeitiger Pensionierung zu Lasten des Steuerzahlers honoriert werden. (Applaus fast der gesamten westdeutschen Presse.)

Bisher war kein Wehrminister so pingelig. Mühelos konnten sich reaktionäre oder deutschnational eingefärbte Generale pensionieren lassen. 1965 wurde die Bundeswehr auf einen Schlag gleich drei Obersoldaten los, weil sie es nicht ertragen wollten, daß der konservative Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel der ÖTV den Zugang zu den Kasernen erschloß. Der Generalinspekteur Trettner, der Luftwaffeninspekteur Panatzki und der Korpskommandeur Pape gingen ungehindert von der Fahne. Andere Goldtressenträger wurden von ihren zivilen Oberbefehlshabern mit allen militärischen Ehren vorzeitig in den kostspieligen Ruhestand versetzt. So der Erziehungsgeneral Heinz Karst, der aus der Bundeswehr wieder eine Wehrmacht machen wollte. Die Generale Franke und Krupinski, weil sie den SPD-Fraktionschef Herbert Wehner als ehemaligen Kommunisten angemistet hatten. Der General Schnez wurde sogar zum Heeresinspekteur befördert, obgleich er in einer konspirativen Geheimstudie die Abschaffung des Leitbilds vom Bürger in Uniform gefordert hatte. Und auch gegenüber dem vorletzten Generalinspekteur Harald Wust zeigte sich Hans Apel noch nachsichtig. Als der Mustersoldat einen Abschiedsbrief schrieb, weil er das Vertrauensverhältnis zu seinem neuen Chef getrübt glaubte, erhielt er anstandslos einen pompösen Zapfenstreich.

Apels »Vorwärts«-Verteidigung: Er werde auch nach seiner Entscheidung im Fall Bastian für »ein Mindestmaß an geistiger Liberalität« in der Bundeswehr kämpfen, schrieb der Minister in seinem Parteiblatt.
Ein Mindestmaß. Genau das ist zu befürchten.

Foto: Keystone

Günther Rall, Generalleutnant, mußte 1975 seinen Job als höchster deutscher Offizier bei der Nato quittieren, nachdem bekannt geworden war, daß er unter falschem Namen einen Freundschaftsbesuch bei den Rassisten in Südafrika gemacht hatte. War damals 57 Jahre alt. Bezieht volle Pension. Berater für eine Rüstungsfirma.

Foto: Keystone

Horst Hildebrandt, Generalleutnant, schied 1979 nach Erreichen des Pensionsalters von 60 Jahren aus. Daß er neben Franco an einer faschistischen Jubelfeier in Madrid teilgenommen hatte, war für seine Karriere als Inspekteur des Heeres schädlich. Bezieht volle Pension.

OSSIP K. FLECHTHEIM
DER KAMPF UM DIE ZUKUNFT
Grundlagen der Futurologie

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Ossip K. Flechtheim

Der Kampf um die Zukunft

Grundlagen der Futurologie

Aktualisierte Sonderausgabe
440 Seiten. 18,– DM

In einer Synthese von Theorie und Praxis nutzt die Futurologie als Zukunftsforschung und -gestaltung Erkenntnisse und Methoden unterschiedlicher Einzel- oder „Zubringer-" wissenschaften, um die unter dem einen herrschenden Gesichtspunkt auszuwerten: Der Rettung des Kollektivs Menschheit.

So wird die von Ossip K. Flechtheim begründete kritische Futurologie als Grundlage allen alternativen Handelns zum Ausgangspunkt für die Diagnose, Prognose und „Therapie" der Gefahren von heute und morgen.

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Umweltschützer, die kettenrauchen; Kernkraftgegner, die vom Alkohol abhängig sind; Kommunisten, die im Partner ihr Privateigentum sehen — ist das die neue Gesellschaft? Können emotionale Krüppel unsere Welt menschlicher gestalten?

Heinz Körner

JOHANNES

Erzählung

amp-verlag

Ein brutal ehrliches Buch über die Entdeckung innerer Wahrheit: Niemand läßt sich gern auf die Diskrepanz hinweisen zwischen seinem Wissen, Denken und Reden — und seinem Leben und Handeln. Doch genau diese Diskrepanz muß überwunden werden, wenn wir eine humanere Gesellschaftsordnung wollen.

ISBN 3-922028-00-4,
104 Seiten DM 12.–

Leibeigenschaft und Sklaverei existieren noch heute in den meisten Liebesbeziehungen! Selbst fortschrittliche Paare scheuen sich keineswegs, den Partner mehr oder weniger offen zum Privateigentum zu degradieren.

Ernest Borneman
Heinz Körner Edit Lankor
Arno Plack Adalbert Schmidt

Eifer sucht

Ein Lesebuch für Erwachsene

amp-verlag

Zur Genealogie der Eifersucht.
Lieben heißt loslassen können.
Die Liebe ist ein Kind der Freiheit.
Eine tödliche Krankheit?
Meine Eifersucht.
Scheitert sexuelle Befreiung an der Eifersucht?

ISBN 3-922028-01-2,
127 Seiten DM 15.–

amp-verlag Lucy Körner
Postfach 1106, 7012 Fellbach

»Geredet wird nur im Kasino«

Foto: Stern/Drinkwitz

Bernd C. Hesslein sprach mit dem unbeliebten General Gert Bastian über das lange Scheitern der roll back-Politik

KONKRET: Herr Bastian, Sie haben ja etwas getan, was für einen General jedweder Nationalität recht ungewöhnlich ist. Sie haben auf dem nuklearen Gebiet vor einer weiteren Aufrüstung gewarnt, und Sie sind dafür strafversetzt worden. Was war eigentlich der Anlaß für Ihren Protest?

BASTIAN: Um es auf eine möglichst einfache Formel zu bringen: Ich bin vollkommen überzeugt, daß in der gegenwärtigen Situation, die ja schon seit Jahrzehnten besteht, das Gleichgewicht des Schreckens den Frieden zwischen den Blöcken gewährleistet. Das ist eine unbefriedigende Vorstellung, aber besser als Krieg. Und ich bin genauso überzeugt, daß deswegen alles, was einseitig unternommen wird, um sich Vorteile zu verschaffen gegenüber dem anderen Block, friedensstörend und friedensgefährdend sein muß. Und genau das ist jetzt ja beschlossen worden. Denn die Situation, die angeblich zu einer Nachrüstung Anlaß gegeben hat, besteht ja schon seit fast zwanzig Jahren. Diese Situation hat in diesen zwanzig Jahren niemanden beunruhigt, niemandem schlaflose Nächte bereitet. Sie hat sich nicht als friedensgefährdend oder friedensstörend erwiesen, sie ist nicht ausgenutzt worden vom Ostblock für irgendwelche Erpressungen gegenüber der Bundesrepublik oder ihren Verbündeten. Im Gegenteil, in diese Zeit fallen ja die sehr wichtigen und für uns sehr positiven Erfolge der Entspannungspolitik, die eingesetzt hat mit der sozialliberalen Koalition. Aber seit einiger Zeit ist ja — leider aus der Bundesrepublik zuerst — und dann übernommen von westeuropäischen Staaten, die Meinung geäußert worden, durch die Modernisierung des sowjetischen Mittelstreckenpotentials (es war ja keine neue Anschaffung, sondern nur eine Modernisierung) in der westlichen UdSSR sei eine Abschreckungslücke entstanden, die durch ein gleichartiges Potential im Westen jetzt schleunigst geschlossen werden muß. Ich habe diese Argumentation von Anfang an nicht für überzeugend gehalten. Denn genauso wie das bisher entstandene sowjetische Mittelstreckenpotential durch das strategisch-nukleare Potential der Vereinigten Staaten in Schach gehalten und damit zur Unwirksamkeit verurteilt worden ist, so wären natürlich auch die modernen sowjetischen Waffensysteme mittlerer Reichweite wie die Raketen SS 20 und die Bombe vom Typ »Backfire« von diesem strategisch-nuklearen Potential der Vereinigten Staaten auch in Zukunft in Schach zu halten.

Es spricht also überhaupt nichts dafür, dieser Drohung, wenn man sie als Drohung verstehen will, eine gleichartige Gegendrohung in Mitteleuropa entgegenzusetzen, denn die Bedingungen für einen nuklearen Schlagabtausch zwischen Sowjetunion und Mitteleuropa sind einfach zu unterschiedlich, als daß das in irgendeiner Form für die Europäer vorteilhaft sein könnte.

KONKRET: Wo war in dieser Entwicklung für Sie der Punkt, daß Sie ein sehr entscheidendes, und wie ich meine, ein historisches Alarmzeichen durch ihr Memorandum gegeben haben? Wo ist der Qualitätssprung?

BASTIAN: Der Qualitätssprung ist für mich eingetreten, als ich von den Nachrüstungsbeschlüssen der NATO Mitte Dezember '79 eine sehr nachteilige und das Klima zwischen den Blöcken auf lange Zeit hin verschlechternde Wirkung habe ausgehen sehen. Ich habe eigentlich nie recht begriffen, warum diese ganz klare Meinungsäußerung des Kreml gegen die Nachrüstung hier im Westen nicht ernst genommen worden ist; weshalb unsere Politiker sich für berechtigt gehalten haben, dies als taktisches Störmanöver zu qualifizieren und nach dem Besuch von Gromyko in Bonn, der ja noch einmal ganz eindeutig und unmißverständlich die Folgen erklärt hat, noch nach diesem Besuch

hier der Bevölkerung zu sagen, das ist ja nur Theaterdonner. Über kurz oder lang werde auch nach einem Nachrüstungsbeschluß verhandelt. Und überhaupt gerade mit diesem Beschluß würden wir die Sowjets an den Verhandlungstisch zwingen.

Das ist eine Vorstellung, die sich früher schon als völlig unzutreffend erwiesen hat. Mit der Politik der Stärke, mit der Vorstellung eines roll back und dem Auftrumpfenwollen, um die Russen an den Verhandlungstisch zu zwingen, hat man in Bonn nie etwas erreicht. Es war also überhaupt nicht begründet und vorstellbar, weshalb man nun mit einem Rückfall in ein solches Verfahren etwas erreichen sollte.

KONKRET: Sie haben in ihrem Memorandum an Verteidigungsminister Hans Apel davor gewarnt, daß wir uns aus falschverstandener Bündnistreue in eine Großmacht-Politik mit hineinbegeben könnten, die sich eigentlich aus historischer Erfahrung für uns verbieten sollte. Wie aber macht man das: von den Amerikanern als Schutzmacht abhängig zu sein und trotzdem nicht einfach mitzulaufen?

BASTIAN: Die NATO ist ein Bündnis, das ausschließlich zum Schutz ihrer Mitgliedsstaaten vor einem unprovozierten Angriff geschaffen worden ist. Das heißt, wenn einer dieser Mitgliedstaaten Opfer eines unprovozierten Angriffs wird, er den Schutz aller anderen Staaten mehr oder weniger automatisch genießt. Das Bündnis hat nicht den Zweck, die Politik der Vereinigten Staaten in anderen Bereichen abzudecken oder zu unterstützen, oder den Vereinigten Staaten Hilfe zu versprechen bei der Verfolgung ihrer Politik in anderen Teilen der Welt, wie berechtigt oder unberechtigt diese Ziele auch sein mögen. Es ist grundsätzlich nicht Aufgabe der NATO, über den Schutz der in diesem Bündnis versammelten Staaten hinaus amerikanische Politik in der Welt zu ermöglichen und zu unterstützen. Und deswegen halte ich auch alle Tendenzen, den NATO-Auftrag zu erweitern, z.B. auf den Mittleren Osten oder auf den Fernen Osten, für äußerst bedenklich und mit der Zielsetzung des Bündnisses unvereinbar.

KONKRET: Wir hatten während des Krieges der USA in Vietnam doch schon mal eine ähnliche Situation, als einige Politiker behaupteten, Berlin werde in Saigon verteidigt, und darum müßten wir auch besondere Hilfeleistungen gegenüber Amerika erbringen. Sehen Sie die Gefahr, daß wir in eine ähnliche politische Fehleinschätzung hineinkommen?

BASTIAN: Bei der Regierung sehe ich sie im Augenblick nicht, zum Glück. Aber wenn man einigen Oppositionspolitikern folgen würde, wäre diese Gefahr zweifellos gegeben. Da ja niemand weiß, ob die Opposition nach den Wahlen nicht die Regierung bildet, und im ängstlichen Teil der Bevölkerung oder auch in einem sehr nationalistischen Teil der Bevölkerung mit starken Worten eine breite Resonanz findet, sollte man solchen Vorstellungen frühzeitig entgegenwirken und gegenhalten.

KONKRET: Wie verhält sich ein General, wenn er, was ja selten genug ist, an der verteidigungspolitischen Konzeption der Regierung Kritik zu üben hat. Darf auch er seinem Gewissenskonflikt Ausdruck geben? Kann er widersprechen, ohne den Primat der Politik in Frage zu stellen?

BASTIAN: Er hat die Möglichkeit, und er hat auch die Pflicht, seine Bedenken seinem Dienstherrn vorzutragen. Er kann sie nicht im Busen verschließen und es dabei sein Bewenden haben lassen. Das glaube ich, wäre ein schwerer Verstoß gegen seine Pflicht. Wie anders soll denn der Dienstherr auf Gefahren und Risiken der Verteidigungspolitik hingewiesen werden? Er muß sich darauf verlassen können, daß seine höchsten militärischen Führer, denen er vertraut, ihm offen diese Bedenken sagen. Er kann sich doch unmöglich mit einer Situation zufrieden geben wollen, in der er nur von militärischen Beratern umgeben ist, die in bedingungsloser Gefolgschaft — auch wider besseres Wissen, auch wider eigene Meinung — ihre Pflicht sehen würden. Ich hielte das also für sehr schädlich, wenn es so wäre.

KONKRET: Wie findet denn eine Meinungsbildung zu einem so entscheidenden Schritt wie den Aufrüstungsbeschluß der NATO im vergangenen Dezember innerhalb der Bundeswehr statt?

BASTIAN: Das ist gar nicht so leicht zu beantworten. Auch nicht für einen ehemaligen Divisionskommandeur, denn ein Meinungsbildungsprozeß in diesem Sinne, der nun also das höhere Führer-Korps umfaßt oder in die Entschlußfassung mit einbezogen hätte, hat ja gar nicht stattgefunden und war sicher auch gar nicht vorgesehen. Oberhalb meiner dienstlichen Ebene, also im Bereich des militärischen Führungsrats des Verteidigungsministeriums, da nehme ich sicherlich an, daß ein solcher Meinungsbildungsprozeß stattgefunden hätte.

KONKRET: Und auf der Ebene Ihrer Verantwortung ist es da möglich, oder zumindest denkbar, daß über solche wichtigen Entscheidungen, die ein General im Kriegsfall auszuführen hat, zumindest diskutiert wird? Oder wird zuviel geschwiegen in der Führungsspitze der Bundeswehr nach dem Grundsatz: Volle Deckung und nicht auffallen?

BASTIAN: In vielen Grundsatzfragen wird wahrscheinlich ein bißchen zuviel geschwiegen und nur im Kasino geredet. Anders in Fragen des militärischen Alltags. Etwa zur Unteroffiziersausbildung, der Offiziersausbildung und der neuen Wehrstruktur. Da hat ein solcher Meinungsbildungsprozeß im Heer natürlich stattgefunden. In erheblicher Breite, sogar mit Diskussionen und Gegenvorstellungen. Es herrscht offensichtlich die Vorstellung, daß in Fragen, die in den politischen Bereich hineinführen, wie hier bei der Nachrüstung, daß ein solcher Prozeß nicht notwendig oder wünschbar ist. Es hat ihn auch nicht gegeben.

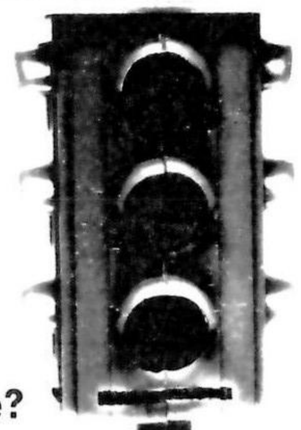
KONKRET: Aber einmal anders herum: Wenn die Bundesregierung sich dem Drängen der amerikanischen Partner widersetzt und den geforderten Nachrüstungsbeschluß verweigert hätte. Wie wäre denn dann die Diskussion innerhalb der Bundeswehr verlaufen?

BASTIAN: Das ist eine berechtigte Frage. Ich weiß, daß die Mehrheit meiner Kameraden meine Meinung nicht teilt, sondern eher die Beschlüsse so, wie sie gefallen sind, wünscht und unterstützt. Es hätte also im anderen Fall sicher eine breite Diskussion gegeben, auch in Briefen an den Minister und Vorlagen und Initiativen mit dem Ziel, eine Revision dieses ablehnenden Beschlusses zu erreichen. □

Olle & Wolter

kritik

Zeitschrift für sozialistische Diskussion Nr. 23



Grüne Welle?

Heinz Brandt, Bernd Rabehl, Rudolf Bahro, Hajo Funke, Horst-Dieter Rönsch, Volkhard Brandes u.a. diskutieren über Rote, Grüne, Strauß und SPD

Rabehl: Kritik an Bahro

Verlag Olle & Wolter 7 DM / im Abo 6 DM

alle brauchen kritik

deshalb abonniere ich die kritik ab der nächsten Ausgabe. ○ bitte ankreuzen!

außerdem bestelle ich die bereits erschienenen Hefte, und zwar:

Datum,
Unterschrift.....

warum?

In jedem Heft gibt es immer etwas, was man nicht erwartet. Vom Thema, von den Autoren. Wer sich diese regelmäßigen Überraschungen nicht entgehen lassen will, sollte zum Abo greifen. Billig ist die KRITIK ohnehin schon, ganze 7 Mark das Heft, im Abo kostet sie für 4 Hefte im Jahr nur noch 24,– plus Porto. Bitte Coupon ausfüllen und an den Verlag Olle & Wolter, Postfach 4310, 1000 Berlin 30 einsenden. Dann kommt die KRITIK alle vier Monate prompt ins Haus. Man kann die KRITIK aber auch über eine Buchhandlung abonnieren, wenn eine gerade in der Nähe ist, die man sowieso regelmäßig besucht. Dann wird auch noch das Porto gespart.

Die Linke in der BRD hat ein Stadium der Zersetzung erreicht, das deren Überwindung notwendig und ansatzweise möglich macht. Die KRITIK will sich in diesen Prozeß einmischen und versuchen, ihn zu beschleunigen. Alte politische Fronten verstellen heute den Blick auf wirkliche Probleme, führen zu fragwürdigen Koalitionen und lähmen die Bewegung. Die KRITIK wird sich diesen Problemen widmen und versuchen, die Frontstellung zu korrigieren. Die Diskussion über Ziele und Wege sozialistischer Politik wird radikal geführt werden: ohne Sentimentalität, Dogmatismus oder Resignation, dafür aber mit der nötigen Portion Selbstkritik.

Im Redaktionsbeirat der KRITIK arbeiten mit:
F. Claudin, R. Dutschke, O.K. Flechtheim, H. Fleischer, R. Jungk, E. Krippendorff, L.L. Radice, E. Mandel, K. Meschkat, L. Mez, J. Moneta, A. Münster, O. Negt, T. Pirker, B. Rabehl, J. Steffen.

kritik

Von Werner Heine

Das mit dem Foxtrott geht in Ordnung

Ich hab's noch im Ohr: Vor sieben Jahren, auf dem Bundesparteitag der SPD in Hannover, sagte der damalige Juso-Vorsitzende Wolfgang Roth: »Als nächstes kommen die Ärzte dran.« Fünf Minuten vorher hatte nämlich der Parteitag beschlossen, den auf Gewinnstreben ausgerichteten Berufsstand der Wohnungsmakler gesetzlich abzuschaffen. Ein Beschluß, den damals Helmut Schmidt »nicht sehr weise« nannte.

Schmidt wurde darauf Bundeskanzler, aber was wurde aus den Maklern und den Ärzten? Das erfährt man am besten in der Godesberger Allee 54 beim Bundesverband der Freien Berufe. Dort ist seit einiger Zeit Dietrich (»Didi«) Rollmann Hauptgeschäftsführer und damit also überparteilicher Lobbyist, was man ihm nicht immer nachsagen konnte. Er saß 17 Jahre lang für die CDU im Bundestag, war mal Bundesvorsitzender der Jungen Union und Landesschef der CDU in Hamburg. Die Begrüßung fällt unhanseatisch herzlich aus. Didi hat Heimweh nach der Alster.

Die Makler und die Ärzte, das ist rasch erzählt, sind nicht verstaatlicht worden. Den Rollmann quälen ganz andere Probleme. Die Architekten-Schwemme hat diesen Berufszweig zu einer »Randgruppe« der Gesellschaft gemacht, lerne ich. Wage den Einwand, daß es den Zahnärzten vielleicht nicht schlecht geht. Richtig, aber jeder angestellte Arbeitnehmer hat seinen steuerlichen Freibetrag, nur der Freiberufler nicht. Und schon greift der überparteiliche Rollmann den Strauß an, weil der nur eine Erhöhung des steuermindernden sogenannten Vorwegabzugs für Vorsorgeleistung der Selbständigen gefordert hat. Die Regierungskoalition sei da gedanklich schon viel weiter.

Und dann ist da noch das Problem mit der Randgruppe Tanzlehrer, denen von den Tanzsportvereinen die Klientel weggeschnappt wird, weil, da bekommt man den Foxtrott gegen eine minimale Mitgliedsgebühr beigebracht. Aber nächste Woche ist ein Spitzentreffen des Bundesverbandes der Freien Berufe mit Oppositionschef Kohl, und demnächst wird der Kanzler zu Gast sein, und dann wird das mit dem Foxtrott schon in Ordnung gehen. Im Übrigen: Nicht Verstaatlichung, sondern Privatisierung heißt das Gebot der Stunde.

Ich versuche zu erklären: Wenn private Unternehmer öffentliche Dienstleistungen privatisieren wollen, dann nur, weil sie Gewinne wittern. Der Bremer Ratskeller, zum Beispiel, ist ein staatlicher Betrieb und macht Gewinn für die Staatskasse und deshalb drängeln sich die privaten Bewerber um die Übernahme dieses Betriebs. Und dort wo der Staat Verluste macht — Beispiel Gebäudereinigung — können die Privaten nur Gewinne machen, wenn sie die Arbeitsnormen erhöhen und/oder die Sozial-Kosten senken (Arbeiter bei privaten Reinigungsfirmen sind allgemein nicht sozialversicherungspflichtig). Das bedeutet: Ausbeutung der Arbeiter oder Ausbeutung der Steuerzahler, die später die 60jährige Putzfrau ohne Rentenanspruch durch Sozialhilfe ernähren müssen.

Der Rollmann findet das Wort Ausbeutung gräßlich. Im öffentlichen Dienst säßen so viele Leute faul am Schreibtisch statt einen anständigen Facharbeiter-Beruf zu ergreifen. Das müsse anders werden.

Da ist er sich einig mit der Bankiers-Tochter Birgit Breuel, die in Niedersachsen als Wirtschaftsminister gerade die Privatisierung vorantreibt. Aber andererseits, als Überparteilicher, findet er die niedersächsische Landesregierung bedenklich: »Dieser Albrecht ist eiskalt.« Das darf ich zitieren. Und auch noch ein Wort des Hamburger Ex-CDU-Chefs zum Nachfolger im Amt, Jürgen Echternach, und zur Lage in seiner Hansestadt: »Selbst wenn der Klose nackend über den Jungfernstieg ginge, würde der immer noch jede Wahl gegen Echternach gewinnen.« Ein nachdenkenswerter Vorschlag. Danke, Didi.

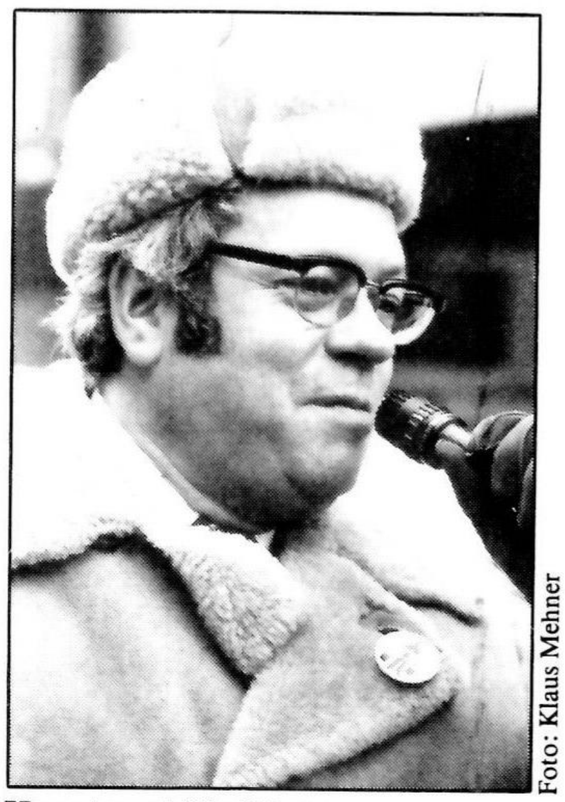


Foto: Klaus Mehner

Hauptgeschäftsführer Dietrich Rollmann

Es gab mal eine Sternstunde des deutschen Fernsehens. Das war, als Herbert Wehner einen Bonner ARD-Korrespondenten anbrüllte: »Ich weiß nichts, und Sie wissen auch nichts, Herr Lüg!« Ernst Dieter Lueg weiß wieder was. Kürzlich belehrte er einen CDU-Parlamentarier, wer den NDR wirklich zerschlagen habe. Nicht Stoltenberg, nicht Albrecht, nicht die Proporz-Journalisten, sondern »eine Handvoll Linksradikaler« im Sender. Herzliche Bitte an den Genossen Wehner: Da capo!

Die Sozialdemokraten machen sich Gedanken über den Ausgang der Bundestagswahl. Die Frage ist nicht allein: wieviele Genossen kommen rein, sondern was für welche? Sonst hat man nachher die Wahl gewonnen, und da sitzen lauter Linke, die sich nicht disziplinieren lassen. Nach der so gut wie abgeschlossenen Aufstellung der Kandidaten in den 248 Wahlkreisen drohen der künftigen Fraktion neue MdBs wie der AKW-Gegner Günther Jansen aus Schleswig-Holstein oder der Juso-Vorsitzende Gerhard Schröder aus Hannover. Bleibt nur noch der Zugriff auf die Landeslisten, über die die restlichen 248 Abgeordneten gewählt werden. Den versuchen jetzt so gefolgstreue Kanalarbeiter wie Peter Reuschenbach, Ex-Referent von Willy Brandt, der in der Fraktion keine Gelegenheit ausläßt, um seinem Parteivorsitzenden eins auszuwischen, und Werner Zeitler, anno dunnemals im Vorstand bei den »Falken«. In mehreren Zusammenkünften beschlossen die Kanaler, mit einer Tradition in Nordrhein-Westfalen zu brechen. Bisher bestätigte der SPD-Landesparteitag dort immer die Kandidatenvorschläge der vier SPD-Bezirke. Jetzt sollen erstmals Gegenkandidaten gegen Linksverdächtige aufgestellt werden. Viva, westliches Westphalia.

Im Deutschen Bundestag sitzt seit Jahren ein Mann namens Leo Ernesti. Der ist Oberst der Reserve und macht immer brav seine Wehrübungen. Damit diese Übungen auf die Dienstzeit und dereinst auf die Höhe der Pension Einfluß haben, mußte das Soldatengesetz geändert werden. Die SPD-Fraktion beschloß am 12. Februar diese Ergänzung. Und nennt, klammheimlich, diese Novelle »Lex Ernesti«. Ein guter Schritt in die Richtung Große Koalition: Ernesti ist Abgeordneter der CDU.

Manfred Coppik, SPD-MdB aus Offenbach, hat die Weihnachtsferien des Parlaments genutzt, um den kurdischen Teil der Türkei zu bereisen. Die Lage dieser Minderheit hat sich seit dem Wahlsieg des Konservativen Demirel dramatisch verschlechtert. Linke werden verfolgt. Die kurdische Sprache ist von Amts wegen verboten. Das immer noch bestehende Kriegsrecht, das eine Verhaftung von Bürgern ohne Begründung bis zu vierzehn Tagen gestattet, wird extensiv ausgenutzt. Oppositionelle, Gewerkschafter, Intellektuelle werden immer wieder erneut eingesperrt. In den Gefängnissen wird gefoltert. Coppik kann belegen, daß einem jungen Mann die Hand mit einem Elektrobohrer durchlöchert wurde. Der Mord eines Polizisten an einem Linken wird strafrechtlich nicht verfolgt. Das zweijährige Kind eines Lehrers wurde von der Polizei als Geisel genommen, um den flüchtigen Vater zur Aufgabe zu zwingen. Also Grund genug, um Heinrich Geißler, Generalsekretär der CDU, im ZDF fordern zu lassen: »Demirel kann ein Ludwig Erhard der

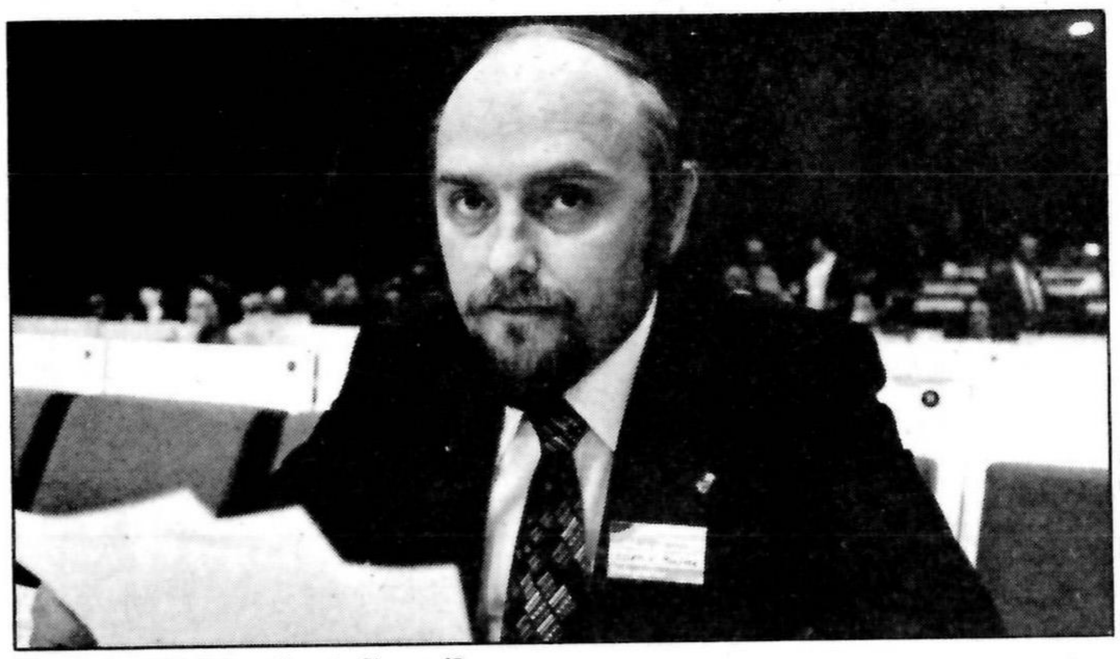


Foto: Klaus Behr

SPD-MdB Manfred Coppik

Türkei werden, aber er braucht einen Marshall-Plan wie wir damals.« Der Marshall-Plan kommt. Die Bundesregierung überlegt zur Zeit nur noch, ob sie 400 oder 500 Millionen Mark als erste Hilfe schicken soll. Überwiegend Waffen, versteht sich. Denn seit Afghanistan werden die Aufmarschgebiete rund um die Sowjetunion immer knapper.

Die SPD-Nachwuchsorganisation »Die Falken« gibt eine Zeitschrift namens »Schlaglichter« heraus. Auf der Titelseite der letzten Ausgabe dieses informativen Magazins wurde ein Beitrag des Genossen Ahad Rahmanzadeh so angekündigt: »Der Kampf des iranischen Volkes für mehr Freizeit«. Gedruckt und dann schnell wieder eingestampft wurde das von einem SPD-Verlag. Aber war da nur der Dreckfuhler-Teufel umtriebig? Das SPD-Zentralorgan, Unterabteilung Reisebüro, bietet in halbseitigen Anzeigen Urlaubsziele an unter dem Motto: »Vorwärts: Zur Wonne, zur Freizeit«. Das ist nicht etwa die Verhohnepipelung eines traditionsreichen Arbeiterliedes, sondern lediglich die Aktualisierung von »Ewig der Sklaverei ein Ende«.

Kontaktsperre, Trennscheibe beim Verteidigergespräch, Kontrollstellen auf öffentlichen Wegen, Strafbarkeit der publizistischen Verherrlichung von Gewalt, flächendeckende Durchsuchung von Wohnungen, Einschränkung des Postgeheimnisses (G 10-Gesetz) — das ist der Katalog der sogenannten Antiterror-Gesetze, über deren Abbau der Arbeitskreis Rechtswesen der SPD-Fraktion jetzt berät. Was nach Mogadischu und der Ermordung von Schleyer von der Regierung Volk und Fraktion als unabweisbar für die Rettung des Vaterlandes verkauft wurde, hat sich in der Praxis als unverhältnismäßig gegenstandslos erwiesen. Die Streichung des Paragraphen 88 a ist beschlossene Sache. Seine Folgen — zum Beispiel die Verurteilung von Berliner Druckern wegen technischer Herstellung eines möglicherweise verfassungswidrigen Textes — sind selbst der Bundesregierung unheimlich. Der Arbeitskreis Rechtswesen bereitet deshalb einen Gesetzentwurf »zum Ausbau der demokratischen Freiheitsrechte« vor, dessen Begründung ein *gutes* Stück sozialdemokratischer Prosa ist: »Die verabschiedeten Gesetzesänderungen haben zusammengenommen das Gleichgewicht des freiheitlichen Rechtsstaats zum Nachteil des als unschuldig geltenden verdächtigen Bürgers und zum Vorteil der Staatsmacht verändert. Die vom Gesetzgeber beabsichtigte Wirkung... ist nicht eingetreten.« Dank für die Einsicht.

Aber mit der Abschaffung anderer Einschränkungen der freiheitlich demokratischen Grundordnung ist die Fraktionsspitze noch etwas zögerlich. So soll laut G 10-Gesetz die Aufhebung von Grundrechten mögliche außenpolitische Bedrohungen der BRD abwenden helfen. Die Frage des SPD-Abgeordneten Hajo Hoffmann (Saarbrücken) an die Bundesregierung, ob denn die Kontrollee des grenzüberschreitenden Postverkehrs zu vorzeitigen Erkenntnissen über den Einmarsch in Afghanistan geführt habe, wurde von der Fraktionspitze gebremst. Dabei war das gar nicht als Scherzfrage gemeint.

WAHLKAMPF

Kandidaten-Vorstellung

Venske fragt: Wer war's?

»... Die Chancen, nicht einen totalen Idioten als Staatschef zu bekommen, sind bei freier Wahl größer als umgekehrt. Die Riesen-Erscheinungen der deutschen Wahlkaiser sind der beste Beweis dafür. Unter ihnen ist kein einziger vollkommener Trottel, während in den Erbmonarchien auf zehn Regenten mindestens acht kommen, die sich im bürgerlichen Leben noch nicht einmal mit einem Kramladen durchsetzen könnten.

Bei der Auswahl des Staatschefs muß eine Persönlichkeit gesucht werden, die nach menschlichem Ermessen eine gewisse Stabilität der Staatsführung auf längere Dauer verbürgt. Das ist nicht nur für eine erfolgreiche Verwaltung des Staates, sondern erst recht für die Durchführung jeder größeren staatlichen Planung Voraussetzung.

Es muß dafür gesorgt werden, daß der führende Mann des Staates, von Einflüssen der Wirtschaft unabhängig, nicht durch wirtschaftlichen Druck zu irgendwelchen Entscheidungen gezwungen werden kann. Er muß deshalb von einer politischen Organisation gestützt sein, deren Stärke in ihrer festen Verankerung im Volke liegt, und die über den wirtschaftlichen Dingen steht. Ohne Organisation, das heißt ohne Zwang, und damit ohne Verzicht für den einzelnen, geht es nicht. Das ganze Leben ist ein fortgesetzter Verzicht auf individuelle Freiheit. Und je höher ein Mensch steigt, desto leichter muß ihm der Verzicht fallen, denn desto eher muß er auf Grund seines erweiterten Überblicks die Notwendigkeit des Verzichts einsehen. Das unterscheidet ja gerade den Menschen, der in einem gebundenen Staatswesen nach oben kommt, von dem Menschen, der immer in der großen Masse bleibt: daß er mit seiner Leistung wächst und seine Einsicht mit seiner Leistung reift.

Wo aber stehen wir heute? Ein geistiger Anarchismus ist entstanden. Wir werden aufräumen mit der Vorstellung, als gehöre es zur staatspolitischen Freiheit, daß jeder aussprechen kann, was er Lust hat. Wir werden via Pressegesetz dafür sorgen, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen Männern der Regierung nicht vor dem Volk mehr ausgekämpft werden!

Was für ein Glück für die Regierungen, daß die Menschen nicht denken. Denken gibt es nur in der Erteilung oder im Vollzug eines Befehls. Wäre es anders, so könnte die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Aber unsere Justiz ist noch zu wenig elastisch. Die begreift nicht die jetzige Gefahr, die darin liegt, daß das Verbrechertum sich eine Art Einbruchstelle öffnet, um in die Gesellschaft in dem Augenblick hineinzuströmen, wenn ihr der Zeitpunkt gekommen scheint. Wer sich gegen die Gesellschaftsordnung an sich wendet, den schieße ich rücksichtslos nieder. Jeder Versuch, diesen Staat mit Gewalt zu erschüttern, wird mit Blut ertränkt. Aber alles, was man nur tun kann, die anständigen Menschen zu fördern, wird vom Standpunkt einer hohen Verantwortlichkeit dem ganzen Volkskörper gegenüber getan. Die einen sind mehr zur Führung, die anderen mehr zur Ausführung geeignet.

Es ist ein eiskaltes Vernunftsproblem: Wer ist fähig zu führen? Wer auszuführen? Beide sind absolut notwendig zur Erhaltung des Ganzen. Wer zum Führen die Fähigkeit bewiesen hat, bekommt die Autorität. In keiner Stelle darf die Autorität bei dem liegen, der nicht führen kann.

Wenn die Menschheit Geschichte studieren würde: was für Konsequenzen würden sich ergeben! Da wird irgendwo ein Schädel gefunden, und alle Welt sagt: So haben unsere Vorfahren ausgesehen. Wer weiß, ob der Neanderthaler nicht ein Affe war? Jedenfalls haben dort UNSERE Vorfahren nicht gesessen in jener Zeit! Unser Land war ein Sauland, durch das sie höchstens durchgezogen sind. Europa vor der Wiederholung einer derartigen Krise bewahrt zu haben, wird einmal als das Verdienst christlich-sozialen Unternehmertums gefeiert werde.«

Frage an eine aufgeklärte Leserschaft: Ist dieser Redeauszug unseres Kandidaten echt? Oder ist er frei erfunden?

Bitte kreuzen Sie an:

echt ☐

frei erfunden ☐

Die richtige Antwort finden Sie auf Seite 48

Verstehst du das, Graham?

Der arbeitslose Tierpfleger Fritz S. verbreitet seine Meinung in der Kölner Schillergasse Foto: Gernot Huber

Henryk M. Broder versucht, einem Freund in Israel zu erklären, warum er — trotz allem — immer noch in der Bundesrepublik lebt

MEIN lieber Graham,
ich hab dir lange nicht mehr geschrieben und hab auch ein ganz schlechtes Gewissen; ich schulde dir immer noch die Antwort auf eine Frage aus deinem letzten Brief: ob ich denn nicht endlich genug und die Nase voll hätte von den idiotischen Auseinandersetzungen mit der Polizei und der Justiz, wolltest du wissen, das würde doch nichts bringen und auch keinem was nutzen. Du hast recht, aber was du vielleicht nicht weißt: Es gibt nicht mehr viele Sachen, über die ich mich noch wundern kann — und an den paar, die es noch gibt, hänge ich halt ein wenig. Ich will dir an ein paar Beispielen erklären, was ich meine:

Da sagt ein Polizeibeamter »Die Kollegen hätten besser schießen sollen« und drückt so sein Bedauern darüber aus, daß ein — später freigesprochener — Angeklagter seine Festnahme durch die Polizei überlebt hat. Er bekommt, nachdem die Sache bekannt wird, einen Strafbefehl über 600.— Mark — wegen Beleidigung, nicht wegen Aufforderung zur Gewalt oder Billigung von Straftaten. Ein Mann, der seine Katze vom Balkon wirft, wird wegen Tierquälerei zu 750.— Mark Geldstrafe verurteilt.

Astrid Proll, gegen die eine falsche Mordanklage konstruiert und über Jahre aufrechterhalten wurde, soll schließlich wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt und ähnlicher Lächerlichkeiten nach dem Willen der Anklagebehörde für sechseinhalb Jahre ins Gefängnis. Bei Ernst Heinrichsohn, einem christlich-sozialen Bürgermeister aus Bayern, der einige zehntausend französische Juden endlösen half, hält der Staatsanwalt fünf Jahre wegen Beihilfe zum Mord für eine angemessene Strafe, zumal sich Heinrichsohn vor und auch nach dem Kriege nichts hat zuschulden kommen lassen. Kannst du verstehen, lieber Graham, daß ich mich einfach wundern muß? Daß ich gar nicht anders kann, obwohl ich weiß, daß es albern, ja leichtsinnig ist, über einzelne Maßnahmen einer Justiz zu staunen, die ihre Maßstäbe spätestens an dem Tag offenbart hat, als das Bundesgericht der BRD entschied, der Volksgerichtshof der Nazis unter seinem Vorsitzenden Freisler sei ein »ordentliches Gericht« gewesen, dessen Angehörige sich an Recht und Gesetz gehalten hätten.

Dabei muß ich, um mein Staunen zu nähren, gar nicht auf solche grundsätzlichen Entscheidungen zurückgreifen. Kleinere Geschichten tuns auch. Da läuft z.B. in Köln seit ein paar Monaten ein Mann mit selbstgemalten Plakaten durch die Stadt. Er ist gelernter Tierpfleger und seit Jahren — von Gelegenheitsjobs abgesehen — arbeitslos. Er demonstriert gegen die Arbeitslosigkeit — »Bonns permanenter Skandal« — und für das Recht auf Arbeit, *sein* Recht auf Arbeit. Er bettelt nicht, er pöbelt niemanden an, er hat sich ein Plakat umgehängt, darauf steht: »Ich scheiße auf den Staat!« Und deswegen wird er von der Staatsanwaltschaft angeklagt »fortgesetzt öffentlich die Bundesrepublik Deutschland beschimpft zu haben«. Ein Richter verurteilt ihn zu 400.— Mark Geldstrafe, was für ihn, den mittellosen Arbeitslosen, 40 Tage Haft bedeutet. In seiner Urteilsbegründung schreibt der Richter, der Angeklagte habe »eine ganz ungewöhnliche Tatsachen- und Rechtsblindheit an den Tag gelegt« und »in mutwilliger Weise ohne ersichtlichen schwerwiegenden Anlaß die Bundesrepublik Deutschland beschimpft«.

Verstehst du das, Graham? Ein Mensch, der ohne Arbeit ist, hat hierzulande keinen »ersichtlichen schwerwiegenden Anlaß«, seine Wut und seine Verzweiflung vor sich herzutragen. Er legt »Rechtsblindheit« an den Tag, »ungewöhnliche Rechtsblindheit« sogar, wenn er dem Staatsapparat, als dessen Opfer er sich fühlt, den unnötigen Respekt verweigert. Er äußert, so der Richter in seiner mündlichen Urteilsbegründung, »Unmut, Ärger und unkontrollierte Gefühle«; und so was darf nicht sein in einem Rechtssystem, das für jeden Schreibtischmörder mildernde Umstände bereithält, wenn er seine Verbrechen ohne Unmut, ohne Ärger, mit kontrollierten Gefühlen und auf einer korrekten Rechtsgrundlage verübte.

Der arbeitslose Tierpfleger, der da der deutschen Justiz völlig unbeabsichtigt zu einer weiteren an sich nicht mehr nötigen Selbstentblößung verhalf, hat auch im Vorfeld der Justiz für eine Klarstellung gesorgt, indem er vor ein paar Monaten den Kölner Polizeipräsidenten um Hilfe bat, da er schon mal von erbosten Kölner Bürgern, die weni-

ger Rechtsblindheit als er an den Tag legen, auf der Straße angegriffen wurde. Die Bitte (»Stellen Sie mir einen uniformierten Beamten zur Seite, auf dessen demokratische Gesinnung ich mich verlassen kann ...«) wurde von dem sonst keineswegs tatsachenblinden Polizeipräsidenten nicht als Provokation erkannt und folgendermaßen beschieden: »Ihr Schreiben gibt mir keinerlei Veranlassung, Ihnen Polizeischutz zur Verfügung zu stellen. Eine solche Maßnahme könnte nur dann in Erwägung gezogen werden, wenn Sie bei der Durchführung Ihrer Aktion die Schranken beachtet hätten, die die Verfassung dem Recht der freien Meinungsäußerung gesetzt hat. Wer — wie Sie es getan haben — diese Schranken unbeachtet läßt, setzt damit selbst eine Ursache für mögliche Angriffe ...«

Verstehst du das, lieber Graham? Der Polizeipräsident entscheidet darüber, wo das Recht auf freie Meinungsäußerung aufhört, und wer jenseits dieser »Schranken« agiert, ist selber schuld, wenn ihm was zustößt; in der Sprache der freiheitlich-demokratischen Schrankenwärter: »... setzt damit selbst eine Ursache für mögliche Angriffe.« — Demnächst darf sich jeder, der einen Kommunisten spontan massakriert, auf den Kölner Polizeipräsidenten und darauf berufen, dieser Kommunist habe die »Schranken der FDGO unbeachtet gelassen und damit selbst eine Ursache gesetzt« für das Massaker an seiner Person.

Versuch dir mal vorzustellen, lieber Graham, dein Vater wäre im Jahre 1936 oder 1937 über den Kurfürstendamm spaziert, den amtlich verordneten Gelben Stern auf der Brust und in der Hand ein Transparent mit, nehmen wir mal an, diesen Worten: »Juden sind auch Menschen«. Versuch dir vorzustellen, dein Vater wäre deswegen von ein paar SS-Leute verprügelt worden und er hätte sich daraufhin um Hilfe an die Polizei gewandt. Fällt es dir noch schwer, dir die Antwort vorzustellen, die dein Vater bekommen hätte?

Ich kann nichts dafür, mein Lieber, ich wundere mich über die deutsche Kontinuität immer noch und jeden Tag aufs neue. Zwischendurch wundere ich mich auch darüber, daß ich mich immer noch wundere, obwohl es über dieses Phänomen spätestens seit Tucholsky nichts neues zu sagen gibt. So betrachtet ist die Aussage »Ich scheiß auf diesen Staat!« vielleicht die Ultima ratio des vergeblichen Bemühens, sich mit diesem Staat, seiner Vergangenheit und Gegenwart, vernünftig auseinanderzusetzen. Aber auch das geht nicht, weil die Grenzen der Vernunft von den Gerichten gezogen werden. In freier Beweiswürdigung natürlich.

Sei vielmals gegrüßt und wundere dich bitte über nichts mehr, Dein Henryk Moishe Broder □

»Meine Schilder sind so breit wie ich selber«

Henryk M. Broder fragte Fritz S., warum der auf diesen Staat scheißt

Warum bist du eigentlich arbeitslos?

Ich bin stadtbekannter Kommunist und die ganzen Zoologischen Gärten sind im staatlichen oder städtischen Besitz und da krieg ich keinen Fuß mehr in die Tür. Das Wort »Berufsverbot« ist in meinem Fall zwar noch nicht gefallen, aber ich hab schon so viele Bewerbungsschreiben losgelassen und auf so vielen Kanälen versucht, Arbeit zu kriegen — ich blitz überall ab.

Foto: Gernot Huber

Meinungsträger Fritz S. nach seiner Verurteilung

Seit wann machst du diese Schilderaktion hier in Köln?

Seit ungefähr zwei Jahren. Angefangen hats, als in der Werderstraße Wohnhäuser von der Gothaer-Versicherung abgerissen worden sind. Damals war mein erster Schildertext »Wieviel Banken und Versicherungen braucht der Mensch, um glücklich zu sein?« Und am nächsten Tag »Kann man eine wildgewordene Versicherung enteignen?« — Ich hab in den letzten Jahren verschiedene Schilder getragen mit ganz verschiedenen Texten und dieses »Ich scheiß auf diesen Staat!«, das war nur das Tüpfelchen auf dem i, ein begleitender Text sozusagen, andere sind mir da viel wichtiger, aber ausgerechnet daran haken sich die Reaktionäre jetzt fest.

Und wie reagieren die Leute auf dich?

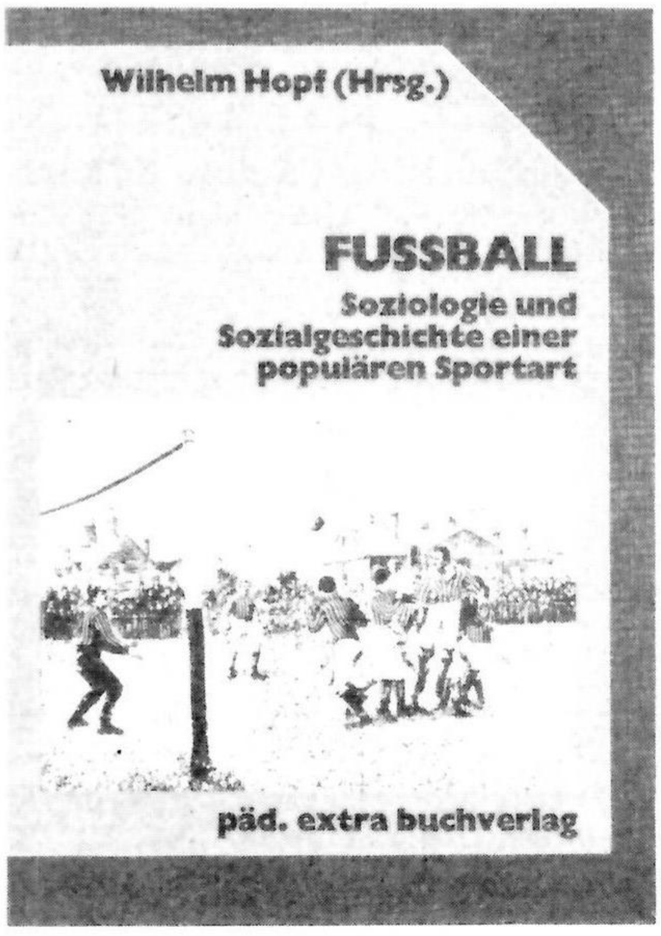
Meist mit Häme, es gibt auch ganz böse Reaktionen. Durch mein Schildertragen hab ich die Mentalität und die Denkweise der Leute besser kennengelernt als mancher andere. Ich muß immer wieder feststellen: Unter einer hauchdünnen demokratischen Tünche kommt der braune Lack sofort wieder zum Vorschein. Man braucht da nur ganz leicht dran zu kratzen. Das geht bis zu Sätzen wie »So einen müßte man vergasen.«

Du stehst mit deinen Schildern meist in der Fußgängerzone, da wo die Leute einkaufen ...

Ich wandere, ich schlendere, damit mir

Neuerscheinung!

Die sportinteressierte Welt blickt 1980 auf Moskau. Die erfolgreichste und vielseitigste Olympianation veranstaltet zum erstenmal die Sommerspiele.
James Riordan, führender westlicher Experte in Sachen Sport in der UdSSR, vermittelt dem Leser einen spannenden Überblick über den sowjetischen Sport von 1917 bis heute. Wie funktioniert das sozialistische Sportsystem, die vieldiskutierte Talentförderung? Wie bereiten sich Trainer und Sportler auf Olympia vor?
Spezialisten wie Laien können das Buch mit gleichem Nutzen und Vergnügen lesen: Sie werden mehr von der Olympiade haben.
110 S., 10 Abb., DM 12,–



Die Popularität des Fußballs beruht nicht zuletzt auf einem Phänomen, das man als "Spannung" bezeichnet. Eine sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Fußball vermag auf eigene Weise "spannend" zu sein. Der Fußball ist nicht so "einfach" wie man oft behautet. Viel Unbekanntes ist noch zu entdecken. Einiges davon – neben Vertrautem natürlich – bietet der vorliegende Band.
280 S., 26 Abb., DM 32,–

päd. extra buchverlag
in der pädex Verlags-GmbH
Bahnhofstraße 5, 6140 Bensheim

niemand den Vorwurf machen kann, daß ich den Verkehr behindere. Und meine Schilder sind so breit wie ich selber, keinen Zentimeter breiter.

Gibts auch gute Reaktionen?

Oh ja, mir wird auch Geld angeboten, aber auf Spenden laß ich mich nicht ein, denn das ist ein abschüssiger Weg, auf den ich mich nicht begeben will.

Du wolltest mal in die DDR auswandern?

Ja, das war 1973, April 73, ich bin damals nach Berlin gefahren …

… nach Ostberlin?

Also, ich sag in solchen Fällen Berlin, hab mich bei der zuständigen Stelle gemeldet und kam dann in so ein Heim, mußte eine ausführliche Begründung schreiben und dann wurde mir eröffnet, es sei besser, ich würde da bleiben, wo ich bin und da weiter kämpfen. Die wollten mich nicht haben.

Auf einem deiner Schilder trägst du einen Artikel aus der DDR-Verfassung.

Ja, »Jeder hat das Recht auf Arbeit«, Artikel 24, Verfassung der DDR. Ich hab mich dann belehren lassen müssen, daß das Recht auf Arbeit sogar in der nordrheinwestfälischen Landesverfassung steht, aber da stehts eben bloß auf Papier, und ein Mensch vom Arbeitsamt hat mich aufgeklärt, daß das Recht auf Arbeit in der Landesverfassung nur halb zählt, weil es nämlich nicht im Grundgesetz steht.

Im Grundgesetz steht dafür der Artikel 5 und auch auf den berufst du dich bei deinen Aktionen.

Ja, ich bin der Ansicht, daß alle meine Texte, auch »Ich scheiß auf diesen Staat« durch das Recht auf freie Meinungsäußerung voll abgedeckt sind.

Der Richter, der dich verurteilt hat, sah das anders.

Der war während der Verhandlung sehr ruhig und gelassen, fast möcht ich sagen: gemessen.

Und dann hat er dich verknackt.

Ja, der Staatsanwalt hat 30 Tagessätze á zehn Mark verlangt, und der Richter mir 40 Tagessätze verpaßt. Das wird wohl auf 40 Tage Haft hinauslaufen.

Aber du gehst weiter mit deinen Schildern durch die Stadt.

Ja natürlich. Das Urteil erging vormittags um elf und zwei Stunden später war ich schon wieder mit einem neuen Text unterwegs. Da hieß es dann: »Freie Meinungsäußerung mit 40 Tagen Haft bestraft — ein Grund mehr, um auf diesen Staat zu scheißen!«

Jetzt bist du ein Wiederholungstäter.

Ja, ja.

Was sagen deine Genossen von der DKP zu diesen ganzen Geschichten?

Die Genossen sagen verhältnismäßig wenig dazu. Die haben mich gebeten, ich soll ihren Versammlungen fern bleiben, ich hab keine Einladungen mehr gekriegt und die Verbindung zur Partei ist dann vollkommen eingeschlafen … □

Wider die Wöchner der Brüderlichkeit

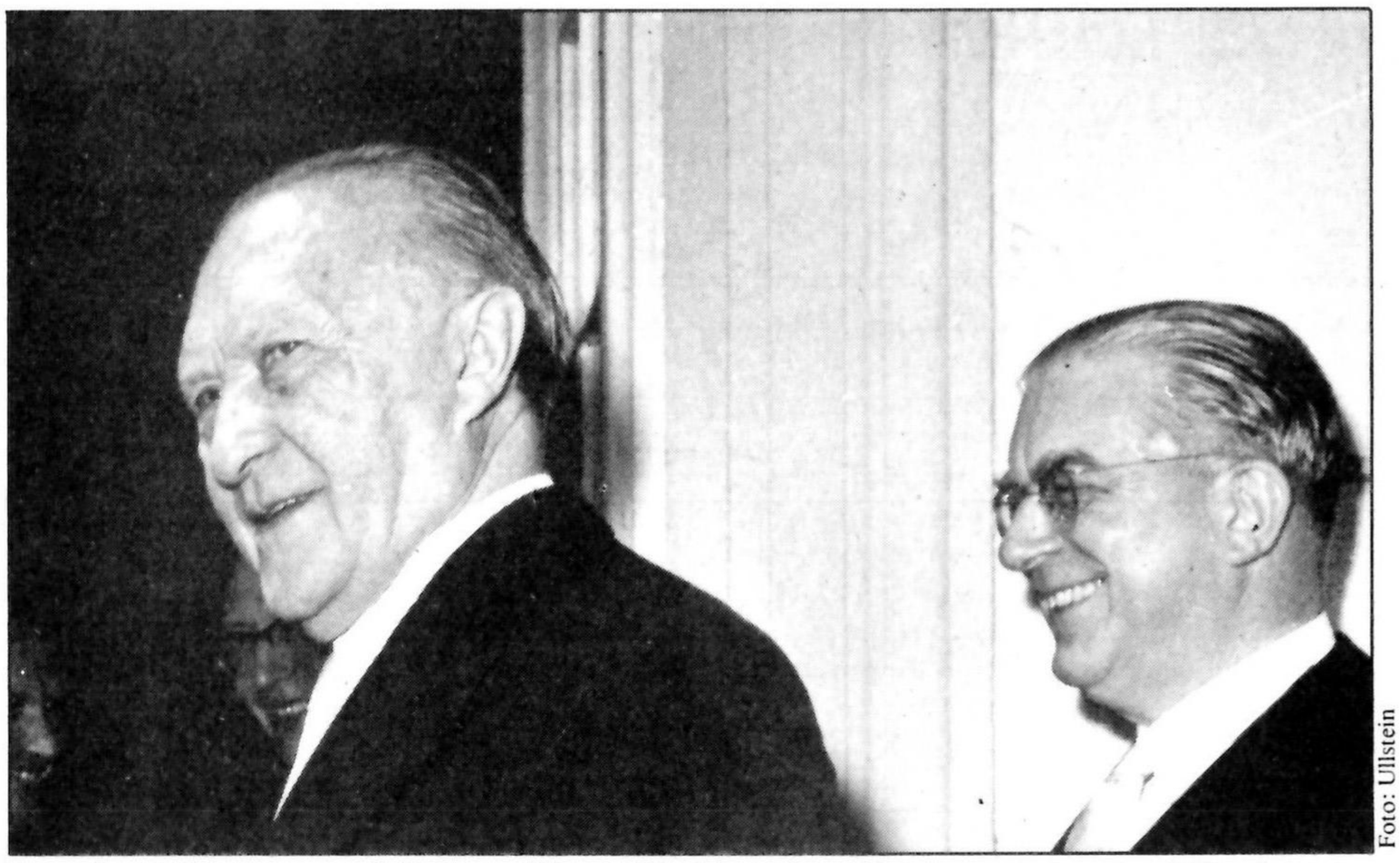


Foto: Ullstein

Kanzler Adenauer, gefolgt von Hans Globke, dem Kommentator der Nürnberger Rassegesetze

Von Walter Boehlich

Juden in Deutschland, deutsche Juden, jüdische Deutsche haben über ihre Lage in der Bundesrepublik nachgedacht

ETWA jeder tausendste in der Bundesrepublik lebende Jude hat einen Beitrag für den Sammelband 'Fremd im eigenen Land' geschrieben. Zwar sind es nicht bloß dreißig, sondern 37 Beiträger, aber nicht alle Beiträger leben in der Bundesrepublik, und nicht alle werden von den jüdischen Gemeinden oder den statistischen Ämtern als Juden gezählt. Wer wirklich Jude ist, kann offenbar niemand zweifelsfrei angeben. Vor Hitler lebten im Deutschen Reich 600.000 Juden, und dann waren es beinahe über Nacht mehr als eine Million, und zwar ganz einfach dadurch, daß die Nazis rund 400.000 Nichtjuden zu Juden erklärten, mit Hilfe ihrer Rassenmystik. Diese Nichtjuden waren — von der Religionsstatistik her gesehen — Atheisten oder Agnostiker oder Protestanten oder Katholiken. Verfolgt worden sind sie trotzdem. Dennoch, wer Jude ist, kann keiner außer den Betroffenen selbst entscheiden, aber es kann sinnvoller Weise auch keiner von sich selbst behaupten, er sei Jude, ohne daß er Glaubensjude ist.

Die jüdische Überzeugung, daß jeder, der von einer jüdischen Mutter geboren ist, Jude sei, ist beinahe ebenso absurd wie die nazistische Lehre, jeder, der vier jüdische Großeltern habe, sei einer. Spätestens seit Hitler aber wird das Jude-Sein von Nichtjuden wie von Juden ungewöhnlich exzessiv ausgelegt, ohne Rücksicht auf die Religionszugehörigkeit. Das ist so oder so nichts anderes als Rassismus, und zwar ein Rassismus, der keinem die Möglichkeit zugesteht, daß er aufhöre, Jude zu sein, so wie einer aufhören kann, Moslem oder Christ zu sein.

Heinrich Heine hat sich taufen lassen, Jude bleibt er. Marx war nie Jude, aber er bleibt Jude. Die Juden sind stolz auf beide, und die Antisemiten finden sie beide widerwärtig, nicht so sehr wegen ihrer Werke als vielmehr wegen der Behauptung, sie seien Juden. Das ist ein Wahnsystem, das allerdings so verfestigt ist, daß die unmittelbar Betroffenen sich ihm kaum mehr entziehen können. Ihnen kann man das zu allerletzt vorwerfen, aber es wären Verhältnisse wünschenswert, in denen ihnen unbefangenere Reaktionen möglich wären.

Nicht von solchen Verhältnissen, sondern von den bestehenden berichtet die Broder-Lang'sche Anthologie, deren Titel offenbar auf ein Bibelwort anspielt. Moses zeugte mit Zippora den Gersom und sprach: 'Ich bin ein Fremdling geworden im fremden Lande.' Rosenzweig hat den Namen als 'Ödegast' übersetzt. Schon mit dem Titel beginnen die Schwierigkeiten. Für die einen, die Zionisten, gibt es nur ein eigenes Land: Israel, für die andern ist das eigene Land die Bundesrepublik — aber gewährt diese Bundesrepublik ihren jüdischen Bürgern die Gewißheit, sie sei deren eigenes Land?

Was die Lektüre so bedrückend macht, ist eine nahezu vollkommene Übereinstim-

mung aller Beiträger, daß der Bundesrepublik zu viele Eigenschaften fehlten, als daß sie sie als eigenes Land annehmen könnten, und daß sie ebenso viele Eigenschaften habe, die sie gleichfalls daran hindern. Die, die da geschrieben haben, leben fast alle nicht ohne Angst, und keiner von ihnen fühlt sich so recht wohl, wenn man einmal von Erik Blumenfeld absieht, der freilich beim besten Willen kein Jude ist.

Da, wo die Beiträger ihrem Unbehagen Ausdruck geben, sind sie gewiß repräsentativ für die bundesdeutschen Juden. Das sind sie auch in ihren unterschiedlichen Meinungen, in ihrer politischen Ideologie, die von konservativen bis weit linken Positionen reicht. Allenfalls sind die Linken überrepräsentiert. Es fehlen vor allem die Stimmen derer, die von ihren Gegnern Funktionsjuden genannt werden, zum Beispiel Heinz Galinski und Werner Nachmann, an denen wenig gute Haare bleiben. Fast sieht es so aus, als repräsentierten diese beiden Repräsentanten niemanden, außer sich selbst, aber dieser Schein trügt, denn gerade die Intellektuellen, die mitgearbeitet haben, sind den offiziellen jüdischen Institutionen arg entfremdet, und die Position von Galinski und Nachmann läßt sich nur erklären, wenn man sich die schweigende Mehrheit hinzudenkt, die ihnen nicht wie Alphons Silbermann vorwirft, sie seien 'Propaganda- und Inkassoinstanzen des Staates Israel'.

Der Haupteinwand gegen sie ist der, daß sie 'genüßlich in jener Gesellschaftsordnung existieren, aus der heraus antisemitischer Haß immer wieder emporkommt', daß sie allzu angepaßt seien und gerade die Konflikte scheuen, die sie scheuen nicht dürften. Der eigentliche Skandal ist Nachmanns Sympathie-Erklärung für Filbinger, abgegeben nicht von der Privatperson, sondern vom Sprecher des Zentralrates, und dieser Skandal wird dadurch nicht geringer, daß die Anpassungstendenzen alt, sehr alt sind und nicht erst damit begonnen haben, daß die deutschen Juden sich mit der Rolle Globkes unter Adenauer abgefunden haben, statt jede Mitarbeit solange einzustellen, wie Adenauer Globke halten wollte.

Und es ist nicht Globke allein, es ist vielmehr die Tatsache, daß die Bundesrepublik nicht der Staat geworden ist, von Anfang an nicht, den die Juden erwartet hatten, also ein dezidiert antifaschistischer Staat, in dem diejenigen, die ihre Hände mit dem Blut von sechs Millionen Juden befleckt hatte, keine Rolle mehr hätten spielen dürfen. Stattdessen ist die Bundesrepublik ein ekelhaft philosemitischer Staat geworden, der über die verlogenen Wochen der Brüderlichkeit hinaus kaum einen Versuch unternommen hat, sein Verhältnis zu den Juden zu normalisieren — falls das überhaupt möglich gewesen wäre. Unter den Bedingungen des Legalismus und der Mehrheitsdemokratie war das allerdings kaum zu machen. Das 'gigantische Korrumpierungsangebot' (Giordano) an die Millionen ehemaliger Nazis hat einen höheren Stellenwert gehabt als der Wille, deren Opfer zu einem Recht zu verhelfen.

Die Stimmen, die enttäuscht und resignierend feststellen, daß sich seit 1945 wenig oder gar nichts geändert hätte, überwiegen, Die Angst, die beinahe alle haben, wird nicht durch 'die' Deutschen schlechthin ausgelöst, sondern durch die 'häßlichen' Deutschen. Nicht alle Richter, aber zu viele Richter, nicht alle Beamten, aber zu viele Beamte wecken Erinnerungen durch ihren kalten, unmenschlichen Formalismus, durch das Verschanzen hinter Vorschriften, durch sture Regelbefolgung, die den Verdacht aufkommen läßt, daß zu wenige zu wenig gelernt haben, daß zu selten nach dem Sinn von Bestimmungen und zu oft nach deren Buchstaben entschieden wird, zum Schaden derer, denen genützt werden sollte.

Wie viele Beiträger sind angewidert von grassierendem Denunziantentum, von der untilgbaren Verfolgungssucht, die sich immer neue Opfer sucht, die nämlich, die gerade erlaubt sind, jetzt nur noch selten Juden, dafür aber andere Minderheiten, die Gastarbeiter, die Kommunisten, die Terroristen. Keiner sagt etwas gegen die gesellschaftliche und juristische Auseinandersetzung mit dem Terrorismus, aber viele sagen etwas gegen die Unverhältnismäßigkeit zwischen der Verfolgung von Terroristen einerseits und der Verfolgung von Naziverbrechern andererseits. Die wenigen Überlebenden sehen sich verhöhnt durch die fast grenzenlose Effizienz auf der einen und die wurschtelnde Verschleppung auf der andern Seite, durch die Leidenschaft der großen Mehrheit hier und das Abwiegeln und Vertuschen da. Sie fragen sich verzweifelt, warum ihr 'eigenes' Land immer und immer verfolgen muß, und manche fragen sich, ob nicht auch sie wieder verfolgt werden könnten.

Es gibt da immerhin Unterschiede zwischen Konservativen und Linken. Die Wünsche der Linken zielen auf eine andere Gesellschaft, in der nicht exzessiv das Verhalten Minderheiten gegenüber auf den Antisemitismus projiziert würde, während andere Minderheiten dem gesunden Volksempfinden überantwortet bleiben. Hazel Rosenstrauch träumt von einer 'Heimat', die es noch nicht gibt: einer Gesellschaft ohne Antisemitismus, ohne Antikommunismus, ohne Antimitbestimmungskampagnen und ohne Notstandsgesetze; ohne Freiheit auf Arbeitslosigkeit, ohne Freiheit auf Mietwucher, mit der Freiheit, für eine andere Ordnung zu kämpfen'. Sie träumt davon.

Notwendig erscheinen alle aufgeworfenen Probleme in diesem Buche als spezifisch jüdische Probleme, nicht nur die Differenz zwischen Zionisten und Antizionisten. Der Ton von Wehleidigkeit und Spuren von Beziehungswahn sind so entmutigend wie die bisweilen aufleuchtende Erkenntnis, daß wenigstens die genuin politischen Probleme nicht lediglich jüdische seien, ermutigend ist. Auch wenn es für die jetzt lebenden Juden allemal schwieriger ist, als Deutsche akzeptiert zu werden und sich als Deutsche zu akzeptieren, so sind sie doch nicht isoliert in dem Zwange, sich unter den nicht-jüdischen Deutschen den einen nahe und den andern fern fühlen zu müssen.

Für keinen kann es heißen, mit allen Deutschen, nur weil sie Deutsche sind, sich identisch zu fühlen. Gemeinsamkeit kann man nicht mit allen haben oder wollen, sondern nur mit denen, mit denen man gemeinsam etwas will. So wie die konservativen Juden sich bewußtlos mit dem Bestehenden abfinden, so bewußt haben linke Juden sich entschlossen, ihre Verbündeten in der nationalen oder internationalen Linken zu sehen. Die jüngeren von ihnen haben einige ihrer Ängste in den Tagen der Studentenbewegung verloren. Sie scheinen nicht länger zu fürchten, daß sie nur die Wahl hätten, ihre jüdische Identität aufzugeben, oder das 'eigene' Land eines Tages wieder verlassen zu müssen. □

Henryk M. Broder, Michel R. Lang. Fremd im eigenen Land. Juden in der Bundesrepublik. S. Fischer Verlag. 373 Seiten. 9.80 DM

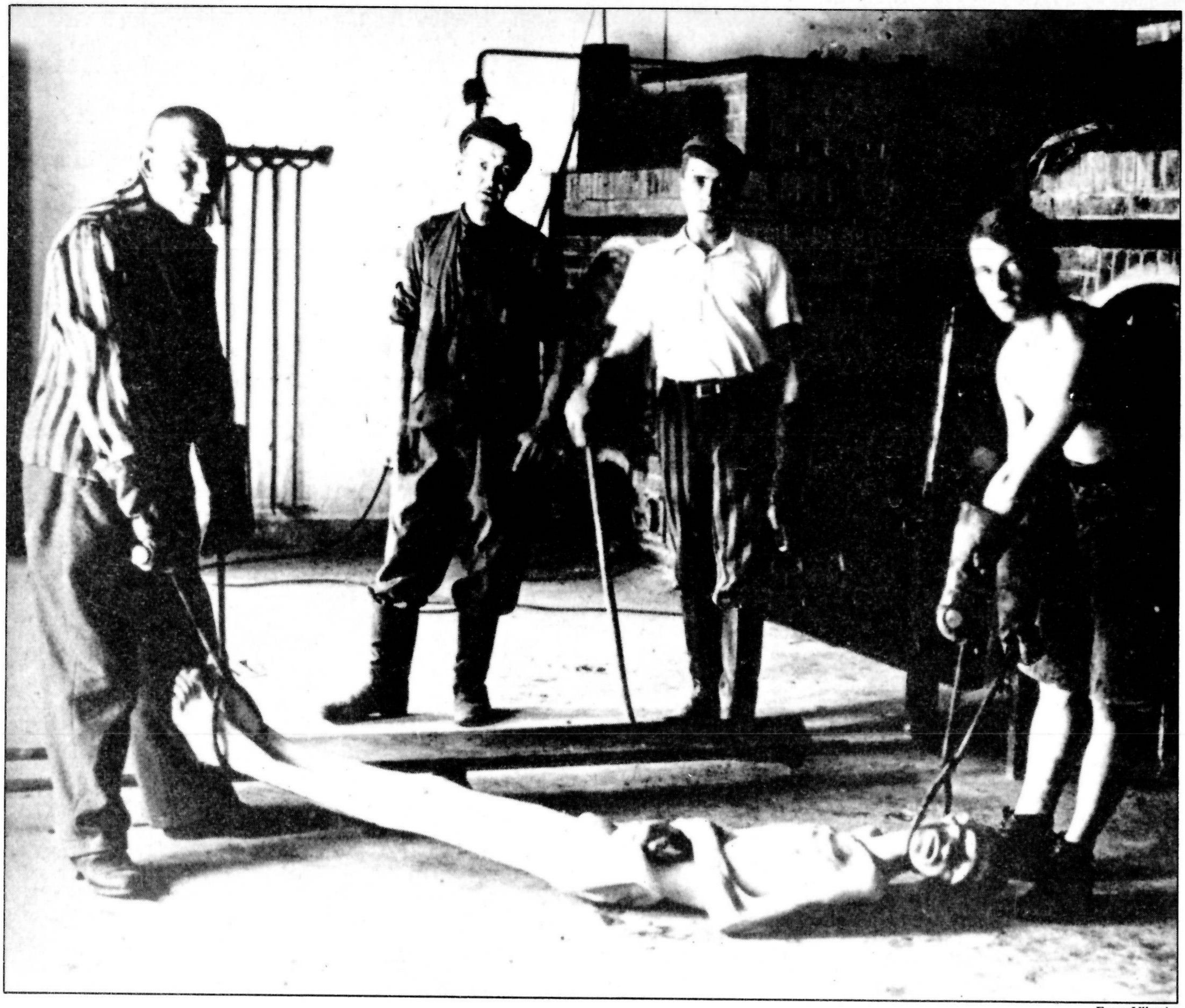


Foto: Ullstein

Von ihren Träumen wird nichts bekannt

Von Peter Neuhauser

Peter Neuhauser (15.12.1939 bis 16.1.1980), damals - beim alten KONKRET - von der Redaktion gewählter Chefredakteur, hat nach der TV-Serie über den Holocaust seine Wut und sein Mitleiden aufgeschrieben. Es wurde seine politische Autobiographie

ICH, Jahrgang 39, kann nicht klagen: Im Reich geboren, ausgebombt, evakuiert; der Vater Mitläufer, kurze Gefangenschaft, die Mutter kurz vorm Mutterkreuz, die Familie überlebt im Gegensatz zur Familie Weiss komplett. Die Amis kamen, nahmen mir meine Spielzeugsoldaten mit den schönen schwarzen Uniformen, gaben mir dafür Schokolade. Sie sperrten in das Fremdarbeiterlager vor der Haustür andere fremde Leute, mit denen wir Kinder durch den Stacheldraht auch nicht reden durften. Dann Umzug, Schule, dort gelegentlich antisemitische Anzüglichkeiten, Abitur; der Geschichtsunterricht endete beim Marne-Wunder 1916, so daß ich bis heute nicht genau weiß, ob die Deutschen den Ersten Weltkrieg wirklich verloren haben.

Dann kamen die ersten KZ-Berichte in den Zeitungen. Echo zu Hause: Das waren Einzelfälle, davon haben wir nichts gewußt — und die auf der anderen Seite waren ja auch keine Waisenknaben.

Doch die Berichte gingen weiter, Dokumentarfilme kamen, so unglaublich, daß ich immer weiter las über die Zeit nach dem Marne-Wunder, bis ich Gewißheit hatte: Die Greuel waren keine Einzelfälle gewesen, und fast alle hatten irgendwie irgendwas davon gewußt. Blieb nur noch die bohrende Frage: Warum war das alles geschehen?

Schließlich war der Jahrgang 39 zu Ordnung und Gewissen erzogen. Du sollst nicht töten, Hände aus den Hosentaschen, Hiebe für Apfelstehlen in Nachbars Garten, die Sauberkeit eingebleut fürs eigene und öffentliche Leben — und immer objektiv bleiben.

Objektiv konnte ich mir bald alles erklären: der Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Arbeitslosigkeit, der Hunger, die Hoffnungslosigkeit von Millionen, gepaart mit der Erziehung zu unbedingtem Gehorsam, der passive Papst, die Interessen des Großkapitals, zum Schluß als »Freundeskreis des Reichsführers SS« in der pervertiertesten Form, die überhaupt denkbar ist: Siemens-Schuckert, der Bosch-Konzern, Flicks Mitteldeutsche Stahlwerke AG, die Deutsche und die Dresdner Bank und viele andere hatten den Henker Heinrich Himmler geschmiert und billige Arbeitskräfte, darunter Kinder, für ihre Firmen bekommen.

Aber das würde ja nun objektiv alles besser werden. Der Konzern-Herr Flick war zwar schon wieder unaufhaltsam auf dem Weg nach oben, aber jetzt herrschten: parlamentarische Demokratie, Rechtsstaat, Sauberkeit im öffentlichen Leben. Artikel 3 des Grundgesetzes las sich wie eine chinesische Mauer gegen jede Unterdrückung und Intoleranz, und daran habe ich vom Jahrgang 39 wie ein Kind geglaubt: »Niemand darf wegen seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.«

Pustekuchen. Zunächst einmal wurden Leute (trotz der Nürnberger Prozesse) wegen ihrer politischen Anschauungen bevorzugt. Hans-Maria Globke, Kommentator der Nürnberger Rassengesetze, wurde Staatssekretär beim Bundeskanzler Adenauer; Karl-Friedrich Vialon, der in Riga die ausgebrochenen Goldzähne Hunderttausender ermordeter Juden hatte zusammentragen lassen, Berater bei Adenauer. Der Vertriebenenminister Theodor Oberländer mußte entlassen werden, nachdem seine Verwicklung in die Massenmorde von Lemberg bekannt wurde.

Dann wurden Leute wegen ihrer politischer Anschauungen benachteiligt. Die Kommunistische Partei Deutschlands wurde verboten, unter den fadenscheinigsten Vorwänden massenweise Leute eingesperrt, die bereits wegen ihres Widerstandes für Hitler im KZ gesessen hatten. Manche von ihnen begrüßten die Polizei-Beamten mit Namen — es waren noch die gleichen wie damals. Es gab wieder die ersten verbotenen Bücher; wer mit dem alten Marx erwischt wurde, war dran. Mit atemberaubender Geschwindigkeit war das Volk auf den neuen Feind eingestimmt, gegen Kommunisten war alles erlaubt. Der alte Haß, die alte Intoleranz waren wieder da.

Es tauchten immer mehr alte Kameraden aus der wohlgepolsterten Versenkung auf, in der Bundeswehr, in Sportbünden, in der Justiz, in Konzernen. Aber, so sagte ich mir, nur keine Panik, das sind Einzelfälle, das sind Ausrutscher, das System wird sich reinigen; und jedesmal, wenn einer von uns Journalisten so einen Einzelfall aufgedeckt hatte, ging's einem besser.

Trotzdem kam ich von der Traufe in den Regen: Heinrich Lübke, nachweislich an KZ-Bauten beteiligt, im Wissen um ihren Zweck, wurde Bundespräsident, und der hohe NS-Propaganda-Funktionär Kurt-Georg Kiesinger Bundeskanzler. (Perverse Draufgabe: Widerständler wollte er heimlich auch noch gewesen sein, eine Beleidigung für all die Sozialdemokraten und Kommunisten, die als Widerstandskämpfer in den KZs gestorben waren.)

Gott, war das schön, als die deutsch-französische Jüdin Beate Klarsfeld dem Kiesinger in Berlin eine herunterhaute. Die Ohrfeige, das mildeste deutsche Erziehungsmittel, hallte um die Welt.

Nur in Deutschland löste die Tat Empörung aus. Das Volk der Täter hatte sich mittlerweile fast völlig von seiner Schuld losgesprochen und wähnte sich im Recht, denn es erlebte: Viele unserer höchsten Repräsentanten hatten noch viel mehr Dreck am Stecken, auch wenn sie nicht schossen und vergasten, sondern nur förderten, duldeten, verschleierten, rechtfertigten. Henker war noch nie ein Beruf für die gebildeten Stände.

Aus dem heimlichen schlechten Gewissen wurde ein gutes Ruhekissen. Die Deutschen kauften sich Nelly Sachs und andere verbrannte jüdische Dichter und sagten, schönes Gedicht, das folgende:

»Ein Faustschlag hinter der Hecke
Da liegt einer
Nichts Schlimmeres als Vorübergehn
Keiner bleibt stehn
Nicht zu sagen
Der Jasmin hat nicht seinen Duft
gewechselt — «

Vertan war die Chance, Schuld durch Sühne seelisch abzuarbeiten und dadurch zu höherer politischer Moral und mehr Toleranz zu kommen. Die Worte des deutschen Philosophen Karl Jaspers verhallten: »Wir Überlebenden haben nicht den Tod gesucht. Wir sind nicht, als unsere jüdischen Freunde abgeführt wurden, auf die Straße gegangen, haben nicht geschrien, bis man uns vernichtete. Wir haben es vorgezogen, am Leben zu bleiben, mit dem schwachen, wenn auch richtigen Grund, unser Tod hätte nichts helfen können. Daß wir leben, ist unsere Schuld.«

Dann mußte Bundespräsident Heinrich Lübke gehen, Gustav Heinemann und Gerhard Schröder standen als Nachfolger zur Wahl. Schröder konnte es in der Bundesversammlung in Berlin, im wiederaufgebauten abgebrannten Reichstag, nur mit Hilfe von NPD-Stimmen schaffen. Ich weiß noch genau, wie es mir den Magen umdrehte angesichts der coolen Schamlosigkeit, mit der Schröders CDU bereit war, durch Unterstützung der Neo-Nazis den Bundespräsidenten zu ergattern. Frei nach Erich Kästner: Wo andere die Moral haben, da hat die CDU ein Loch.

Die Staatschristen schafften es nicht, und Franz Josef Strauß sprach von »Machtwechsel«: Es war nur ein ungedeckter Wechsel auf eine bessere Bundesrepublik. Die Macht blieb, wo sie immer gewesen war.

Ich will eine erwachsene politische Moral

Gustav Heinemann schaffte es, ein Mann der Bekennenden Kirche, und dann Willy Brandt, einer aus dem Widerstand. Widerstandskämpfer konnten nun nicht mehr länger Verräter sein, einer von ihnen saß jetzt ja im Palais-Schaumburg. Ich schmiß als Nicht-SPD-Mitglied eine Lokalrunde.

Deutschland schien zu erwachen. Man ließ nicht mehr bewältigen, man fing selbst damit an.

Als Willy Brandt bei einem Besuch in Warschau an der Gettomauer niederkniete, fanden 48 Prozent der Bundesdeutschen diese Geste übertrieben, empfanden sie als Ohrfeige, aber das ist ja immer noch das mildeste deutsche Erziehungsmittel. Nun war zu den Loskauf-Milliarden, die Adenauer dem Judenstaat Israel gezahlt hatte, das Schuld-Anerkenntnis durch einen anderen Bundeskanzler gekommen.

In der gewissenstoten Zeit davor war unbeobachtet eine neue Generation herangewachsen, ohne den Hunger und die Hoffnungslosigkeit ihrer Eltern, ohne Schuld oder Mitschuld.

Eine Generation, die ernstnahm, was man ihr eingebleut hatte: Du sollst nicht töten, Sauberkeit im eigenen und öffentlichen Leben, immer anständig bleiben, eintreten für das, was man denkt. Natürlich revoltierten zuerst die Kinder der oberen Schichten, denn Denker zu sein, war noch allemal ihr Beruf.

Die Außerparlamentarische Opposition, die Apo, marschierte. Studenten gingen auf die Straße und haben geschrien — gegen den Schah von Persien. Sie wollten der erstaunten Mehrheit mitteilen: In Persien wird unterdrückt und gefoltert, amerikanische und deutsche Konzerne stützen das Regime, um über billige Arbeitskräfte und billiges Erdöl weiterzuverfügen. Der Diktator auf dem Pfauenthron, Multi-Täter am vergoldeten Schreibtisch, wurde am 2. Juni 1967 als Staatsgast in Berlin empfangen, der Student Benno Ohnesorg dabei erschossen.

Die Studenten gingen auf die Straße und haben geschrien für Vietnam. Sie wollten der erstaunten Mehrheit mitteilen: In Vietnam geschieht Massenmord, da wird von den Amerikanern nicht die Freiheit Berlins gegen die Kommunisten verteidigt, da verteidigen US-Soldaten die Interessen amerikanischer Konzerne an riesigen Märkten, billigen Arbeitskräften und Rohstoffen. Ich war als Berichterstatter monatelang in Vietnam gewesen und wußte: Das stimmt. Ich marschierte mit in Berlin.

Zum Entsetzen der schweigenden Mehrheit trugen die Demonstranten Che Guevara und Ho-tschi-Minh auf ihren Plakaten. Ja, hätten sie denn Heinrich Lübke drauftun sollen? Oder die faschistischen Diktatoren Salazar und Franco, mit denen wir uns über Investitionen so gut verstanden?

Und dann war sie wieder da, die alte Sprache: Klaus Schütz, damals Regierender Bürgermeister von Westberlin, sagte: »Da müßt ihr diese Typen sehen, da müßt ihr ihnen ins Gesicht sehen, dann wißt ihr: Denen geht es darum, unsere freiheitliche Grundordnung lahmzulegen.« Und das sagte einer, der dabei war, als ganz Europa in Schutt und Asche gelegt wurde.

Natürlich waren unter den Demonstranten ein paar, die mit der Demokratie nichts am Hut hatten, die zerstören wollten, aber die überwältigende Mehrheit wollte die Grundordnung der Werte verbessern.

Und der Berliner CDU-Abgeordnete Ypsilon Heinschke erklärte: »Wenn der Blinddarm schmerzt und wenn die Qualen nicht mehr auszuhalten sind, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn herauszuoperieren, wenn man das eigene Leben nicht riskieren will.« Volksgesundheit, das gesunde Volksempfinden, ausmerzen — die Volksgenossen von einst verstanden. Die Angst des Volkes vorm Gewissen war neu belebt.

Tausende Strafverfahren waren die Folge der Demonstrationen. Der Dialog mit dem neuen Gewissen der Jugend wurde der alten Justiz überantwortet. Einer Justiz, die im Dritten Reich massenhaft in Justizmorde verwickelt gewesen war. NS-Verfahren blieben liegen, Apo-Verfahren hatten Vorrang.

Der Student Karl-Heinz Pawla kackte in Berlin in den Gerichtssaal und wischte sich mit den Seiten aus den Akten den Hintern ab. Ich habe den jungen Mann bewundert, denn wie oft hatte ich als Angeklagter wegen Ehrverletzung oder anderer Pressedelikte vor Richtern nur eine gute Figur gemacht, mir immer nur heimlich gedacht: Was hat der wohl damals gemacht, woher nimmt der die Seelenruhe hier zu verfahren, als ob nichts gewesen wäre. Ein paar Juristen wurden von Journalisten als Blutrichter entlarvt, sie gingen hochbezahlt in Pension. Aber niemals wurde ein deutscher Richter

Foto: dpa

Gott war das schön: *Ein Parteifreund untersucht das linke Auge des damaligen Kanzlers Kurt Georg Kiesinger, vormals Chef der Rundfunk-Abteilung im NS-Außenministerium, nachdem ihn die deutsch-französische Jüdin Beate Klarsfeld auf dem CDU-Parteitag in Berlin 1968 geohrfeigt hatte*

von einem anderen deutschen Richter verurteilt. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus? Das ist eine Beleidigung der Krähen.

Trotzdem verkündete Bundespräsident Heinemann eine Amnestie, die fast 6.000 rebellische Jugendliche vor einer Verurteilung bewahrte. Von den wenigen, die nicht darunter fielen, tauchten später manche bei der »Bewegung 2. Juni« und bei der Roten Armee Fraktion (RAF) auf.

Mit denen bin ich dann nicht mehr mitmarschiert, ich habe sie von Anfang an bekämpft, soweit wieder in Übereinstimmung mit der schweigenden Mehrheit, die nun erstaunt fragte: »Warum schießen die denn?«

Da waren ein paar darunter, die auch ohne politische Begründung geschossen hätten. Aber der Kreis der jungen Sympathisanten und Unterstützer wurde anfangs deswegen so groß, weil sie in den Antworten der Politiker, der Polizei, der Justiz und der Medien auf ihre Rebellion die Bestätigung finden mußten: Diese Gesellschaft ist krank und mit friedlichen Mitteln nicht zu kurieren. Wie hatte doch der CDU-Abgeordnete Heinschke gesagt: Wenn der Blinddarm schmerzt, muß er raus. Genau diese Gewalt-Philosophie setzten diese wahnwitzig gewordenen Kinder des Mittelstandes in die Tat um.

Und nun kehrte die alte Feind-Automatik mit Wucht wieder: Die Terroristen nannten sich Linke, also wurden alle Linken immer schneller als Terroristen oder Sympathisanten eingereiht. Jeder, der etwas an der freiheitlich demokratischen Grundordnung (FDGO) oder der freien Marktwirtschaft auszusetzen hat, wird verdächtigt: Linksliberale, Linke, Sozialdemokraten, Betriebsräte, Kommunisten. Der nationalsozialistische Paragraph zum Berufsverbot wird wiederbelebt. Der Staatsschutz filmt legale Demonstrationen, hört Telefone ab, liest Post mit, spioniert in Schulen, es gibt wieder verbotene Bücher. Wehrdienstverweigerer und Langhaarige sind besonders suspekt.

Die Begründung für immer neue Gesetze, die immer mehr in die Freiheitsrechte von 60 Millionen Bürgern eingreifen, sind ein paar Desperados und rund 3.000 Ultras, die tatsächlich mit der Demokratie nichts am Hut haben. Die Gesetze werden trotzdem hingenommen.

In dieser Zeit geschieht folgendes: Der ehemalige CDU-Minister Bruno Heck erklärte Ende 1973 nach einem Besuch in Chile, nach einer Visite im Fußballstadion von Santiago, wo die Junta-Generale nach dem Sturz Allendes ein Eil-KZ errichtet hatten: »Das Leben im Stadion ist bei sonnigem Frühlingswetter recht angenehm.«

Als die Journalisten lachten, fügte der Christ Heck hinzu: »Bei Regen ist es natürlich scheußlich.« Ein typischer Fall für Beate Klarsfeld.

Bundesdeutsche Firmen liefern dem neuen Regime Pinochet (»Gelegentlich muß die Demokratie in Blut gebadet werden«) Handschellen und Raketen, und der ortsansässige Vertreter von Rodenstock-Brillen erklärte der »Welt« zu Recht: »Jetzt geht es wieder aufwärts.« Mit dem Verdienen und den Toten.

Und auch das geschieht über 30 Jahre nach Holocaust: Ein jüdischer Mitbürger in Hamburg erhält 1978 folgenden anonymen Brief: »Du altes Judenschwein!!!! Wir raten Dir: Verlasse sofort DAS DEUTSCHE REICH! Solltest du dich weigern, kommst du ins KZ Natzweiler. Dort warten schon die Lagerärzte auf deinen jiddischen Körper. Dort dürft ihr eure 'Lieblingslieder' singen. Z.B. — DIE KOPFHAUT EINER JUDENSTIRN? — DAS GIBT NEN PRIMA LAMPENSCHIRM! Du dreckiger Jidde! Juda verrecke! Riech Gas!«

Der Hamburger Staatsanwalt Ypsilon Osterloh ermittelt den Briefschreiber und teilt dem Betroffenen mit, an der Klage bestehe kein öffentliches Interesse: »Die Beleidigungen sind zwar überaus häßlicher Natur, stören aber den Rechtsfrieden über Ihren Lebenskreis hinaus nicht. Hochachtungsvoll.«

Der Philosoph Karl Jaspers schrieb einst über den radikalen Unterschied zwischen Kriegsverbrechen und Verbrechern gegen die Menschheit im Wortlaut: »Kriegsverbrechen sind Verbrechen gegen die Menschlichkeit ... vollzogen gegenüber dem Feind. Verbrechen gegen die Menschheit ist der Anspruch, darüber zu entscheiden, welche Völker auf Erden leben dürfen oder nicht, und diesen Anspruch durch die Tat der Ausrottung durchzuführen.«

An der Bekämpfung dieses Anspruchs der Herrenrasse hatte der Staatsanwalt Osterloh kein öffentliches Interesse. Und dazu soll ich meinen Kindern sagen: Alles steht zum Besten im Land. Die lachen mich aus.

Und das geschah auch noch in Deutschland: Der ehemalige Marinerichter Hans Filbinger brauchte Monate, um abzudanken. Die CDU will den Ex-Nazi Karl Carstens zum Bundespräsidenten machen. Und klagt im gleichen Atemzug: Die Jugend hat überhaupt keine Vorbilder mehr.

Der Schah von Persien muß, millionenschwer, ins Exil. Der unverfrorene Wunsch von Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff nach stabilen Verhältnissen im Iran bleibt unerfüllt. Kaiserin Farah Diba hat Angstträume, meldet die deutsche Massenpresse. Und die BUNTE bringt den Mann, der Gegner rösten ließ, mit der Schlagzeile: »Schah und Farah ... auf der Suche nach einer neuen Heimat.« Sie soll ihnen zur Hölle werden.

Eher am Rande vermerkt wird dagegen, daß Zehntausende Regimegegner zu Tode gefoltert wurden. Von ihren Träumen wird nichts bekannt.

Alles, was die Demonstranten seit zehn Jahren behauptet haben, und noch mehr, hat sich als wahr herausgestellt. Feinde bleiben sie in der Öffentlichkeit trotzdem.

Und niemand denkt auch nur daran, sich öffentlich bei Frau Ohnesorg für den Tod ihres Mannes zu entschuldigen. Im Ernst: Entschuldigen. Denn nur wer Schuld einsieht und abträgt, kann zu einer politischen Moral kommen, die weitergeht als: Hauptsache wir kriegen unser billiges Öl.

Und nun höre ich die Väter schon: Fast 40 Jahre ist er und noch kein bißchen weise. wir haben ja auch immer das Beste gewollt, aber es ist halt nicht alles machbar. Erwachsen müßte er werden, der Jahrgang 39 mit seinen idealistischen Vorstellungen.

Gerne, aber dann will ich auch eine erwachsene politische Moral. Denn sie ist immer noch unschlagbare Voraussetzung für eine bessere, menschliche Politik.

Ich grüße Benno Ohnesorg.

Verraten und doch gut verkauft

Hartmut Schulze stellt ein außerordentliches Stück Gehirnwäsche aus Hollywood vor

EINE so deutliche Erklärung für die halbjährige Verspätung des bundesdeutschen Kino-Starts hatte man gar nicht erhoffen können: Der Verleih wollte nicht, sagte der Vertreter der Warner Columbia bei der offiziellen Presse-Präsentation Ende Januar, der Verleih wollte nicht in eine aktuelle politische, energie-politische Diskussion eingreifen. Denn bei »China Syndrom« handele es sich ausschließlich um einen unterhaltsamen Thriller.

Stimmt — bis auf das »ausschließlich«. Das Widersprüchliche dieser Erklärung entspricht dem inneren Widerspruch der Hollywood-Industrie, die uns den leninschen Strick auch bei höchster Rendite doch nur sehr unwillig verkauft.

Im letzten Frühjahr ging es den Brokern von Wallstreet schlecht: wegen Harrisburg. Nur der Kurs der Columbia Pictures zog rapide an: auch wegen Harrisburg. Denn »China Syndrom« handelt von einer Beinah-Katastrophe in einem Atomkraftwerk und lieferte, wenige Tage vor Three Mile Island, so eklatante Parallelen zu dem Reaktor-»Störfall« in Pennsylvania (»Eine Fläche von der Größe Pennsylvanias würde verseucht, wenn ...«, heißt es beispielsweise in dem Film), — daß US-Kritiker dem Drehbuchautor und Regisseur James Bridges »prophetisches« Talent bescheinigten. Dabei ist es doch die Atom-Industrie, die sich auf Übersinnliches kapriziert; zumindest in Südengland: Dort haben Anfang 1980 AKW-Betreiber eine Wahrsagerin engagiert, Reaktor-Risse ausfindig zu machen, die von den Technikern nicht zu orten waren (die britische Seherin hatte früher bereits schon einmal erfolglosen Wissenschaftlern mittels einer Wünschelrute bei der Suche nach ausgeströmtem radioaktiven Wasser geholfen).

Die Autoren und Darsteller von »China Syndrom« dagegen können auf Psi-Kräfte verzichten: Ihre fiktive Handlung hat, auch in Details, durchweg Vorlagen oder Entsprechungen im atomindustriellen Alltag.

Kimberly Wells (Jane Fonda) ist Fernsehreporterin und bei der TV-Station KXLA in Los Angeles zuständig für »Vermischtes«. Sie berichtet von singenden Telegrammboten, die man für Geburtstags-Ständchen mieten kann, oder von einem Tiger-Geburtstag im Zoo und arbeitet an einer Serie über »Energie in Kalifornien«. Zusammen mit ihrem Kameramann (Michael Douglas) besucht sie das Atomkraftwerk Ventana.

Der Pressesprecher, der sie dort »betreut«, sieht aus und redet wie der nette, seriöse Herr in unserm Werbefernsehen, der immer mit verschränkten Beinen Persil empfielt. Was er über Reaktor-Sicherheit in die Kamera sagt, ist jedem bekannt, der schon einmal eine Broschüre des Deutschen Atomforums in der Hand gehabt oder Klaus Bölling zum Thema gehört hat. Und Jane Fonda spielt nicht nur »Kimberly Wells«, sondern auch Fides Krause-Brewer.

Aber eine plötzliche Funktionsstörung erschüttert die Fundamente des »Ventana Power Plant« wie die Glaubwürdigkeit seines PR-Mannes. Trotz Drehverbots läuft heimlich Douglas' Kamera, hält hektische Reaktionen des Kontrollraum-Personals und der Instrumententafeln fest. Kein Grund zur Beunruhigung — der Öffentlichkeitsarbeiter tut, wofür er bezahlt wird, versucht die Panik auf den Gesichtern der Ingenieure wegzulügen.

Jane Fonda freut sich über eine exklusive Sensations-Meldung, will sofort damit in die nächste Nachrichtensendung. Bevor es dazu kommen kann, haben sich TV- und AKW-Bosse untereinander verständigt: Kein Grund zur Beunruhigung. Das Filmdokument wird unter Verschluß genommen.

Vorlage: Seit der prominente amerikanische Dokumentarfilmer Don Widener vor acht Jahren ein Feature über »Die Macht der Atomkraftwerk-Industrie« (so der Titel) drehte, hat er von den privaten Fernsehsendern der USA keinen einzigen Auftrag mehr bekommen. Widener produzierte noch eine zweite AKW-Dokumentation, die 1977 im öffentlich-rechtlichen Lokalnetz von Los Angeles ausgestrahlt wurde. Aufgrund einer Intervention der Nuklear-Industrie wird er seitdem auch vom nicht-kommerziellen Fernsehen boykottiert.

So durchsichtig sind in Amerika, das es besser hat, die Zensur-Praktiken: Jeder darf wissen, daß General Electric der Star-Moderatorin Barbara Walter die finanzielle Basis für eine ihrer Sendungen entzogen hat, weil sie Jane Fonda über »China Syndrom« sprechen ließ. Offizielle GE-Erklärung: Ein Programm zu unterstützen, das Material

Das China Syndrom

enthalte, »das in der Öffentlichkeit eine übertriebene Besorgnis über die Kernenergie hervorrufen könnte, sei für einen AKW-Lieferanten »unangemessen«.

Die gleiche Sorge hat auch den Columbia-Verleih umgetrieben, so daß in dem 72-seitigen Pressematerial zur Filmpremiere Anfang März letzten Jahres Wörter wie 'Atom' oder 'Nuklear' zwanghaft vermieden wurden. Auch der rätselhafte Titel wird nicht erklärt, er ließ also zunächst eher an das medizinische China-Syndrom denken, ein Krankheitsbild nach übermäßigem Glutamat-Genuß. Je verwirrender der Name dieses unangenehmen, verräterischen Films, desto besser; weshalb auch der ursprüngliche Titel »Power« mit seiner Mehrfach-Bedeutung von Energie, Kraft, Macht und Gewalt wieder gestrichen wurde.

Daß zwei Wochen nach der Uraufführung die Verwirrung gründlich aufgeklärt wurde, hatte also weder etwas mit Hollywoods Werbestrategie noch mit Prophetie zu tun, sondern mit der mörderischen Handhabung der Nuklear-Technologie, die in Harrisburg einen »class 9 accident«, einen »unmöglichen« Unfall auslöste.

Drei wissenschaftliche Berater haben am »China Syndrom«-Film mitgewirkt, AKW-Ingenieure, die 1976 bei General Electric ihren Dienst quittierten, weil von ihnen aufgedeckte lebensgefährliche Konstruktionsmängel an Atomkraftwerken nicht beseitigt wurden. »Jeder Aspekt der Handlung von 'China Syndrom'«, sagt Gregory Minor, einer der drei Ingenieure, »basiert auf belegbaren tatsächlichen oder möglichen Vorfällen«.

Einer dieser tatsächlichen Vorfälle ist der »blowdown« im Reaktor des AKW Dresden in Illinois 1970, ausgelöst durch einen Bleistift auf einer Schalttafel. Im Film führt ein festgehakter Instrumentenzeiger zum Versagen des Kühlsystems. Der »mögliche Vorfall« ereignete sich dann in Harrisburg, ausgelöst durch ein Etikett, das eine Armatur verdeckte. Das »China Syndrom« wurde zur realen und akuten Gefahr, die seltsame Vokabel ging in den allgemeinen Sprachschatz und die Titelschlagzeilen der US-Presse ein.

Der blumige Euphemismus steht für die atomare Apokalypse, die droht, wenn ein nicht mehr kühlbarer Reaktorkern den Kraftwerksboden zerschmilzt und sich durch die Erde frißt — Richtung China.

Wie in Three Mile Island konnte auch im Ventana-Kraftwerk des Films das nukleare Desaster abgewendet werden. »Die Bevölkerung war zu keiner Zeit ernsthaft gefährdet«.· Niemand, der »China Syndrom« gesehen hat, wird diesen Satz noch ohne tiefes Mißtrauen hören können. Oder diesen: »Der Reaktor arbeitete einwandfrei, die Instrumente funktionierten vorzüglich«. Er stammt aus einem »Playboy«-Interview mit Edward Teller, dem »Vater« der H-Bombe und Ex-Vorsitzenden der ersten US-Reaktorsicherheits-Kommission. Er vergißt auch nicht, dort »Jane Fonda und andere sogenannte Experten« zu verhöhnen; aber wer ist hier, spätestens nach dem Harrisburger Nachfolge-Unfall vom 11. Februar, ein »sogenannter«?

Bereits zehn Tage vor der deutschen Erstaufführung (ebenfalls am 11. Februar) versuchte die »Welt«, das »China Syndrom« zum »demagogischen Reißer« von »bodenloser Bösartigkeit« abzustempeln. Beweisführung: »Es gibt nirgendwo in der noch so jungen Geschichte der Kernkraftwerke auch nur den Verdacht, Ingenieure oder Unternehmer hätten bewußt und absichtlich ihre Fehler verhüllt oder akute Gefahren verheimlicht.« Am gleichen Tag, an dem diese Vorab-»Rezension« erschien, war im »Spiegel« folgende Meldung zu lesen:

»Kritik an der Verwaltung seiner größten Atommüll-Deponie in Hanford (Washington) hat das US-Energieministerium geübt: Lecks in in einigen der 156 stählernen Riesentanks mit hochradioaktivem Müll seien der Öffentlichkeit weitgehend verschwiegen worden. Untersuchungen über das Management der Deponie waren 1979 aufgenommen worden, nachdem ein Physiker des Atommüll-Lagers auf Lecks aufmerksam gemacht hatte. Die Vorfälle seien verheimlicht worden, so teilte der Physiker mit, weil nach den Befürchtungen der Behörde eine Veröffentlichung 'der Atomindustrie geschadet' hätte.«

Kapitalistischer Realismus

Das »China Syndrom« wurde, schon vor seiner furchtbaren Entsprechung in Three Mile Island, zu einem empfindlichen Störfall für das Lügengebäude der Atom-Industrie. Entsprechend gereizt hat sie reagiert: »Falls Sie noch nicht genug Ärger haben, dieser 'zeitgenössische Thriller' läuft in Ihrem Versorgungsgebiet am 16. März an«. So warnte »Reddy News«, das Fachblatt der amerikanischen Energiewirtschaft seine Leser Anfang vergangenen Jahres. Und weiter: »Betrachten Sie die Neigungen der Hauptdarsteller und ziehen Sie Ihre eigenen Schlüsse — Jane Fonda und Jack Lemmon sind Anti-AKW-Aktivisten; Exekutiv-Produzent Bruce Gilbert hat Daniel Ellsberg und Tony Russo im Prozeß um die Pentagon-Papiere unterstützt; Mike Gray, der das ursprüngliche Drehbuch schrieb, führt in seinen credits eine Dokumentation über die Black Panthers an ...« So wichtig ist der »Reddy News« das Thema, daß ihm fast eine halbe Ausgabe des zweimonatlichen Magazins gewidmet wird. Und das amerikanische »Atom-Industrie-Forum« deckte die Filmkritiker der Nation mit seinen Propagandaschriften ein. Alles weitgehend erfolglose Unterfangen, denn schon in den ersten drei Spieltagen sahen sich über eine Million Amerikaner das »China Syndrom« an.

Grund dafür war weniger die (energie-) politische Brisanz des Films (die AKW-Debatte wurde, jedenfalls vor Harrisburg, in den USA lange nicht so leidenschaftlich ausgetragen wie in der Bundesrepublik) als die schauspielerischen Leistungen seiner Stars (vor allem und wider alle Komiker-Erwartung die von Jack Lemmon) und seine konventionelle Spannungs-Dramaturgie. Mit den ästhetischen Mitteln des amerikanischen Serien-Krimis (nicht von ungefähr kennt man den Hauptdarsteller und Produzenten Michael Douglas als Assistenten des knollennasigen Karl Malden aus den »Straßen von San Francisco«) beweist »China Syndrom«, daß Hollywoods Gehirnwäsche durchaus auch einmal zur ideologischen Abfallbeseitigung gut sein kann.

Cinéasten allerdings werden sich langweilen, neue Sehgewohnheiten lernen sie hier ganz und gar nicht; aber Millionen von Kinogängern können etwas anderes Neues, sehr viel Wichtigeres lernen: Kritik. »China Syndrom« wird zum großen Schau-trauwem. Und selbst, wer alles schon weiß, hat sich noch zwei schöne, spannende Kino-Stunden gemacht.

Einmal mehr verkauft sich hier Jane Fonda als Superstar für eine Gage, die vor allem aus politischer Wirkung besteht. Schon als sie Anfang der siebziger Jahre nach Hanoi fuhr und auch dort sehr fotogen war, hatten Kollegen wie Jean Luc Godard und Pierre Gorin daran herumzumäkeln. Die Rolle des Intellektuellen in der Revolution setze voraus, schrieben die beiden französischen Filmemacher 1972 sinngemäß in einem »Brief an Jane«, daß er sein Star-Sein aufzugeben habe, denn andernfalls »profitierten zugleich die Truppen des Kapitals von dieser Ortsveränderung«. Natürlich haben die Columbia Pictures von Jane Fonda profitiert und wenn das »China Syndrom« jetzt endlich in der Bundesrepublik zu sehen ist, wird diese Truppe des Kapitals hoffentlich noch sehr viel mehr profitieren. Denn der Profit der Vietnam-Solidarität oder der »No Nukes«-Bewegung an der »Ortsveränderung« der Jane Fonda Superstar ist ungleich größer. Ganz davon abgesehen, daß Godard und Gorin schon kurz nach ihrem Brief durch einen jahrelangen Rollenboykott der Studio-Chefs gegen Jane Fonda widerlegt wurden. Sie hat ihn gebrochen — mit ihrer Professionalität und mit Kompromissen, die allerdings eine Grenze haben: »Ich werde nie einen Film drehen, der zynisch ist«.

Auch die Macher von »China Syndrom« selbst wissen, daß »in Hollywood die verfassungsmäßige Redefreiheit nur funktioniert, wenn sie Profit bringt« (Michael Douglas) — aber dann funktioniert sie auch wirklich. Und wahrscheinlich hat Douglas auch recht, wenn er glaubt, daß ohne diesen Film Harrisburg in der Öffentlichkeit so nicht stattgefunden hätte. Wann und wo hat es zuletzt ein Kulturprodukt mit einer derart unmittelbaren politischen Wirkung gegeben?

Jack Lemmon und Jane Fonda in »China Syndrom« (o.), Drehbuch-Vorlage und Drehbuch-Entsprechung: Mordopfer Karen Silkwood (links ihr »Unfall«-Wagen), Katastrophen-Reaktor Harrisburg (u.)

Zudem ist »China Syndrom« weniger ein Film über die Gemeingefährlichkeit der »friedlichen« Nutzung der Atomenergie als über die Gemeingefährlichkeit kapitalistischer Medienmacht und Habgier.

Ein amerikanischer Held

Nach dem heimlich mitgedrehten Ventana-Unfall beginnt erst der eigentliche Thriller: Der Kameramann stiehlt seinen eigenen Film aus den Tresoren der Fernsehanstalt, führt ihn Atomkraft-Experten vor und erhält von ihnen die Bestätigung, daß er da alles andere als »eine kleine Panne« aufgenommen hat. Er kann auch die TV-Reporterin Kimberly Wells, die zunächst noch nicht weiß, ob sie ihre eigene Karriere nicht vielleicht doch eher mit Tiger-Geburtstagen befördern kann, zu eigenmächtigen Recherchen bewegen. Sie trifft auf Jack Godell (Jack Lemmon), den leitenden Ingenieur des Ventana-Kraftwerks. Er will ihre Frage, ob die Bevölkerung wirklich zu keinem Zeitpunkt gefährdet war, nicht beantworten. Von eigenen Skrupeln getrieben, stößt Godell auf gefälschte Konstruktionsunterlagen: Die Baufirma hatte aus Kostengründen nicht sämtliche Schweißnähte im Rohrsystem des AKW geröntgt, sondern eine einzige Aufnahme mit falschen Legenden vervielfältigt. Die Drehbuch-Vorlagen hierzu lieferten die Erbauer des US-Meilers Pilgrim-1.

Godell verlangt von der Baufirma Aufklärung und Wiederholung der Röntgenaufnahmen, wird aber nur mit dunklen Drohungen verabschiedet. Ein Abschalten des Reaktors zur Überprüfung der Schweißnähte wird von der Energie-Gesellschaft mit dem Hinweis auf Millionenverluste abgelehnt und vor allem dürfe jetzt kein Unsicherheitsfaktor eingestanden werden, weil ein AKW gleichen Typs auf die Betriebsgenehmigung warte. Godell, der leidenschaftliche Atomkraft-Befürworter, sieht keinen anderen Ausweg aus seiner Gewissensnot, als den Journalisten und einem AKW-Hearing die gefälschten Prüfberichte zuzuspielen: ein amerikanischer Held.

Ein Assistent, der die Röntgenfotos überbringen soll, wird auf der Autobahn von einem zweiten Wagen in einen Abgrund gedrängt und lebensgefährlich verletzt. Die Unterlagen verschwinden aus den Trümmern des Autos. Vorlage: der Fall Silkwood. Am Abend des 13. November 1974 wollte die 27jährige Karen Silkwood zu einem Treffen mit einem »New York Times«-Reporter und einem Funktionär der Atomenergiearbeiter-Gewerkschaft fahren. In wochenlanger geheimer Recherche hatte sie Dokumente über illegale Praktiken und mangelnde Sicherheitsvorkehrungen an ihrem Arbeitsplatz zusammengetragen, in der Kerr-McGee-Plutonium-Fabrik bei Oklahoma City. Auf dem Highway 74 wurde sie von einem Lieferwagen gerammt und von der Straße geschoben. Sie starb auf der Stelle, die Plutonium-Papiere wurden im Wrack ihres Wagens nie gefunden. Der Polizeibericht behauptete, sie sei am Steuer eingeschlafen (was einer der untersuchenden Beamten anschließend widerrufen hat). Ein leitender Angestellter von Kerr-McGee hat inzwischen zugegeben, daß er an einem Plan zur Beseitigung der Unterlagen aus dem zerstörten Silkwood-Wagen beteiligt war.

Jack Godell weiß nun, was seinen Oberen Menschenleben wert sind, auch sein eigenes (auch auf ihn wird die Jagd eröffnet); er muß selbst an die Öffentlichkeit, besetzt die Schaltzentrale seines Atomkraftwerkes. Nach einem Ultimatum willigt die Chefetage von Ventana in eine Fernsehübertragung aus dem Kontrollraum ein. Zur Aufklärung über die Gefahren des Meilers kommt es nicht mehr, die Sicherheitstruppe des Kraftwerks stürmt die Schaltzentrale und erschießt den Ingenieur, den einzigen Zeugen, der etwas beweisen konnte und wollte.

Der Pressesprecher tut noch einmal, wofür er bezahlt wird: »Jack Godell war geistesgestört.«

In der Bundesrepublik liefern Regierungsmitglieder solche Erklärungen gratis. Niedersachsens Wissenschaftsminister Pestel Anfang Februar bei einer CDU-Veranstaltung: »Kernkraftgegner sind Menschen, die von frühester Kindheit an den Weg zum Neurotiker gegangen sind.« □

So viel Liebe, Glück und Frieden

Von Peter O. Chotjewitz

In Bremen war Zahl-Tag. Peter O. Chotjewitz folgte der »Ausführung« zur Preisverleihung an seinen Freund, Kollegen und Mandanten PPZ

PETER Paul Zahl schrieb schon Gedichte und Prosa, auch einen Roman, als noch niemand auf die Idee kam, einen Literaturpreis an jemand anders zu verleihen, als an ein Mitglied der Gruppe 47 oder einen Autor des halben Dutzends literarischer Verlage bei uns.

Er veröffentlichte, in schöner Viereinigkeit als Autor, Herausgeber, Verleger und Druckereibesitzer schon staatsunfreundliche Sätze, bevor ihn die Vorverleger des präventiven Staatsschutzes — die Justiz, die gesamte deutschsprachige Presse — zum Oberfeind erklärten, der (zur freien Auswahl) in Düsseldorf Andreas Baader kidnappen oder eine »Rote-Ruhr-Armee« gründen wollte, in Westberlin (immer noch ad libito) eine Bank ausgeraubt hat oder »von einem tiefgreifenden Haß auf unser Staatswesen ergriffen« (Urteil des Landgerichts Düsseldorf vom 12.3.1976) in bester Wildwestmanier mal eben zwei Bullizisten zu ermorden versucht.

Am Beispiel Zahl läßt sich ablesen, wie Staatsschützer schon zu Beginn der 70er Jahre politisch unliebsame Drucker, Verleger und Autoren zu kriminalisieren versuchten und ihnen nur die Wahl ließen, sich einem unvermeidlichen Justizirrtum zu stellen oder falsche Papiere und Knarre zu beschaffen, um sich die Leute mit den Kerben auf dem Gewehrkolben vom Leib zu halten. Tertium non debitur.

Von den Zwecklügen gegen Zahl ist nichts übrig geblieben, und den Mordversuch versuchen seine Anwälte Heinrich Hannover und Lutz Eisel mit einem soeben eingereichten Antrag auf Wiederaufnahme endlich vom Tisch zu kriegen.

Zahl ist kein Renegat, der sich bußfertig vor den Baum'schen Tunnel kniet und den Menschen am anderen Ende mit dem Knotenstock droht wie Dagobert Duck: »Kommt endlich raus, ihr Panzerknacker!« Der Unterschied zwischen Mahler und Zahl besteht darin, daß Zahl nie einer Kommandoeinheit der Stadtguerilla angehört hat, noch einer ihrer Theoretiker war.

Vor allem eins ist Zahl nicht: Er ist kein jammernder Maulheld, dem Monate später einfällt, daß es ihm eigentlich leid tut, falls er oder andere auf jemand geschossen haben sollten, und der daraufhin seine Knarre beim »Spiegel« abgibt. PP hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß er sich die zwei Polizisten vom Leib halten, sie aber nicht treffen wollte, und daß er den Tod eines anderen in einer Situation wie damals prinzipiell nicht billigend in Kauf nehmen würde.

Geglaubt hat ihm keiner. Es war sicherheitspolitisch nicht opportun. Solange die angebliche Bedrohung durch sogenannte Terroristen dazu herhalten mußte, den Bürger an die waffenstarrenden Stuntmen der Sicherheitsorgane zu gewöhnen wie an die Eisverkäufer im Fußballstadion; solange »Anti-Terrorgesetze« im Parlament schneller durchgepaukt wurden als die Erhöhung der Abgeordnetendiäten (und die hielten bislang den Rekord); solange der unerklärbare Tod politischer Gegner im Knast und bei der polizeilichen Festnahme noch ein Häuflein versprengter Moralisten auf den Plan rief: Solange brauchte der Staatsschutz jeden Mann, der einmal weniger das wackelige Zahlenwerk ins Wanken gebracht, auf das sich heute seelenruhig die Verdatung ganzer Großstädte und die feierliche Einweihung von Hochsicherheitstrakten stützt.

Heute, da das Konzept durchgesetzt ist, kann zugegeben werden, daß Zahl vielleicht doch kein »Terrorist« war, kann die »Häftlingsüberwachung« gegen ihn aufgehoben werden, die ihn sechseinhalb Jahre lang an den Rand des seelischen und körperlichen Ruins gebracht hat, ist, Ende Januar 1980, auf einmal sogar die Hoffnung erlaubt, der nordrhein-westfälische Strafvollzug werde ihn vielleicht doch zur Entgegennahme des Bremer Literaturpreises 1980 ausführen.

Kommt er oder kommt er nicht?

Die Bremer Kunsthalle eignet sich für eine Dichterlesung wie der städtische Schlachthof für eine Benefizveranstaltung des Tierschutzvereins. Ein Ambiente, das mit der Kunst, die dort gezeigt wird, soviel zu tun hat wie ein Reisebüro mit dem Mittelmeer. Da bekommt das Unveräußerliche einen Marktwert.

Man kann es auch pragmatisch sehen. Die Bremer Sektion der in den letzten fünf Jahren bundesweit rapide gewachsenen Anhängerschaft des einzigen deutschen Dichters, der im Knast sitzt (Raddatz in »Die Zeit«) braucht Sitzplatz. Außerdem: Hier erklinge das Preislied. Es ist Usus, daß die beiden Preisträger eine »Autorenlesung« machen. Rühmkorf am Samstag, Freitag ist Zahl-Tag. Aus Westberlin ist das halbe »Kollektiv« des Rotbuch Verlages angereist, in dem einige Bücher von PP erschienen sind. Aus Frankfurt/Main sind fünf Abgeordnete der »Initiativgruppe Peter Paul Zahl« erschienen. Ohne sie wäre es in den letzten Jahren vielleicht nicht gelungen, die Beispielhaftigkeit des Falles Zahl für die Situation politischer Gefangener in der BRD so öffentlich zu machen.

Vor dem Saal der übliche Büchertisch, auf dem auch die Informationsbroschüren liegen (erhältlich beim Verlag Neue Kritik, 6 Frankfurt, Myliusstraße 58). Die Leute, die in den letzten Jahren viel Zeit und Geld in unseren PP investiert haben, bestätigen sich zum wiederholten Mal, daß sie froh wären, wenn er zur Halbstrafe im Sommer 1980 rauskäme; gnadenweise, auf Bewährung oder durch Unterbrechung der Vollstreckung. Dann sind wir die Mühe endlich los.

Die Offiziellen der preisverleihenden Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung stellen sich und uns die bange Frage: Kommt er oder kommt er nicht? Natürlich freuen sie sich wie gute Eltern, wenn die Tochter endlich einen Mann heiratet, aber muß es ausgerechnet ein Staatsfeind sein?

Ginge es nach der Haftanstalt, so bliebe der Preisträger da, wo er hingehört, wenn auch nur für 15 Jahre; leider, wie die große Strafkammer meinte, die in ihrem Urteil ausführt, es sei bedauerlicher Weise nicht möglich, eine längere Strafe zu verhängen. Die Begründung des Anstaltsleiters Werl könnte zu dem Irrtum verführen, er habe lange über Sinn und Unsinn westdeutscher Literaturpreise nachgedacht. Die Preisverleihung sei kein wichtiger Anlaß im Sinne des Strafvollzugsgesetzes, meint er.

Inzwischen sind die Ticker heißgelaufen, hat der VS interveniert und der Westberliner Kultursenator eine Idee gehabt. Sozialdemokraten sind Eselsbrückenbauer: Zahl verlegen in einen Bremer Knast und von dort ausführen zur Preisverleihung. Am Mittwoch entscheidet die Strafvollstrekkungskammer Arnsberg, die Preisverleihung sei doch ein wichtiger Anlaß. Ein Richter, der heimlich oder unheimliche Gedichte schreibt?

Nun haben einige Leute Grund, mehrfach bei der Anstalt anzurufen. Die Mutter des Autors, sein literarischer Agent (ich), Lutz Eisel. In Werl tagen die kleine und die große Lage in Permanenz und brüten was aus: Zwar sei es PP nicht zuzutrauen, daß er abhauen werde, aber Bremer Anarchos könnten das Bremer Rathaus stürmen, die berühmten Weine aussaufen und denPreisträger entführen. Das wäre mal was Neues, nachdem wir schon einen Spitzenpolitiker, einen Großbankier und einen Bundeswirtschaftsführer hatten.

Am Donnerstagnachmittag verspricht mir Zahl telefonisch und optimistisch wie immer, sicherheitshalber die Preisrede per Eilboten rauszuschicken. Am Freitagabend, eine Viertelstunde nach Beginn der »Lesung«, halten Peter Rühmkorf, Heinar Kipphardt, Uwe Timm und Hermann Peter

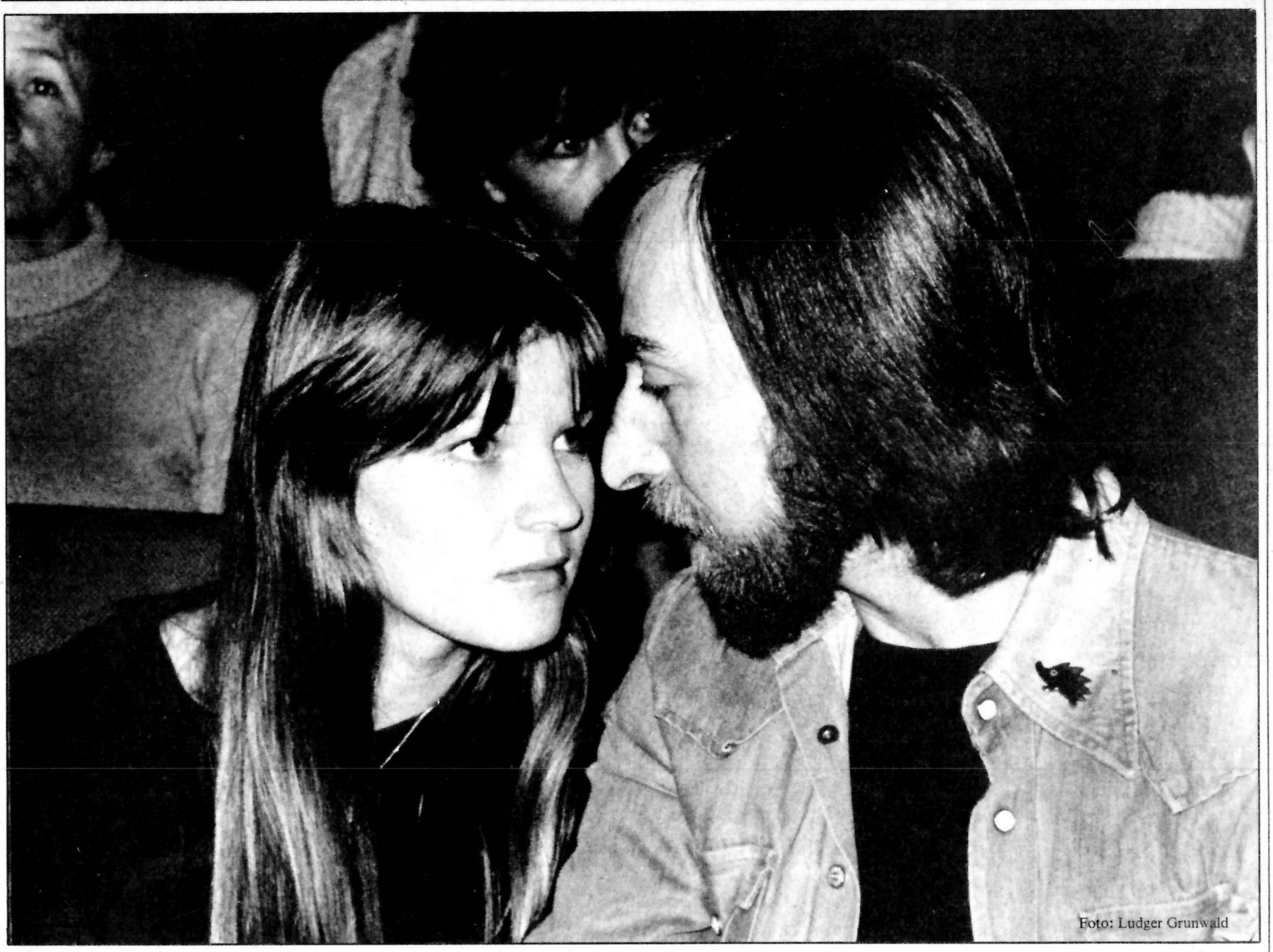


Foto: Ludger Grunwald

P. P. Zahl und seine Freundin Frauke Pestel bei der Bremer Preisverleihung:»Kein wichtiger Anlaß im Sinne des Strafvollzugsgesetzes«

Piwitt jeder ein Buch von Zahl in der Hand, um den Kollegen angemessen zu vertreten.

An der Wand hinter dem Podium haben drei junge Leute inzwischen ein Transparent angeschleppt und einen Moment lang fühle ich mich zurückversetzt in die Zeit, als PP das »AGIT 883« druckte, die Zeitschrift »Spartacus« edierte und »aus den Erinnerungen eines Terroristen« von Boris Ssawinkow »Die Ermordung des Großfürsten Sergej« verlegte, (Wenn ich mich richtig entsinne, mit bebilderten Kampfanleitungen aus dem Lehrbuch für schweizerische Unteroffiziersanwärter.)

Auf dem Transparent steht: »Welcher Knast auch immer, Knast wird immer schlimmer.« Da muß der verantwortliche Herr im Sinne des Bundesverfassungsgerichts erst einmal »aktive Verfassungstreue« zeigen. Das Tuch muß ab. Eine Minute später ist es wieder daran. Aufgefordert sich zu erklären, gibt die Mehrheit der Anwesenden durch Klatschen zu verstehen, daß sie sich das Transparent gerne noch eine Weile anschauen würden. Jetzt sage noch mal einer was gegen die Schriftsteller und ihren Anhang.

Durch so viel Toleranz ermutigt, beginnen die jungen Menschen einen schlecht einstudierten Text zu verlesen. Gegen die Hochsicherheitstrakte. Wenn Zahl hier wäre, würde er über die Haftsituation politischer Gefangener reden. Deshalb dürfe er nicht raus. Bei dem Slogan habe man sich in der Eile verschrieben. Es müsse eigentlich heißen: »Welche Reform auch immer, Knast wird immer schlimmer.« Das ist ebenso einleuchtend.

Nach zehn Minuten entspinnt sich ein Dialog über ca. 50 Sitzreihen hinweg zwischen den mutmaßlichen Entführern des abwesenden Preisträgers und dem verantwortlichen Herrn, der sich sicherheitshalber an die Saaltüren zurückgezogen hat. Man kann nie wissen, wer oder was noch kommt und kann die Gerechten nicht von den Gottlosen unterscheiden. Podium: »Ihr müßt sagen, wenn wir hier weiterreden oder ob wir Schluß machen sollen.«

Saaltür: »Wir warten nur auf Sie. Die Autoren können anfangen.«

Podium: »Dann hören wir jetzt auf. Wir wollten nur die Zeit etwas überbrücken.«

Publikum: (befreites Lachen). Unterschriftslisten und Klingelbeutel).

So wäre über den Vorabend der Feierlichkeiten nur noch zu berichten, daß die vortragenden Autoren den Rest des Abends in bequemen Sesseln in einer gut und teuer eingerichteten Wohnung verbrachten, den hausgemachten Zwiebelkuchen lobten und sich auch über den wohltemperierten Wein äußerten. Alle fanden, daß Heinar Kipphardt etwas zugenommen habe und Rühmkorff meinte, er müsse jetzt erst einmal etwas ausspannen. Piwitt philosophierte lange darüber, daß die Frauen endlich einsehen müßten, daß Männer unseres Alters Schweine seien. Gegen 23 Uhr rief der Kellner im Restaurant »Opatija«, wo die Pilger saßen, am Telefon werde verlangt nach einem gewissen Herrn Zahl. Aber der saß noch immer in Werl im Knast.

»Bild« war schneller

Elf Uhr dreißig, Samstag, und ich hatte wieder vergessen, die »Bild«-Zeitung zu lesen, die aber schon in der Manteltasche war. Das Böttcher-Straßen-Viertel sieht aus, als sei der Staatsgast gerade eingetroffen; Patrouillen in Uniform, MP über der Schulter, der Angriffstruppführer links, der Angriffstruppmann rechts. In jedem Häuserwinkel lümmelt sich einer in Nahkampfboots und Bundeswehrparka; Walkie-Talkie an der Backe.

Ist das eine Freude. Man ist ja schon dankbar, wenn man seine Lieben alle sieben Jahre mal in Begleitung einer halben Hundertschaft treffen kann. Zahls engere Bodyguard besteht aus vier Mann in Zivil; drei jüngere, die drahtig wirken und ein älterer, schon etwas beleibt. Drei sitzen mit dem Dichter am Tisch im Theater-Cafè, einer steht gleich daneben, ein fünfter, der wohl die Oberaufsicht hat, etwas abseits, die ganze Zeit Staubmantel locker überm Arm, als hätte er etwas darunter versteckt. Mittlere Angestellte, Autoverkäufer, Bankbeamte. Nur die Unruhe, der Blick, mit dem sie den kleinen, zum Lokal hin offenen Nebenraum observieren, jede Bewegung und jedes Wort

Zahl (mit Peter O. Chotjewitz, links, und seiner Mutter, rechts) in den Bremer Kammerspielen: »Bild« war schneller

notieren, verraten Beruf und Routine. Ganz wohl ist ihnen nicht bei dem Unternehmen. Nach wenigen Minuten ist der Raum rappelvoll, ständig kommt jemand, umarmt den Gefangenen, drückt ihm die Hand, redet mit ihm ein paar Worte.

Im Knast wird jeder Besucher peinlich untersucht, die Anwälte können mit Zahl nach wie vor nur durch die Trennscheibe verkehren. Was könnte man dem Staatsfeind hier alles zuschieben und zuflüstern oder auch nur in den Kaffee schütten. Ich erinnere mich, wie ich ihm einmal im Knast eine Flasche Cola durch den Schließer übergeben lassen wollte, die ich versehentlich schon geöffnet hatte. Das sei verboten. Ich könnte ja etwas hineingetan haben.

Die Beamten sind froh, daß endlich ein Anwalt da ist, der ihnen mal sagt, was das für Leute sind, die ihrem Mündel ständig die Hand schütteln, wie's überhaupt weitergehen soll, und wer die junge Frau ist, die ihm gerade um den Hals fällt, durch's Haar streicht, ihn über beide Backen abküßt, auf seinen Lippen eine längere Pause macht und schließlich mit einem wohligen Räkeln verkündet, sie habe es heute früh in Berlin im Urin gehabt, daß er kommen werde.

Die Verlobte. Aha. Und die ältere Dame, die sich jetzt neben ihn gesetzt hat, ist bestimmt seine Mutter. Ganz recht, die Mutter, extra von Ratingen angereist.

So viel Liebe, Glück und Frieden verführen den älteren Beamten neben mir zum Nachdenken, während der Sportliche im Rollkragenpullover, der eben mal aufgestanden war, seinen Stuhl betrachtet, auf dem jetzt Mutter Zahl sitzt, genannt »Mulle«, die auch noch niemand erkennt, als sei sie lange ohnmächtig gewesen.

»Das beste wäre gewesen, ihm einfach ein paar Tage Urlaub zu geben« sinniert der Beamte. »Die Sache hier können wir sowieso nicht hundertprozentig kontrollieren.« Immerhin, als plötzlich ein verwegener Bursche mit Zottelschopf und langem Bart den Raum betritt und zielstrebig hinter der Klo-Tür verschwindet, muß einer der Leibwächter zufällig auch mal pissen, und als der Dichter selbst »auf Toilette muß«, kriegt er fürsorglich ein Mann Begleitung. Falls der Reißverschluß klemmt.

Einmal an diesem Vormittag noch ist die Preisverleihung kurz gefährdet, als PP mit seinen vier Leibwächtern, wie wir das aus dem Fernsehen kennen, zwei vorne, zwei hinten, genau wie Willy Schmidt, wenn sie über die Straße geleitet werden, mit Frau und Mutter und an die zwanzig Personen Anhang die schmale Wendeltreppe zum Saal der Bremer Kammerspiele rauf kommt, und die livrierten Türsteher keinen mehr reinlassen, weil der Saal überfüllt ist.

Dann quillt sich der Pulk durch den engen Gang, die Geschwindigkeit beschleunigt sich nach den Gesetzen der Physik, prallt gegen die viel zu schmale Tür, hinter der dicht gedrängt die Menschen stehen, durchbricht auch dieses Hindernis und knallt in den kleinen Saal. Damit ist die letzte Chance vorbei, unserm freiheitlichen Rechtsstaat diese Schlappe zu ersparen: Ein inhaftierter Verbrecher nimmt persönlich einen angesehenen Literaturpreis in Empfang. Minutenlanges Beifallklatschen, Schreien und Tosen, aus dem die Stimmen der ortsansässigen Staatsfeinde deutlich herauszuhören sind, während die heimischen Kulturträger die Köpfe einziehen. Der Preisträger strahlt verdattert.

In der ersten Reihe finde ich mich mit PP, Mulle und der verlobten Frauke neben einem stillen Feuerwehrmann wieder, der über so viel Unverstand die Flucht nach Innen angetreten hat, als wolle er beten, daß kein Feuer ausbricht: Kein Durchkommen in den Seitengängen und die Saaltür hält der Staatsschutz besetzt. Die Anteilnahme der Öffentlichkeit an dieser Preisverleihung ist eine ungeheure. Überall Leute, die lange Mikrofone in die Gegend halten, Menschen, die aufgeregt hin und herspringen, minutenlang Blitzlichter von Fotografen, die abenteuerliche Verrenkungen ausführen, wie in einem amerikanischen Gesellschaftsfilm, von der Bühne herab, in der engen Kluft zwischen der ersten Reihe und der Bühne. Ich komme mir vor wie auf einem nicht ganz koscheren Trip.

Höre ich auf den Senator, so wird der Tumult noch unverständlicher. Seine Begrüßungsworte sind ein schöner Ausdruck sozial-liberaler Legitimationsakrobatik. Geehrt wird in diesem Augenblick ein Künstler wie du und ich, für ein Werk, das es in jedem Jahr nur ein paar Mal gibt; so oft halt, wie Literaturpreise von einigem Ansehen vergeben werden. Die Jury hatte über ein literarisches Werk zu befinden, nicht über den Lebenswandel seines Autors. Herr vergib ihnen ihre Literaturpreise, auf daß wir bezahlen können unsere Schulden.

Als PP Zahl die Bühne erklimmt, geraten die Zelluloid-Pappagalli abermals in Rage, erstürmen das Podium, umkreisen den Dichter wie Marsmenschen, die gefährliche Blitze ausstrahlen. Minutenlang flashbacks. Und noch ein drittes Mal komme ich mir vor wie in einer light-show. Das ist, als am Ende der Feier sich die beiden Preisträger auf Wunsch der Fotografen die Hand geben.

Was PP gesagt hat, ist in der »TAZ« vom 28. Dezember nachzulesen. Er spricht vom Programm der »Häftlingsüberwachung«, von der »weißen Folter«, vom Hochsicherheitstrakt. Er spricht von seinem Roman »Die Glücklichen«, für den er den Preis bekommen hat, aber er hebt die willkürliche Trennung von Person und Werk, politischer Erfahrung und literarischer Umsetzung, radikaler Idee und literarischem Gegenstand, anstößigem Lebenswandel und literarischer Ästhetik wieder auf, die auch manch einer gerne getrennt halten möchte, der sich in den letzten Jahren für ihn eingesetzt hat.

Er spricht von denen, die ihm geholfen haben und von denen in Knästen, denen nicht geholfen wird, den Dutzenden, die nach wie vor der Sonderbehandlung unterworfen werden und die keine bekannten Dichter sind.

Als ich nach einer Stunde die Böttcherstraße verlasse, fahren zwei schwere Limousinen im Konvoi rasch durch die Fußgängerzone. Beim Mittagessen, das der Senat gibt, im Kaisersaal des Bremer Ratskellers, ist der zweite Preisträger schon nicht mehr dabei. Das Landgericht Arnsberg hatte vergessen, darüber zu befinden, ob Zahl daran teilnehmen dürfe. War vielleicht auch besser so. Zwischen den zweiten Vorspeisen und dem Hauptgericht sprach man über den Zweck des Strafvollzugs. Da hätte es womöglich noch Ärger gegeben mit dem Zahl.

Der saß derweil mit seinen Leibwächtern im Büro seines Rechtsanwaltes Heinrich Hannover, rührte das Essen kaum an, das Freunde ihm unten in der Gastwirtschaft geholt hatten und sprach über die Chancen der Wiederaufnahme. Eher wird ein deutscher Strafrichter wegen übertriebener Milde entlassen, als daß er eine Wiederaufnahme zuläßt. Einen Teil des Geldes dafür hat der Preis eingebracht. Im Wartesaal lese ich endlich die »Bild«-Zeitung. Die Schlagzeile lautet: »Häftling Zahl: Heute Ausgang für Bremer Kulturpreis — 5.000 Mark.« Soviel etwa verdient einer der Richter, die den Dichter verknackt haben. Was »Bild« schon wußte, hat noch am Morgen keiner erwartet.

P.P. Zahl antwortet auf eine Anfrage des Strafrechtsprofessors Dr. Herbert Jäger von der Uni Frankfurt

Die Weizenspekulanten der deutschen Kriminologie

SEHR geehrter Herr Jäger,
Sich erhielt jüngst eine Kopie Ihres Schreibens an meinen Anwalt vom 3. Dezember, in dem Sie um ein Gespräch mit mir ersuchen, die »Hintergründe« und »Ursachen des Terrorismus« zu erkunden.

Ich habe bei der Lektüre Ihres Briefes schallend lachen müssen (es gibt wenig Erheiterndes in einem bundesdeutschen Knast) und erinnerte mich jener schönen Anekdote, die Bert Brecht in seinem »Arbeitsjournal« überlieferte: Es gab einmal einen Mann, der mit Weizenspekulationen und -verarbeitung ein ungeheures Vermögen gemacht hatte. Nicht lange vor seinem Tod überkam ihn, wie viele Ausbeuter, das Große Grausen, und er rief eine Stiftung ins Leben, welche die Aufgabe hatte, das Böse in der Welt zu ergründen. Ein Großteil des Geldes floß jenem Institut im Exil zu, das von bedeutenden Männer wie Horckheimer, Adorno, Marcuse geführt wurde. Diese nahmen dankend das Geld an und begannen nachzudenken. Sehr sehr lange. Schließlich kam ihnen die Erleuchtung: Das Böse in der Welt, erkannten sie, sei unter anderem darin zu sehen — daß es Männer gäbe, die mit Weizenspekulation Riesenvermögen machten ...

Ihr Forschungsvorhaben kommt mir ganz ähnlich vor. Denn Sie schrieben: »Diese Untersuchung ist Teil eines größeren Projekts, an dem mehrere Hochschullehrer beteiligt sind und das vom *Bundesminister des Inneren* getragen wird« (Hervorhebung von mir, PPZ).

Der *formal* verantwortliche Chef des BKA, der aber, — wie oft haben wir das nicht erleben müssen (Korruptionsaffären, Kronzeugen, Todesschuß, Kontaktsperregesetz, »Häftlingsüberwachung«)? — in der Realität lediglich der Politclown ist, der im Nachhinein die von Dr. Herold, Wiesbaden, und Herrn Boden, Bonn-Bad Godesberg, geschaffenen Tatsachen abzusegnen und vor dem uninformiert gehaltenen und mit Falschinformationen gefütterten Parlament zu vertreten hat, ist also, wie besagter Weizenspekulant Auftraggeber einer Forschungsarbeit, die ...

Sie schreiben ferner: »Unser Erkenntnisziel ist es, von der wissenschaftlichen Seite fundiertes Material für eine Politik gegen kollektive Feindbilder und die Tabuierung gesellschaftlicher Widersprüche zu erarbeiten.« Sie wissen, daß Polizeibehörden und ihr Polizeiminister kollektive Feindbilder benötigen wie das tägliche Brot. Ohne diese wären sie unnötig, ja undenkbar. Wenn Sie also, sozusagen »privat« und nicht im Sinne Ihres Auftraggebers, wirklich interessiert sein sollten an dem Wie des Erstellens von Feindbildern und am daraufhin erfolgenden Niedermachen der so geschaffenen Feinde, gehen Sie, Herr Professor, gehen Sie und schauen Sie sich den

— Prozeß gegen Brigitte Heinrich an; als Mitglied des Studentenparlaments der Uni Frankfurt dürfte Ihnen Brigitte keine Unbekannte sein;
— Prozeß gegen Adomeit und Kröcher in Düsseldorf an, der, wie in Spanien zur Franco-Zeit, auf dem Gelände von Polizeikasernen abgehalten wird, eine höchst blutige, gemeine und abstoßende Schmierenkomödie unter der Intendanz des BKA;
— Prozeß gegen Astrid Proll in Frankfurt an ...

Aber der, gerade der beweist doch, werden Sie nun sagen, daß Herr Baum ... Ja, Herr Jäger, in *einem* Fall, und das auch nur, weil die internationale Öffentlichkeit, insbesondere die britische, sehr aufmerksam zuschaut; und ist es nicht grotesk und typisch zugleich, wenn der Beobachter schließen muß, daß nur *ein einziger* Prozeß in der Republik einigermaßen »fair« geführt wird, weil der Bundesinnenminister seine Hand über ihn hält? Und was ist mit den anderen Prozessen? Was mit den anderen Gefangenen? Es gibt über 40.000 Strafgefangene in der Bundesrepublik, und es gibt etwa 150 »politisch motivierte« (so Herold) Gefangene in diesem Lande.

Während sich die Blicke auf den Proll-Prozeß focussieren (durchaus zu Recht), während der Bundesinnenminister strahlt, gar mit Herrn Mahler parliert, während Bundespropagandachef Bölling die Werbetrommel rührt und den hochbezahlten Huren aus der Staatsschutz»journalistik« Weisungen erteilt, wie steht es da mit der Kopfschußpraxis jener Terroristen, die vorgeben, den »Terrorismus« zu bekämpfen, mit den erschossenen van Dyck, Stoll, um nur die letzten zu nennen, welchem Umstand verdankt Rolf Pohle es, daß er noch — in den Kopf geschossen, lebt? Wer war und ist denn verantworlich für den brutalen und viehischen Haftstatus des schwer kopfverletzten Günter Sonnenberg, wer für »Häftlingsüberwachung« und »Hochsicherheitstrakte«?

Es kann nicht darum gehen, Strafrecht und Kriminalpolitik effizienter zu machen, also Knäste effizienter zu machen; es geht darum, sie abzuschaffen! Ein Haftstatus, wie der in der BRD für »politisch motivierte Gewalttäter« (Herold), der, wie ich es bei einem RAF-Mitglied erleben mußte, ihn von »Umerziehungslagern« für seine Peiniger träumen läßt, ihn also seinen Feinden furchtbar ähnlich werden läßt, wurde mit Hilfe *Ihrer* »Wissenschaft« — aber Herr Herold ist ein ehrenwerter Mann! — ersonnen, wird mit Hilfe universitärer Forschung (Sonderforschungsbereich 114 der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf, zum Beispiel) praktiziert.

Wie können Sie da erwarten, daß Ihnen auch nur *ein* anständiger Mensch, ganz zu schweigen von Menschen, die an einer totalen Umgestaltung der Gesellschaft in Richtung Freiheit und Selbstbestimmung interessiert sind, irgendwelche Auskünfte erteilt?

Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß auch die von Ihnen betriebenen Fächer zur Befreiung des Menschen beitragen können — aber da halte ich mich lieber an Theoretiker und Praktiker wie Jessica Hitford, Helmut Ostermeyer, Thomas Mathiesen, die AG SPAK, die Humanistische Union, an Peter Brückner und die kritisch begriffene, auf Abschaffung von Herrschaft gerichtete Wissenschaft. Nicht an Sie.

Mit den besten Grüßen und dem Wunsch nach einer
AMNESTIE FÜR *ALLE* GEFANGENEN!

Otto René Castillo:

eines tages

eines tages
werden die unpolitischen
intellektuellen meines landes
befragt werden von den einfachsten
unseres volkes

man wird sie fragen
was sie taten als
unsere nation verlosch
wie ein flämmchen
klein und allein

niemand wird sie fragen
nach ihren kleidern
nach ihrem langen mittagsschlaf
niemand will dann etwas hören
über ihre sterilen debatten
über die idee des nichts

niemanden werden ihre besseren
finanzkenntnisse scheren
keiner wird sie fragen
nach griechischer mythologie
niemand wird ihrem selbstekel
beachtung schenken
der aufkam da etwas in ihnen
zu sterben begann
den tod eines feiglings

keiner wird sie nach ihren absurden
selbstrechtfertigungen fragen
im schatten geboren
der lüge durch und durch

an jenem tag
werden die einfachen kommen
jene die keinen platz fanden
in den büchern und gedichten
der unpolitischen intellektuellen
ihnen aber täglich das brot brachten
die milch tortillas und eier
jene die ihre kleidung stopften
die ihnen die autos lenkten
aufpaßten auf ihre hunde
und gärten die für sie arbeiteten
und fragen werden sie:
was tatet ihr als die armen litten
als zärtlichkeit und leben
in ihnen verglommen verloschen?

(Ins Deutsche übertragen von P.P. Zahl)

Otto René Castillo wurde 1936 in Guatemala geboren. Mit 17 Jahren Anführer einer Schülervereinigung. Nach dem von der United Fruit Company finanzierten Sturz der sozialreformerischen Regierung Arbenz ging Castillo zum ersten Mal ins Exil, nach El Salvador. 1957 Rückkehr, Studium von Jura und Sozialwissenschaften. 1959 mit Stipendium in der DDR, studierte in Leipzig Literaturwissenschaft, heiratete eine deutsche. 1964 Rückkehr nach Guatemala. 1965 Verhaftung, ins Exil geschickt, als er einen Film über die Guerilla drehen will. Dezember 1965 illegale Rückkehr, schließt sich der FAR an. Im März 1967 gerieten Castillo und andere Guerilleros entkräftet in Gefangenschaft. Castillo wurde vier Tage lang gefoltert, dann auf Befehl des guatemaltekischen Verteidigungsministers ermordet und verbrannt.

Foto: Thomas Eichhorn

Noch ein Dichterschicksal

Von Regine Walter-Lehmann

Thomas Brasch bleibt auch mit seinem neuen Stück »Lieber Georg« nur ein sogenannter Dissident. Regine Walter-Lehmann hat sich die Uraufführung in Bochum angesehen

DIE Zeiten, in denen man mit »Dissidenten« noch die Vorstellung von etwas wie Widerstand verband, sind vorbei. Unbequem für diejenigen, die singend, philosophierend oder dichtend im »freien Westen« ihre Klage über das Dasein in der geknechteten DDR zu Gehör bringen wollen. Wer heute — frisch ausgetauscht — seine »Tagebücher aus dem Zuchthaus R.« den Verlagen anbietet, wird wahrscheinlich mit einem freundlichen »Ham wa schon fünf« wieder nach Hause geschickt werden. (Allerdings besteht noch immer die Möglichkeit, sich einen freiheitlichen Konrad-Adenauer-Gedenkpreis oder einen Bayrischen Filmpreis abzuholen.)

Thomas Brasch hatte das Glück, zu den Vorgängern zu gehören, die bei gezückten Journalisten-Mikrofonen, offenen (Verleger)-Armen und bereitstehenden Druckerpressen ihren Einzug hielten. Wenige Wochen nach seinem Umzug erschien der Erzählband »Vor den Vätern sterben die Söhne« im Rotbuch-Verlag und auf der Besten-Liste. Der schmale Band wurde als begabte Talentprobe gefeiert, ein Jahr später veröffentlichte Brasch weiteres im Suhrkamp-Verlag, er war der »Suhrkamp-Kultur« angeschlossen. Auch da konnte man noch, wenn auch schon dezenter formuliert, über seinen Einsatz im Kampf gegen unfreiheitli-

che Tendenzen nachlesen: »1968 folgt die Verhaftung wegen 'staatsfeindlicher Hetze', er verfaßte und verteilte Flugblätter gegen die CSSR-Besetzung.« Ausgesprochenes politisches Engagement findet sich, neben dieser biographischen Notiz, nicht. Dafür die Beschreibung eines Lebensgefühls, das den Nerv einer Generation (von intellektuellen Bürgern) genau trifft, grenzüberschreitend, gesamtdeutsch: so oder so enttäuscht über eine Gesellschaft, in der alle Möglichkeiten einer schöpferischen Entfaltung den Eigengesetzlichkeiten unterliegen, hier vermarktet, dort verstaatlicht, in einer Weise, die anfangs etwas ratlos als »neuer unerhörter Ton in der Theaterliteratur« umschrieben und dann doch bald auf den Begriff gebracht wurde: Braschs Neoexpressionismus. Über die Zulässigkeit dieser Zuordnung können nun die Theaterleute oder Germanisten streiten. Der neue Ton ist inzwischen so viel gehört, daß er allenfalls noch dickbäuchigen Theaterkritikern den Atem stocken läßt. Vätergeschundene Männer in der Identitätskrise legen ihren blutvollen Kopf zwischen Schamlippen, während weiße Frauenarme irre Alte erdolchen und der kalte Stern weiter um die Sonne fliegt.

Nun hat Brasch sich dem Thema Expressionismus selber zugewandt. Für das Schauspielhaus Bochum schrieb er »Lieber Georg — Ein Eis-Kunst-Läufer-Drama aus dem Vorkrieg«.

So wie er den »Dissidenten« nicht so schnell los wird, verfolgt Brasch zäh der Ruf eines hochbegabten Autors, von dem das ganz große Werk noch aussteht. Diesmal sollte es (nach Frankfurt, Tübingen, Stuttgart, Berlin) in Bochum stattfinden. Die Bedingungen waren nie günstiger: Das neue Bochumer Ensemble unter der Intendanz Peymanns, der in den Gewerkschaftszeitungen sich dicke tat mit viel Mitbestimmungsgehabe, ließ ebenso wie die Regisseure Manfred Karge und Matthias Langhoff auf große Publizität hoffen. Karge/Langhoff, prominentes DDR-Duo mit Langzeitvisum für den Aufenthalt im nichtsozialistischen Ausland, haben momentan den rareren Status: den des DDR-Urlaubers, der jetzt mehr zählt als der des Umsiedlers. Aus anderen und diesen Gründen hat wohl der Autor seine Biographie zusammengestrichen: »Thomas Brasch, 1945 in Westow/Yorkshire, England geboren. Lebt in West-Berlin«, heißt es nun schlicht im Programmheft.

Brasch's mieses Stück handelt zunächst mal vom expressionistischen Dichter Georg Heym — einem der wenigen, die sozusagen zu »Klassikern« des deutschen Expressionismus aufgerückt sind aus der großen Schar der jungen Dichtergeneration vor dem Ersten Weltkrieg, denen intensive literarische Produktivität ebenso gemein war wie die rebellische Sorge um die Menschheit, mit der es so nicht weitergehen konnte.

Heym: »Mein Unglück ruht vielmehr zur Zeit in der ganzen Ereignislosigkeit des Lebens. Warum tut man nicht einmal etwas Ungewöhnliches, auch nur, daß jemand dem Ballonhändler die Schnur durchschnitte. Ich würde ihn gern schimpfen sehen. Warum ermordet man nicht den Kaiser oder den Zaren?« Die vitale antibürgerliche Haltung und die lustvolle Erwartung von irgendetwas »Ungeheurem, einem großen Krieg, einer Revolution oder sonst etwas« erweckte gerade bei den jungen dichtenden Bürgersöhnen (und auch -töchtern) große Sympathien. Der Schlachtruf »Aber nur nicht so weiter!« — ohne sofort ein neues gesellschaftliches oder politisches Modell alternativ anbieten zu müssen, war den oppositionellen Intellektuellen lieb.

Heym hat die ersehnte und zugleich gefürchtete Welterschütterung nicht mehr erlebt. Zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges starb er einen Tod, der sozusagen günstig für ihn ausfiel: Beim Eislaufen auf der Havel brach er ein und ertrank mit seinem dichtenden Freund Balcke. Warum es günstiger ist, einen exotischen, frühen Tod zu sterben, nachdem man der ungeliebten Welt zornig ins Gesicht getreten ist, literarisch, versteht sich —, davon handelt letztlich Brasch's Stück. »Den geht bald gar nichts mehr an/Der bricht ein und ist weg«, beendet Leni (eine von den Frauen, mit denen es Heym anscheinend gelingt, ein menschliches Verhältnis zu haben) ein Gespräch mit dem Ballonflieger, der von oben herab provozierende Fragen an den Dichter Heym stellt. Es scheint, als neide Brasch dem Kollegen sein zwar tragisches, aber auch einfacheres Dichterschicksal. Der Ballonflieger: »Hatten Sie früher nicht größere Gegenstände. Die französische Revolution zum Beispiel. Jetzt sind Sie ganz privat. Ist die Luft aus Ihnen heraus, Herr Heym.«

Heym brauchte sich seinerzeit diesen Fragen nicht zu stellen. Wohl aber seine Zeitgenossen, die, wenn sie den Weltkrieg überhaupt überlebten, ihre literarischen Visionen von den realen Ereignissen bei weitem übertroffen sahen und nun auf eine andere, neu zu erarbeitende Weise Stellung nehmen mußten oder sich entschieden, einfach nichts mehr zu sagen. So erst recht — 70 Jahre danach — Thomas Brasch. »... ich weiß jetzt, daß ich ein Theaterstück schreibe, das von einem Dichter handelt mitten in einem betäubend stillen Vorkrieg zwischen den unsichtbaren Gesetzen der Ökonomie unter dem Gewicht einer alten Ästhetik«, berichtet der Autor in der Szene »Außerhalb des Spiels 1979«.

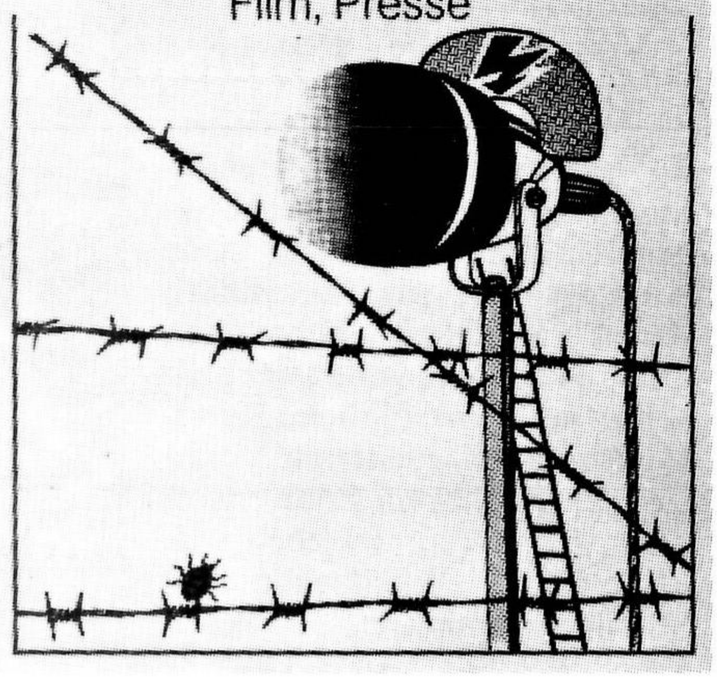
Wenn auch die Zeichen von Vorkriegs-Zeiten ähnlich sind, vergleichbar sind sie nicht. So mag Brasch's Lebensgefühl dem von Georg Heym ähneln, seine Stellung als Autor ist eher vergleichbar mit der der überlebenden Heym-Kollegen *nach* dem Krieg.

Wollte Brasch sich nicht länger maulend weltunlustig an die Seite von genialischen Frühverstorbenen stellen und sich endlich aufraffen, den koketten Flirt mit den zu pathetischen Phrasen verkommenen Menschheitsschreien des Expressionismus aufzugeben, so würde seine Rebellion spannend und er wieder aufregend werden. Damit wäre er auch den »Dissidenten« los.

Die Premiere endete mit langem Beifall, Karge/Langhoff/Brasch und ihre Sympathisanten jubelten sich gegenseitig zu. Bei den bürgerlichen Kritikern der großformatigen Zeitungen kann man in aller Ausführlichkeit nachlesen, warum. Für uns ist bemerkenswerter, daß die Reaktion des Bochumer Publikums am nächsten Tag Ensemble und Regisseure sauer werden ließ: Genervtes Zischen, lahme Lacher, Buhs und gelangweilter Applaus für diese aufgeblasene, effekthascherische, desinteressierte Inszenierung. □

medium

Zeitschrift für
Hörfunk
Fernsehen
Film, Presse



12mal jährlich Medienkritik

Einzelheft 3,50 DM, Jahresabo 42,– DM, Schüler- und Studentenabo 29,40 DM (alle Preise incl. MwSt. und Porto)

gratis für jedes neue Abo
V. Pavlov: Asylum
Ein Bilderbuch

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik
Friedrichstraße 2–6, 6000 Frankfurt/M.

Neu 1980: je 5,-
Robert Havemann 70
Fried,Flechtheim,Pohl
Zschorsch,Frei,Heinrichs,Todesurteil 1943
Israel: Kraft,Brod,
L.Marx,A.Zweig,Lasker
Schüler,Grab,Souchy
E.u.S.Pohl: Die ungehorsamen Maler der DDR
176 S.,zahlr.Abb.19,80
Kurt Hiller: Rote Ritter.Erlebnisse mit dt.
Kommunisten.140S. 12,-
H.G.Adler:Blicke 7,-
Ernst Sommer: Revolte
der Heiligen 216S 13,-
A.Koestler:Spanisches
Testament 15,-
A. Kantorowicz: I, II
Deutsches Tagebuch
zus.üb.1500 S.je19,80
Robert Havemann:Berl.
Schriften 4.A. 15,-
H.Brandt:Traum 11,-
K.A.Wittfogel: Marx.
Ästhetik 10,-
Zschorsch:Glaubt 8,-
Briefwechsel

Verlag europäische ideen
PF 246, 1000 Berlin 37

RUNDFUNK-SYSTEM

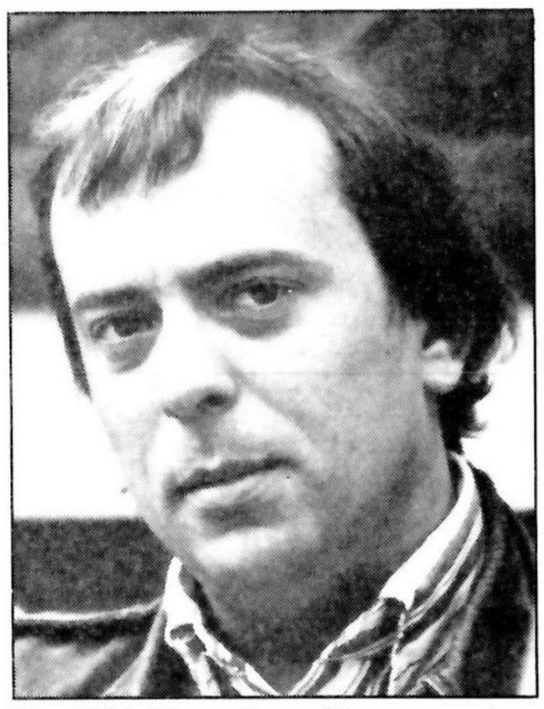
Hören wir auf, eine Fiktion zu verteidigen!

Von Karl W. Pawek

NUN bekommt also Niedersachsens stellvertretender Ministerpräsident Albrecht einen Rundfunksender für seine Auftraggeber, wie Luxemburg seinen Satelliten bekommen wird. »Die Zeit, wo ausschließlich öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten existieren konnten, die geht ihrem Ende entgegen«, frohlockte der eben wiedergewählte Vorsitzende des SFB-Rundfunkrates, Karl-Heinz Schmitz (CDU). Und die Zahl derer, die meinen, noch etwas retten zu können vom öffentlich-rechtlichen Charakter der Sendeanstalten, nimmt ab. Eine falsche Strategie lähmt.

Denn blind und taub muß man sein, hält man die gegenwärtige Organisationsform der Rundfunkanstalten für schutzwürdig. Mit welchem Recht denn sträuben sich Westdeutschlands Medienökologen gegen Werbefunk aus dem Ausland, wenn z.B. der Südwestfunk täglich zwischen 11.30 und 11.50 Uhr einen Werbeblock ausstrahlt für die Schweiz, zu buchen über einen Züricher Agenten, und damit selbst vom Werbeverbot in der Rundfunkordnung eines Nachbarlandes profitiert?

Da ist es dann auch nur folgerichtig, daß dieser Südwestfunk negative Erwähnungen der Mode-Kosmetik-Firmen Dior und Arden aus einem Fernsehfilm streicht. ('Rodeo Drive am 3.1.; ein Vorgang übrigens, der mir bedenklicher scheint als die praktizierte politische Zensur, zeigt er doch, wie gewöhnlich die Repression bereits geworden ist.) Und wenn der Hessische Rundfunk seit Februar täglich fünf Minuten mehr Werbung ausstrahlt, um »hohe Überbuchungen« abzubauen, gehen diese hohen Überbuchungen gewiß nicht auf das Konto eines kritischen Programms. Bayern III hat mit jährlich 1.306 Millionen Sekunden Reklame eine höhere Werbedichte als Radio Luxemburg — darauf mußte erst ein CDU-Schlitzohr eigennützig aufmerksam machen, weil die Linke offenbar gar nicht mehr hört, was sie verteidigt.



Karl W. Pawek weiß, was es bedeutet, sich gegen bestehende Medienmacht behaupten zu wollen: Seine alternative Programm-Zeitschrift »alles« mußte ihr Erscheinen nach drei Ausgaben vorerst wieder einstellen. Hier fordert er nun das scheinbar Unrealistische: ein Tauschgeschäft für einen besseren Rundfunk

Claus Detjen schließlich, Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, feixt sich eins: »Im Hörfunk hat der Bayerische Rundfunk 1978 1.217 Stunden kulturelle Programme gesendet, aber 4.141 Stunden Werbefunk. Beim Hessischen Rundfunk gab es im selben Jahr 992 Stunden Kultur, aber 2.923 Stunden Werbefunk.«

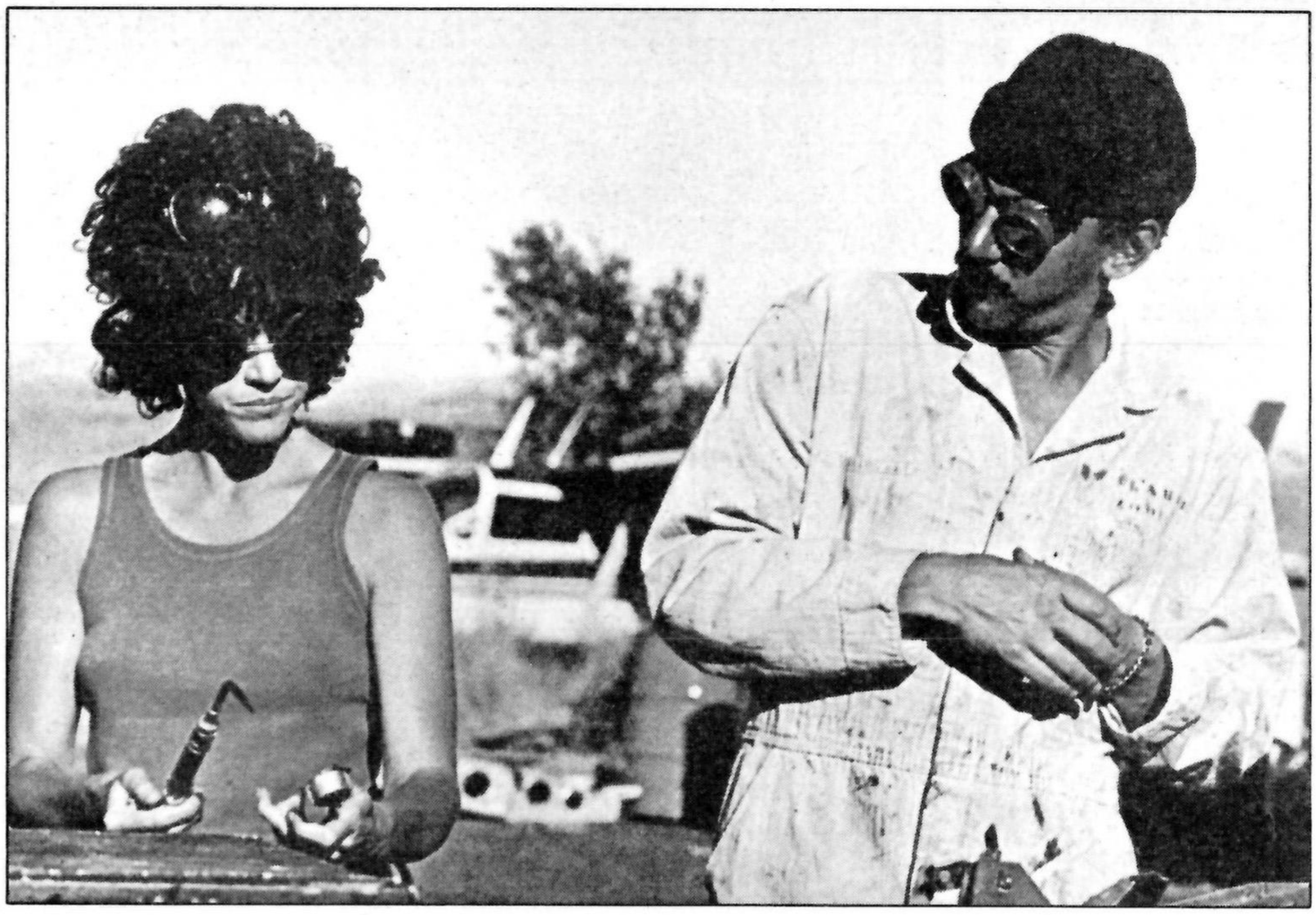
Statt eine öffentlich-rechtliche Fiktion zu verteidigen, sollten alle, die ein humanes, nützliches, gewinn- statt profitbringendes Rundfunk- und Fernsehprogramm wollen, sollten also die Christen und die Gewerkschafter und Sozialisten endlich einen wirklich öffentlich-rechtlichen Rundfunk fordern. Die Situation ist günstig, ein Tauschgeschäft bietet sich an.

Mögen doch Springer, Bauer und Burda, aber auch Mohn und Augstein ihr Profitfernsehen bekommen, wenn dafür die Einführung eines öffentlich-rechtlichen Fernsehens möglich wird durch die Garantie eines ungeschmälerten Gebührenaufkommens (dies nämlich wird der Punkt sein, an dem die Privaten nach wenigen Jahren dem halbstaatlichen Fernsehen und Rundfunk den Todesstoß versetzen wollen) und einer fundamentalen Reorganisation:

- Programmstruktur: Die Zuschauer wünschen gar nicht so sehr mehr Programme, sondern die Möglichkeit, jederzeit ein der eigenen Stimmung der augenblicklichen Lage entsprechendes Programm wählen zu können. Das Programmangebot des öffentlich-rechtlichen Fernsehens wird auf sieben Kanäle erweitert. Drei dieser Kanäle, die sich zeitweise regional und subregional trennen, werden über Gebühren finanziert: Nachrichten (einschl. Dokumentation, Wissenschaft, Kunst); Kinder-/Jugendprogramm; Öffentlicher Kanal. Daneben gibt es vier Pay-TV-Kanäle, deren Gebühren so hoch sind, daß gemeinschaftliches Sehen sinnvoll wird: drei Unterhaltungsprogramme (leicht, leicht, schwer) und ein Sportkanal mit häufigen, regional begrenzten Live-Sendungen.
- Es wird ein Werbepool gebildet, aus dem nach einem Zufallsprinzip Spots auf die Programme verteilt werden.
- Die Sender geben ihre Programme nicht mehr kostenlos an die Zeitschriften-Konzerne ab. (Man stelle sich vor, die Theater würden keine eigenen Programme drukken und verbreiten, sondern müßten alle Informationen zur Veröffentlichung an private Verleger weitergeben.) Die Etats der bestehenden Pressestellen reichen zur Finanzierung einer eigenen Programmzeitschrift.
- Aus den Aufsichtsgremien werden nicht nur die von den Regierungen und Parteien direkt entsandten Vertreter, sondern auch die zumeist parteipolitisch gebundenen Vereinsmeier verdrängt zugunsten einer echten Repräsentanz der Öffentlichkeit. Basisdemokratische Modelle für die Wahl, Organisation und Funktion solcher Gremien liegen vor.
- Journalistische und künstlerische Mitarbeiter der öffentlich-rechtlichen Anstalten erhalten ein Gehalt, dessen Höhe sich am Durchschnittseinkommen aller Bürger orientiert. Wer dann noch mitarbeitet, hat Lust und Spaß an der Arbeit.

Unter diesen Voraussetzungen läßt sich ein Programm machen, das Springer, Bauer und Burda, aber auch Mohn und Augstein fürchten müßten, könnten sie es sich nur vorstellen. Doch vorstellen kann sich dieses Programm, fürchte ich, nicht einmal die Linke. Denn wer entwickelt schon noch Phantasie, wenn er an Rundfunk und Fernsehen denkt. Die wurde nicht zuletzt durch die elektronischen Medien abgetrieben. □

So führt der SPD-Fraktionsvorsitzende in der Hamburger Bürgerschaft, Ulrich Hartmann, seinen Kampf gegen die Zerschlagung des NDR. In der »Bild«-Zeitung. Doch er distanziert sich auch gleich wieder — von beiden Medien: »Ich habe mich über bestimmte Fernsehsendungen schon genauso geärgert wie z.B. über manche Beiträge der 'Bild'-Zeitung. Aber es kommt nicht darauf an, ob ein Politiker sich ärgert. Wichtiger ist, daß die Journalisten ungehindert berichten können.« Wie bei »Bild«.



Es war einmal, 1968

Von Thomas Rothschild

»Steelyard Blues« ist kein neuer Film, aber er wird immer noch übersehen

WAS kein Geschäft verspricht, überlassen die Großverleihe den Programm-Kinos. Wenn dort allerdings ein Außenseiter wie die »Rocky Horror Picture Show« zu einem Renner wird, nehmen auch die City-Theater das allabendliche Reiskehren auf sich und setzen die sichere Einnahmequelle im Spätprogramm an.

Den »Steelyard Blues« haben sie bisher ignoriert. Den kann man nur — da aber immer wieder — in Programmkinos sehen, er bleibt ein Geheimtip. Nur vier Jahre vor der erfolgreichen Frank'n'furter-Story, nämlich 1972 fertiggestellt, gibt dieser (ungemein schöne) Film Aufschluß darüber, was sich gesellschaftlich und in unseren Köpfen in dieser kurzen Zeit verändert hat.

Auch »Steelyard Blues« ist ein Freak-Streifen. Während aber die Rocky Horror-Geschichte keinerlei Bezug zur politischen Realität ihrer Entstehungszeit hat, ist der ältere Film geladen nicht nur mit Stimmung, sondern auch mit handfester Wirklichkeit der frühen siebziger Jahre. Dem schwachparodistischen Märchen oder der Show eben steht der Blues gegenüber. Und Blues, das bedeutet Hoffnung in der Trauer, Zusammenprall von feindseliger Außenwelt und individuellem Empfinden. »Steelyard Blues« ist das letzte ehrliche Dokument der fast schon verlorenen Utopie der sechziger Jahre.

Der Stahlhof-Blues hat drei Protagonisten und für diese drei überragende Darsteller. Da ist Jesse Veldini (Donald Sutherland), der mit gestohlenen Wagen an Rennen teilnimmt, bei denen es darauf ankommt, Autos zu Schrott zu fahren, und der wiederholt ins Gefängnis muß. Da ist Eagle (Peter Boyle), ein ausgeflippter Akrobat, der beständig in Filmrollen von Fantomas bis zu Marlon Brandos Wildem schlüpft. Und da ist Iris Caine (Jane Fonda), eine Prostituierte, die das Scharnier zwischen der verrückten Welt ihrer Freunde und der bürgerlichen Welt der angeblich Normalen bildet.

Denn bei Iris verkehrt auch der Gegenspieler unserer Helden: der Staatsanwalt Frank Veldin, der zu allem Unglück Jesses Bruder ist. Natürlich soll man an das legendäre Gangsterbrüderpaar Jesse und Frank James denken. Und natürlich ist es ein Signal, wenn sich der ewig verbindlich lächelnde, in den entscheidenden Momenten aber skrupellos brutale Karrierist Frank seinen italienischen Namen amerikanisieren läßt.

Zusammen mit Jesses jüngerem Bruder und mit dem schlitzohrigen Duval bauen Jesse, Eagle und Iris ein abgewracktes Flugzeug aus, um damit in ein Land zu fliegen, wo es keine Gefängnisse gibt. Aber ehe der Freiheitstraum von 1968 verwirklicht ist, bleibt Jesse nur die Aggressionsablade in der sinnlosen Zerstörung der demolition races, in denen sich doch so augenfällig die alltägliche Materialschlacht auf den Autostraßen und in Vietnam widerspiegelte; Eagle bleibt nur die Flucht in die Phantasiewelt des Kinos (die Regisseur Alan Myerson Gelegenheit zu liebevollen Zitaten und köstlichen Parodien gibt); und Iris bleibt nur der Kompromiß mit dem Establishment. Daß sie bei ihrem horizontalen Marsch durch die Institutionen nicht vergißt, auf wessen Seite sie liegt, beweist sie mit einem Glas Whisky inclusive Eiswürfeln, das sie dem geilen Frank in die gewölbte Unterhose schüttet.

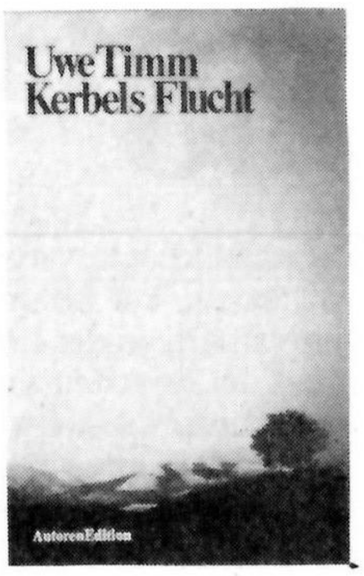
Am Schluß kommt es zum Showdown. Eine Herde von Polizeiautos, vom Teleobjektiv zusammengedrängt, nähert sich bedrohlich der abflugbereiten Maschine, wo die Gruppe noch auf Eagle wartet. Die Sache scheint entschieden. Da kommt Eagle als Westerner angeritten, an der Leine die Pferde für die Freunde. Sie reiten zum Horizont, wo ein Hubschrauber auf sie wartet.

Allzu offensichtlich unwahr ist dieses Ende. Will sagen: die amerikanische Legende vom freiheitsdurstigen Einzelkämpfer ist endgültig ins Märchenreich verbannt. »Ich bin kein Krimineller, Iris, ich bin ein Outlaw«, sagt Jesse einmal, also einer, der außerhalb des Gesetzes steht. Was der Unterschied sei, fragt Iris. Darauf Veldini: »Ich weiß nicht.« Und ironisch meint Eagle, als er einen Wächter fesselt: »Haben Sie keine Angst. Wir sind auf der Seite von Freiheit und Gerechtigkeit.« Der schöne Traum von 1968. Doch die wirkliche Macht ist beim aalglatten Frank Veldin, ist bei seinen Polizisten, die bösartig, wie einst die zaristischen Soldaten in Gorkijs »Mutter«, die neue Einrichtung der Freaks zerstören. »Du bist ein Verlierer«, sagt Iris in einer trostlosen Industrielandschaft, dem Fluchtort zahlloser Gangsterfilme, zu Jesse. Dies ist ein Film über Verlierer. Oder? Dürfen wir nicht doch davon träumen, daß uns ein Eagle mit seiner Verkleidung aus all dem Schlamassel herausholt?

Erzählt wird diese einfallsreiche, niemals aber vergagte Geschichte mit der sensiblen Kamera von Laszlo Kovacs, der farbige, nicht bunte Bilder macht. Sie nähert sich den Menschen behutsam und mit Respekt, bezieht tiefenscharf Umgebung ein, wo sie von Bedeutung ist, taucht in blaues Pastell, was für sich selbst spricht — wo die »Rocky Horror Picture Show« beständig in grellen Farben brüllt. Zügige Sequenzen überbrücken mit Humor größere Zeiträume, getragen von dem munteren Bluegrass und dem süffigen Blues von Nick Gravenites, Mike Bloomfield und Paul Butterfield. Schön, daß es die Programmkinos gibt. □

Verlag AutorenEdition
Frühjahr '80

**Der Roman Nicaraguas.
Ein bedeutendes
Werk lateinamerikanischer
Erzählkunst.**
Ca. 250 Seiten, geb. DM 29,80



**Der Bruch einer Liebe, einer
Zuversicht, eines Lebens.
Eine Generation in der Krise.**
220 Seiten, Engl. Br. DM 19,80

**Die Entwicklung eines Jungen im
„Dritten Reich" – zwischen
Chippendale und Hakenkreuz**
230 Seiten, Engl. Br. DM 22,–

Unsere Freunde die Diktatoren
Lateinamerikanische Schriftsteller
heute
Prosa · Essays · Poesie
herausgegeben von
Curt Meyer-Clason
Ca. 300 Seiten, Pb. DM 29,80

Gert Loschütz
Diese schöne Anstrengung
Gedichte
100 Seiten, Pb. DM 19,80

Foto: Peter Peitsch

»Stern«-Chef Henri Nannen

Wo warst du, Henri?

Von Ingrid Klein

Warum »Emma« vom Hamburger Landgericht prüfen läßt, ob »Stern«-Chef Nannen an einem Sommertag im Jahre 1978 an seinem Arbeitsplatz war

»IST Pressefreiheit eine Frage der Demokratie oder des Geldes?« fragte »Emma« in ihrer Januar-Ausgabe. Der Verdacht, daß Geld vielleicht doch eine Alternative zur Demokratie sein könnte, kam der Frauenredaktion um Alice Schwarzer, seit der »Stern« versucht, mit Gerichtskosten und Geldstrafen die »Emma« per Justiz auf die Matte zu legen.

Anlaß für den Streit: »Emma« hatte eine beim »Stern« übliche Heft-Aktualisierung als »Zensur« bewertet und Chefredakteur Henri Nannen dafür verantwortlich gemacht. Der ließ diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen und marschierte zu Gericht, weil erstens der Zensur-Vorwurf an einen Chefredakteur eine Beleidigung sei, die widerrufen werden müsse, und zweitens habe er die Zensur schon deshalb nicht ausüben können, weil er an dieser Heft-Aktualisierung gar nicht teilgenommen habe.

So kommt es, daß sich in mittlerweile zwei Terminen vor dem Hamburger Landgericht viele hochbezahlte erwachsene Menschen

ernsthaft mit der Frage beschäftigen: War Henri Nannen an einem Sommerabend des Jahres 1978 an seinem Arbeitsplatz oder war er nicht? Der Streitwert dieser Frage beträgt 150.000 Mark. Die Antwort kann »Emma« den finanziellen Tod bringen.

Die Verbissenheit, mit der der »Stern« die »Emma« über den Tisch ziehen will, hat eine Vorgeschichte: Im Juli 1978 findet in Hamburg der erste Sexismus-Prozeß statt. Alice Schwarzer, Luise Rinser, Inge Meysel und sechs weitere Frauen verlangten vom »Stern«: »... zu unterlassen, die Klägerinnen dadurch zu beleidigen, daß auf den Titelseiten des Magazin »Stern« Frauen als bloßes Sexualobjekt dargestellt werden und dadurch beim männlichen Betrachter der Eindruck erweckt wird, der Mann könne über die Frau beliebig verfügen und sie beherrschen.«

»Stern«-Anwalt Senfft dazu: »Allein der Blick auf die Thematik und den Anzeigenteil der Zeitschrift 'Emma', um die sich die Klägerinnen gruppieren, wird das Gericht überzeugen, daß wir es hier mit einer ganz bestimmten Gruppe von Frauen zu tun haben, die in ihrem Verhältnis zum Mann anders reagieren als die überwältigende Mehrzahl der übrigen Frauen.«

Das Gericht ließ sich überzeugen, gab den Herren vom »Stern« recht und verbeugte sich galant vor den klagenden Damen. Richter Engelschall: »Ich bewundere den Mut und das Engagement der Klägerinnen — in zwanzig Jahren würden sie vielleicht recht bekommen.« Aber wir schreiben nicht das Jahr 1998 sondern Juli 1978. In der »Stern«-Ausgabe nach dem Urteil zeichnet Chefredakteur Nannen verantwortlich für den Artikel: »Prozeß: Zehn Frauen contra Stern«.

Nicht verantwortlich, laut Impressum, ist er für den Austausch zweier Kommentare in dieser Ausgabe: Der »Stern«-kritische Diskussionsbeitrag der »Stern«-Redakteurin Ingrid Kolb zum Titelblatt-Prozeß wurde an einem Sonntagabend gegen einen Artikel zu den russischen Dissidenten-Prozessen ersetzt. Die Kolb-Meinung war zu dem Zeitpunkt bereits 169.000 mal gedruckt (in der Lesezirkel-Ausgabe des »Stern«) und wurde dann auf der üblichen Aktualisierungs-Konferenz ausgetauscht. Aber eben nicht von Nannen, sagt Nannen. Der soll an jenem Sonntag nicht dagewesen sein, wie sein stellvertretender Chefredakteur Peter Koch eidesstattlich versicherte.

Die folgende »Emma«-Ausgabe zitierte Nannen: »Die Klage hat uns nachdenklich gemacht. In redaktionsinternen Diskussionen werden auch die Gedanken der Klägerinnen als Argumente ernst genommen.« Und weiter in »Emma«: »Er vergaß dabei allerdings zu erwähnen, daß er selbst vor Zensur nicht zurückschreckte, um diese redaktionsinternen Gedanken nicht laut werden zu lassen.« Das brachte »Emma« eine Unterlassungsverfügung — und wegen eines Verstoßes dagegen — auf Antrag des »Stern« 10.000 Mark Geldstrafe ein. Und außerdem eine Gegendarstellung des »Stern«-Chefs:

»Bei der am Sonntag, dem 16.7.1978, erfolgten routinemäßigen Aktualisierung des »Stern« war ich in München. Ohne meine Mitwirkung wurde der Beitrag von dem stellvertretenden Chefredakteur Peter Koch ... ausgewechselt. Einwände gegen den Inhalt und die Tendenz des Artikels von Frau Kolb hat es auch für Peter Koch nicht gegeben. Henri Nannen.«

Den »Emma«-Frauen kam der Verdacht, daß diese Gegendarstellung in einem wesentlichen Punkt falsch war. Nannen war an seinem Arbeitsplatz gesichtet worden.

In diesem Stadium griff Joachim Hagen von der »Stern«-Rechtsabteilung klärend ein und schrieb an »Emma«: »Der Sonntag, an dem Herr Nannen in München war, ist der Sonntag nicht gewesen, an dem durch Herrn Koch der Kolb-Artikel gegen einen aktuelleren Beitrag ausgewechselt worden ist, ohne Mitwirkung, ja ohne Wissen von Herrn Nannen... Herr Nannen selbst oder sein Sekretariat haben diesen Sonntagstermin durcheinandergebracht.«

Gleichzeitig versuchte Luise Rinser, Ex-Mitklägerin gegen den »Stern«, durch einen offenen Brief an Henri Nannen zu vermitteln: »Wäre es nicht für Ihr Prestige viel besser, die Klage zurückzuziehen und einen Vergleich zu machen? Oder sogar zuzugeben (unter Umständen), daß Sie sich geirrt haben könnten???«

Das war Henri Nannen unter keinen Umständen möglich. Und so verdankt die Öffentlichkeit Henri Nannen einen Prozeß, der zu einer eindrucksvollen Demonstration milieubedingter Gedächtnisschwäche wurde.

Insgesamt sagten neun Zeugen in chronologischer Reihenfolge sinngemäß folgendes aus:

Zeuge Peter Koch, stellvertrender Chefredakteur: Nannen war nicht da. Ich habe allein entschieden. — Nannen war doch da. Aber erst ganz zum Schluß.

Zeuge Karlheinz John, Layouter: Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Zeuge Klaus-Jürgen Liedtke, Leiter der Auslands-Redaktion: Ob Koch oder Nannen entschieden haben, weiß ich nicht. Ob Nannen da war, weiß ich auch nicht mehr.

Zeugin Uta König, Redakteurin Ressort Medizin: Nannen war anwesend. Er hat über die Placierung meiner Geschichte entschieden.

Gerhard Aeckerle, Bildredaktion: Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Zeuge Thomas Walde, damals Chef vom Dienst: Ob ich auf der Konferenz war, weiß ich nicht mehr. Es kann sein, kann auch nicht sein.

Zeuge Klaus Lempke, Ressortleiter Medizin: Ich habe Herrn Nannen auf dieser Konferenz nicht gesehen. Wenn er dagewesen wäre, hätte er auch die Konferenz geleitet, das tut er üblicherweise.

Zeuge Michael Jürgs, Ressortleiter Unterhaltung (Hatte erst schriftlich erklärt, nicht an der Sitzung teilgenommen zu haben, hatte dann aber doch teilgenommen): Ich erinnere nichts aus dieser Konferenz, was nicht normal war. Nannen kam erst später in die Konferenz.

Zeuge Jörg Kujack, Journalist: Ich war nicht in der Konferenz.

Von neun »Stern«-Machern erinnerten sich drei, und das höchst unterschiedlich, an die Anwesenheit ihres Chefredakteurs. Statt einer Würdigung die Einschätzung von Susanne von Paczensky, Herausgeberin der Rowohlt-Reihe »frauen aktuell«: »Ich ziehe den Hut vor Nannen und wundere mich, wie er mit so einer vergeßlichen Mannschaft sein Blatt machen kann.« Wir uns nicht. □

Verlag AutorenEdition
Frühjahr '80

Damit Franz Josef Strauß ernst genommen wird, haben zahlreiche Autoren Satiren auf ihn geschrieben – „Aus Liebe zu Deutschland"

Soeben erschienen

Aus Liebe zu Deutschland
Satiren auf Franz Josef Strauß
Mit Grafiken, Fotos, Fotomontagen

Herausgegeben von
Heinar Kipphardt

Ca. 200 Seiten, Pb. DM 16,80

Satiren von:

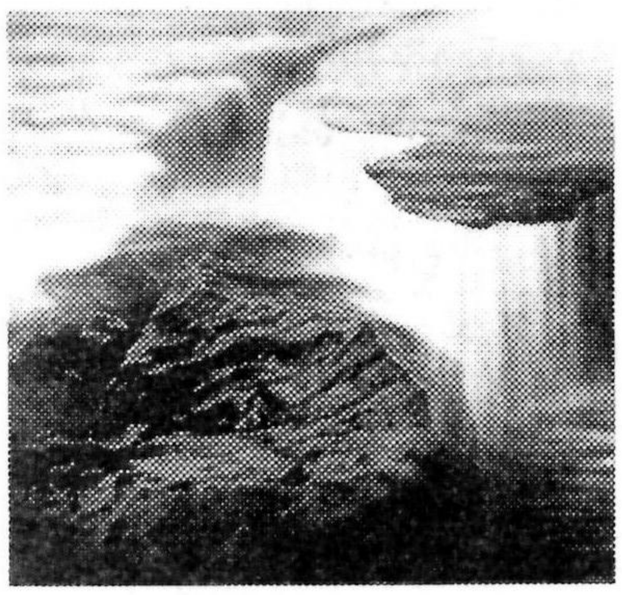
Wolfgang Bächler, Wolf Biermann, Peter O. Chotjewitz, Franz Josef Degenhardt, F. C. Delius, Bernt Engelmann, Ludwig Fels, Erich Fried, Hermann L. Gremliza, Max von der Grün, Peter Haertling, Gert Heidenreich, Helmut Heißenbüttel, Richard Hey, Dieter Hildebrandt, Karl Hoche, Rolf Hochhuth, Hanns Dieter Hüsch, Heinar Kipphardt, Alexander Kluge, Erich Kuby, Jürgen Lodemann, Peggy Parnaß, Roman Ritter, Peter Rühmkorf, Helmut Ruge, Peter Schneider, Werner Schneyder, Uwe Timm, Horst Tomayer, Thaddäus Troll, Rainer Uthoff, Henning Venske, Guntram Vesper, Klaus Wagenbach, Peter Paul Zahl, Gerhard Zwerenz

Grafiken, Fotos, Fotomontagen von:

D. Albrecht, Ulrich Baehr, Josef Beuys, Brandt/Lenze, Elisabeth Ernst, Rainer Hachfeld, Jürgen Hoffmann, Lienhard von Monkiewitsch, Wolfgang Petrick, Hans Platschek, Malte Sartorius, Carlo Schellemann, Peter Sorge, Erwin Wortelkamp, Guido Zingerl und andere.

Günter Herburger
Die Augen der Kämpfer

Roman
Luchterhand



Roman. 408 Seiten. Ln. DM 36,-

Der „Flug ins Herz" von 1977 geht weiter: als Traum nach einem anderen Leben. Es ist Literatur als „Rache, Zorn und Sehnsucht vieler."

Christa Wolf
Gesammelte Erzählungen

Luchterhand

228 Seiten. Leinen. DM 26,–

Seit langem fehlt eine Sammlung der in Einzelbänden und Anthologien verstreuten Erzählungen Christa Wolfs, die das Romanwerk und essayistische Werk von Anfang an kontinuierlich begleiteten.

Luchterhand

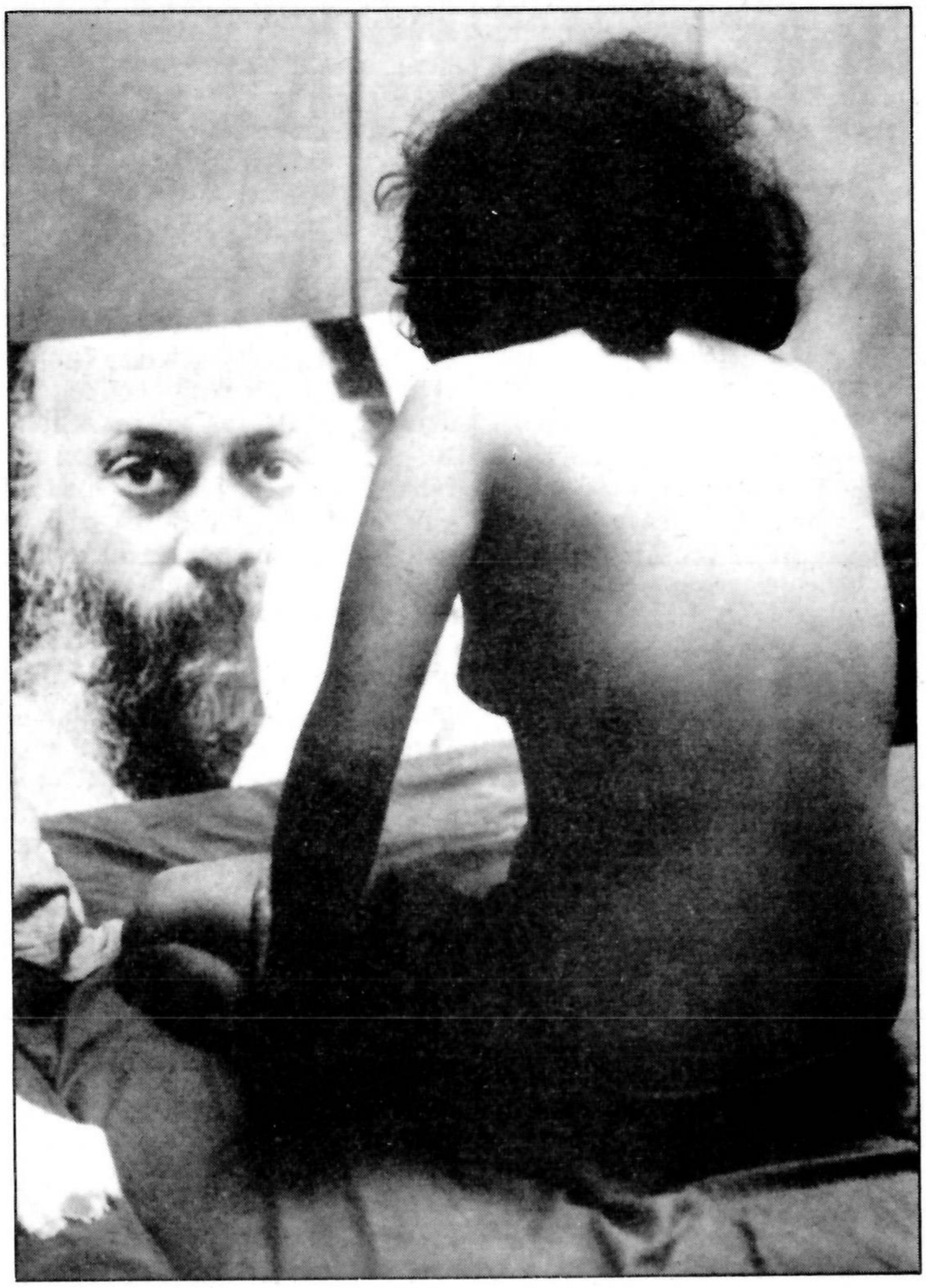


Foto: Abaton Filmverleih

Poona in Bonn

Von Willi Bremkes

Die rabiate Bhagwan-Sekte macht sich in der Bundesrepublik breit: gemeingefährlich und gemeinnützig. Willi Bremkes hat sich in einem deutschen »Ashram« umgesehn

ER ist für den Kapitalismus und für die Atombombe und über seinen Ashram, sein Tempel-Gehege, sagt er: »Hier wird es keine Demokratie geben. Alles, was ich entscheide, ist absolut.« Also schreibt Heinz Boberg in der »Zeit«: »Für mich ist er tatsächlich erleuchtet.«

Die Rede ist von Bhagwan Shree Rajneesh, einem Guru aus dem südindischen Poona, dessen Anhänger vor einigen Monaten begonnen haben, die Bundesrepublik zu missionieren. Vor allem der Ex-»Stern«-Reporter Jörg Andrees Elten sorgte dafür, daß die propagandistische Verbreitung der Bhagwan-Ideen nicht nur dem »Cosmic Power«-Verlag in Grevenbroich überlassen werden muß.

Ende letzten Jahres hatte sich Elten für ein paar Wochen von seinen Freunden in Poona von einer geschiedenen Hollywood-Produzenten-Gattin, einem Prinzen von Hannover, von Mata Hari und dem Hamburger Rechtsanwalt Jobst von Hanstein verabschiedet, um Talk-Shows, Zeitungsspalten und Veranstaltungsreisen zu poonalisieren.

Resultat: »Wenn bei uns zur Zeit Angehörige von Sektenmitgliedern mit ihren Problemen vorsprechen, handelt es sich ausschließlich um Bhagwan-Geschädigte«, sagte der Leiter der Kölner Sektenberatungsstelle. Er sollte sich zunächst einmal bei seinem Kirchen-Kollegen Strebel beschweren, einem Pfarrer, der im »Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt« Sätze schrieb, mit denen heute die Rajneesh-Jünger ihre Werbebroschüren schmücken. Solche: »Bhagwan ist eine Herausforderung an unsere verbürgerlichte Öffentlichkeit, an unsere Erziehung, an unsere Werte oder Ideale. Der Herausforderung entzieht sich am billigsten, wer ihn zum spirituellen Exoten stempelt. Ich würde keinem, der mich fragt, raten, nach Poona zu wallfahren. Aber ich würde auch keinem abraten, es zu tun, wenn sein innerer Weg das befiehlt. Und ich freue mich für jeden, der den Weg zur Fülle des Lebens findet — sei es in Poona oder sonstwo.«

Sonstwo, das ist inzwischen auch in dreizehn Städten in der Bundesrepublik. Einer

der größten Poona-Ashrams heißt »Premgeet e.V.« liegt in Lindlar-Eichholz im Bergischen Land und ist vom zuständigen Finanzamt in Wipperfürt als gemeinnützig anerkannt.

Auch in Bonn gibt es einen Ashram. Seine Sannyasins, die Erleuchteten, werben ihre Novizen in halböffentlichen »Selbsterfahrungsgruppen«. Der Bonner Tempel liegt in einem tristen Hinterhaus in der Altstadt, im Eingangskorridor die offene Toilette. Gut 40 Anhänger und Neugierige, zwischen 20 und 30 Jahre alt, drängeln sich in einem engen Verschlag, der wohl als Vorzimmer dient. Der Lokal-Guru läßt auf sich warten, die ersten werden ungeduldig. In dem allgemeinen Geschiebe beginnen sie mit ihren Meditationsübungen. Jeder Hereinkommende wird mit lautem Hallo, mit Umarmung, Steicheln und Küßchen begrüßt. Man trägt Orange, die Modefarbe des Meisters Shree Rajneesh, sei es in Form von T-Shirts und weinroten Cord-Hosen oder in Form von Anzügen, wie sie sonst nur bei der städtischen Müllabfuhr zu finden sind. Etwa zehn sind »erleuchtet« und haben die Mala um den Hals hängen, ein Emblem mit dem Bild des Bhagwan.

Und plötzlich steht er unter uns: Swami Shantananda, genannt Shanty, der Bonner Meister. Am Tempeleingang kassiert Ma Haripriya (niemand hat sich mit bürgerlichem Namen vorgestellt) erst einmal von jedem 10 Mark Eintritt. Shanty, das Schlitzohr, weiß warum: »Damit kann ich mir jetzt einen schönen Abend machen.« Seine Jünger lächeln verständnisvoll, die Gäste vielleicht noch etwas gequält.

Rund die Hälfte ist an diesem Abend zum ersten oder zweiten Mal da. Erfahrene Sektenmitglieder wundern sich: »Waren wir denn schon wieder im Fernsehen?«

Wir sollen jetzt erst einmal »Kontakte machen«. So nennt Shanty jedenfalls das große Gedränge mitten im Raum mit geschlossenen Augen. Musik gibt's dabei auch noch. Danach erfolgt der Kontakt über die Augen. In einige blicke ich besonders tief hinein. Die Pupillen sind verengt wie bei Kiffern.

Nach diesem ersten Vorgeplänkel befiehlt der Guru: »Laute geben!« Aus einem anfangs monotonen Gemurmel und Singsang werden laute Schreie, die nach einer Viertelstunde extatisch ausbrechen. Einige Selbsterfahrer stehen kurz vor dem psychischen (und physischen) Zusammenbruch. Einen hat es besonders erwischt. Er zittert am ganzen Körper. Er wird vom Meister herausgegriffen. Systematisch macht Shanty seinen bemitleidenswerten Anhänger fertig, der Angst hat, ein junges Mädchen zu streicheln. Bis sich der Erniedrigte wahllos auf eine Frau stürzt und diese seinerseits aufs übelste beschimpft.

Fäkalsprache scheint überhaupt zum guten Umgangston zu gehören. Ein junger Mann, noch leicht hinkend von der dynamischen Meditation am Morgen, erzählt ausführlich seine Toilettenerlebnisse. Danach sucht sich der Guru ein neues Opfer. Wieder muß einer in die Mitte und alles geht von vorne los. Mich erinnert diese »Therapie«, wie er so daliegt und sich selbst heruntermacht, an Bilder von Gehirnwäsche bei der Ausbildung US-amerikanischer Ledernacken.

Doch in unserer Gruppe geht es munter weiter. Derjenige, der am Anfang Schwächen gezeigt hat, kommt jetzt noch einmal an die Reihe und wird bis zum Zusammenbruch getrieben. Heulend läßt man ihn in einer Ecke liegen. Zwei der Gäste gehen angewidert nach Hause. Shanty verabschiedet sie mit den Worten: »Da habt ihr schon 10 Mark dafür bezahlt, und jetzt verpaßt ihr auch noch die Orgie.«

Nun, an diesem Abend kam es nicht zu dieser Orgie. Zwar meinte der Guru, die Damen könnten den Herren ruhig mal die Hose aufmachen. Doch keiner hatte so richtig Lust dazu. Es waren wohl zu viele Gäste da. Oder sind Eva Renzis Erlebnisse im »Sexkloster Poona« (»Spiegel«) schon wieder vergessen? Bhagwan selbst schreibt dazu in »Warum«: »Laßt diese Leute nur machen, sie helfen meiner Arbeit. Das ist nichts worüber man sich Sorgen machen sollte.« (Daß Eva Renzi inzwischen die »Aktion für geistige und psychische Freiheit — Arbeitsgemeinschaft der Elterninitiativen«, einen Zusammenschluß von Eltern, deren Kinder in einer Sekte waren oder sind, unterstützt, konnte man übrigens bisher nirgends lesen.)

Mit Fotos, die eher einen Porno als einen »religiösen Film« vermuten lassen, lockt derzeit auch »Ashram in Poona«, ein überdimensionierter Werbespot für die Bhagwan-Sekte, der seit Wochen ausverkaufte Lichtspielhäuser bringt.

So ein Kino-Besuch hat allerdings gegenüber einem Aufenthalt in Poona auch nicht zu leugnende Vorteile: Erstens kann man im Kino den Bhagwan billiger betrachten als in seinem Ashram. Dort haben seine Jünger sieben Tage in der Woche zu arbeiten — für den einzigen Lohn, den Meister einmal täglich sehen zu dürfen. Zweitens darf man riechen, wie man will. In Poona dagegen wachen Schnüffler darüber, daß sich kein stinkender oder parfümierter Jünger dem Bhagwan nähert; denn Shree Rajneesh ist allergisch gegen Gerüche. Drittens ist es gesünder. Denn im Original-Ashram geht es oft deftig zu, »Therapien« werden, schlimmer noch als in Bonn, nicht selten mit brachialer Gewalt absolviert (und die Reklame-Filmer machen erst gar nicht den Versuch, etwas von der Brutalität zu vertuschen). (Solch ein »Encounter« kostet übrigens für Poona-Pilger 300 Mark die Woche.) Kinobesucher, die bei diesen Szenen pfeifen, werden von den bei jeder Filmvorführung anwesenden Sannyasins auch gleich Prügel angedroht.

Militanz auch in der Ideologie: »Ich will euch alle Weltbilder kaputtschlagen«, predigt Shree Rajneesh, und setzt seins dagegen — ein Konglomerat aus Zenbuddhismus, tantrischem Hinduismus und einer Prise Christentum. Wegen Verbreitung von Irrlehren mußte er in Indien seinen Uni-Lehrstuhl räumen. Heute schwärmen junge, hübsche Frauen vor der Kamera für seine Weisheit.

Kein Hauch einer kritischen Frage stört die filmische Harmonie; auch wenn gezeigt wird, wie der Bhagwan die 150 Meter von seiner Wohnung zu einem Kundgebungs-Podium im 350iger Mercedes zurücklegt, kommentiert das der Sprecher als südindische Selbstverständlichkeit.

Zum Schluß des Films kommt noch einmal Jörg Andrees Elten zu Wort: »Das Leben in Ashram mag für Außenstehende wie ein Irrenhaus mit kosmischen Verbindungen wirken.« Hoffentlich. □

Deutschland: ist das noch unser Land?

Eine junge Lehrerin verläßt die Bundesrepublik. Ihr provokanter Bericht:

Dies ist nicht mein Land

Eine jüdische Mitbürgerin, nach dem Krieg in Deutschland geboren, verläßt im Jahr 1979 die Bundesrepublik – und geht nach Israel. Sie ist mit deutschen Kindern zur Schule gegangen, hat mit deutschen Kommilitonen studiert, schließlich fünf Jahre lang deutsche Schulkinder unterrichtet. **Ihre Erfahrungen faßt sie in einem Satz zusammen: „Ihr habt euch nicht geändert!"**

Die Geschichte der Lea Fleischmann ist nur auf den ersten Blick die Chronik einer nicht erlebten Integration, tatsächlich ist es eine ebenso subjektive wie provokante Beschreibung der Art, wie die Menschen in diesem Land miteinander umgehen. Lea Fleischmann ist nicht weggegangen, weil sie als Jüdin angegriffen wurde. **Sie ist weggegangen, weil sie sich nicht an einem „Demokratiespiel" beteiligen wollte, unter dessen Oberfläche die alten Regeln von Befehl und Gehorsam, Hochmut und Duckmäusertum weiterhin gelten und befolgt werden.**

Sie konnte das alles nicht mehr ertragen: diese ängstliche Angepaßtheit (und Überheblichkeit) ihrer Kollegen, ihrer Schüler, ihrer „Mitbürger". Ihre geplante Emigration hatte in der „Frankfurter Rundschau" bereits im Frühjahr 1979 eine äußerst kontroverse Diskussion ausgelöst.

Ihr Buch wird jetzt eine neue Diskussion (u.U. eine weitere Polarisierung innerhalb der Linken) verursachen.
Denn Lea Fleischmann stellt unsere Identität als Bürger dieses Staates erneut und total in Frage.

Das Buch ist im Hoffmann und Campe Verlag erschienen, hat 272 Seiten und ist in allen linken und guten Buchhandlungen für DM 14.80 zu bekommen.

REISE

Liebesgrüße nach Moskau

Von Henning Venske

Was einem Bundesbürger widerfährt, wenn er mitten im »Kalten Krieg« die Sowjetunion besucht

KURZ vor Ladenschluß — Sonnabendmittag — kaufte ich mir eine Pudelmütze und die längsten Unterhosen meines Lebens. Die »Welt«-Meinung dieses Tages drückte sich in der Schlagzeile aus: STOPPT DIE SOWJETS JETZT. Und am nächsten Morgen WamSte es: JETZT VERLEGEN DIE RUSSEN DIE TRUPPEN NACH MITTELEUROPA. Ein prächtiger Tag, um nach Moskau zu fliegen. JETZT!

Die Sowjets verzichten darauf, mir ihren Stempel in den Paß zu drücken. Ein staatlicher Hoheitsakt weniger. Vielleicht soll mir damit die schwachsinnige Fragerei bei einer Einreise in die USA erspart werden ...?

Die Uhren gehen zwei Stunden vor. Nicht nach. Das ist zu bedenken. Coolen Journalismus kann ich nicht praktizieren, Stenoblock und Diktaphon habe ich gleich zu Hause gelassen. Will herausfinden, ob das linke Bewußtsein eines BRDlers mehr beinhaltet als nur Theoriefestigkeit gegenüber Franz Josef Schmidt & Helmut Strauß, will wissen, warum meine Sympathien hier immer noch angebunden sind. Werde sehen, was sich im Gehirn festschreibt.

Wie fast jedes Haus, das ich in den folgenden Tagen betrete, ist auch das Intourist-Hotel überheizt. Ein Mercedes mit »Ich bin Energie-Sparer«-Aufkleber ist nirgends zu entdecken. »Kommunismus« — so Lenin — »das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes«. Der »Träumer im Kreml« (H. Wells) hat sich offenkundig durchgesetzt. Aber die Angst vor Kernkraftwerken und Atomstaat kann er mir leider nicht mehr wegdiskutieren.

Die Bar existiert nur für Valuta-Zahler. Der erste, mit dem ich einen Wodka trinke, stellt sich als Getreidehändler aus Hamburg vor. »Boykott unterlaufen?« frage ich. Er, grinsend: »Die spinnen doch.« Als ich antworte: »Von Menschenrechten tönen, aber Menschen von der Lebensmittelzufuhr abschneiden wollen ...« gibt er einen aus. Bezahle mit D-Mark, kriege Dollars raus, lege mich ins russische Bett und träume von kriegerischen Afghanen auf einem fliegenden Ölteppich.

Wachablösung vor Lenins Mausoleum. Minus 20 Grad. Der Offizier zieht dem Soldaten die Mütze über die Ohren, klappt ihm den Mantelkragen hoch. Eine liebevolle Geste, durch und durch defensiv, ganz und gar unmilitärisch. Die Schlange der Wartenden ist auch heute mindestens zwei Kilometer lang. Seit über 50 Jahren geht das so: täglich 15.000 lebendige Menschen, die den toten Lenin sehen wollen. Eine Wallfahrt aus religiösen Motiven? Unsinn. Der Mann ist nach wie vor verantwortlich. Ist irdisch und nicht himmlisch, er fordert Analyse, Adoration. Warum will ich ihn eigentlich sehen? Oh Mann — wer kann schon auf jeglichen »Glauben« verzichten ...

Ein Großvater will seinem Enkelkind die Kälte nicht zumuten. Die beiden stapfen an der Schlange vorbei, gehen hinein. Niemand meckert über dieses Vordrängeln. Wahrscheinlich weiß man hier nichts vom Jahr des Kindes.

Mütze ab. Schwarzer Marmor, langsam die Treppe hinunter: Lenin im Sarkophag. Die befürchtete Peinlichkeit bleibt aus. Der Gedanke an Voyeurismus ist vergessen. Sarkasmen haben keine Chance. Da ruht einer aus vom Denken. Seine Gedanken sind auch in meinem Kopf. Und Jimmy Carters — sollte er wider Erwarten welche haben — sind es nicht.

Dann die Gräber an der Kreml-Mauer. Blumensträuße. Auch einer für Stalin. »Nur wer ein großes Ziel vor Augen hat, kann auch große Energien entfalten« hat er mal gesagt. Welches Ziel hat Strauß?

BONN WILL MOSKAUS SCHWÄCHE NUTZEN, verkündet »Die Welt« an diesem Tag. Da kann man nur in die Oper gehen. »Jolanthe« von Tschaikowsky. Eindrucksvoll, daß auch die Genossinnen und Genossen Sänger meine 25 Jahre alten Vorurteile gegenüber dieser Art von Entertainment nicht überspielen können. Und das anschließende Ballett vom gleichen Meister — Quasimodo jagt Romeo und Julia oder so ähnlich — beweist: Keine(r) der auf der Bühne Tätigen leidet unter Gelenkrheumatismus.

Aber daß BONN ÜBER MOSKAU BESTÜRZT ist, wie »Welt«-Leser am 24. Januar erfahren, kann am Theater allein nicht liegen. Denn da spielt man Turgenjews »Ein Monat auf dem Lande« so delikat, sind Schauspieler(innen) und Regie so einfallsreich, werden Nuancen so gekonnt herausgearbeitet, entsteht eine Atmosphäre, daß man auf das Verstehen der Wörter getrost verzichten kann.

Da spielen Studentinnen und Studenten aus dem vierten, dem Abgangsjahr einer Schauspielschule in ihrer eigenen Bearbeitung »Mowgli« nach Rudyard Kipling. Begeisternd. Die Qualität der Schauspiel-Ausbildung kann uns nur mit Neid vollstopfen, und Tabakoff, ein auch international sehr renommierter Darsteller, verzichtet auf manche Annehmlichkeit des Star-Seins zugunsten dieser Nachwuchsförderung. Man merkt's.

Da spielt man (in Leningrad) ein satirisches Zeitstück — »Energische Leute« — um Gauner, Schieber, Spekulanten so exzellent und irrsinnig komisch, wie es nur wirklich talentierte Leute nach harter Probenarbeit fertigbringen. Und da spielt man »Hanoma«, ein Singspiel aus Georgien, ein grusinisches »Hello Dolly«, sehr flott und zum großen Vergnügen des Publikums, das seit fünf Jahren keinen Platz unbesetzt läßt.

Theatralische Unzulänglichkeit kann also kein Anlaß zur »Bestürzung« sein. Vielleicht aber mangelnde Qualifikation der in den Zuschauerräumen Versammelten? Da sehe ich Köpfe und Hände, wie man sie in der BRD nur auf Gewerkschaftsversammlungen beisammen findet (und manchmal nicht mal dort). Da sitzen Menschen, die ganz selbstverständlich und sachverständig ihr Recht auf Kultur wahrnehmen — und mir fallen die vielen ein, die bei uns via Lohnsteuerkarte den großbürgerlichen Theaterpopanz finanzieren müssen, um dann per Eintrittspreis vom Genuß ausgeschlossen zu werden. Führte man einem russischen Theaterpublikum das Imponiergehabe im Hamburger Staatsopernfoyer oder die aufgeplusterte Indolenz eines Faust-Gala-Premieren-Publikums vor Augen: es könnte sich wohl nur schwer zwischen Erstaunen und Amusement entscheiden.

In Gesprächen mit Schauspielern und Regisseuren kriegt man was zu hören von marxistischer Ästhetik und von der Klassik, die nicht nach Belieben aufgeblasen oder zurechtgebogen werden darf. Das Fehlen guter neuer Stücke wird auch hier beklagt. Die intensive Beschäftigung mit Stanislawsky oder Mayerhold wird — 50 Jahre danach — immer noch als »wesentlich« bezeichnet, eine Auseinandersetzung mit Brecht scheint nicht aktuell. Die Restauration von Stanislawskys altem Künstlertheater ist kurzfristig gestoppt, weil die Arbeiter mit den Olympiabauten beschäftigt sind. Die lesen eben nicht die »Welt«: CDU FÜR CARTERS OLYMPIABOYKOTT. Aber an die Olympiade 1936 denken unsere Herren gerne zurück, gell? Und 1972 — während Mark Spitz Goldmedaillen en masse für Amerika aus dem Wasser holte, brach das Pentagon alle Rekorde im Abwerfen von Napalm und Splitterbomben über Vietnam. Schon vergessen?

Keineswegs unbeschadet von westlicher Berichterstattung suche ich in allen Menschen, die ich kennenlerne, entweder den scharf dressierten Funktionär, oder den potentiellen Dissidenten. Vergeblich. Noch nie erlebte Gastfreundschaft deckt den Tisch, füllt die Gläser, und auf jede Frage gibt's auch eine Antwort. »Afghanistan?« — »Massives militärisches Engagement der Amerikaner in jener Gegend einerseits und Aufrüstung in Westeuropa andererseits — es wurde Zeit, uns zu schützen.« Nur eine Schutzbehauptung? Das wohl nicht.

»Und Sacharow?« — »Wer?« — »Sacharow!« — »Ach der. Was soll das wehleidige Geschrei? Ein Propagandist der Gegenseite

Foto: Stern/Carp

ist nirgends gern gesehen.« Und dann darf ich schweigen zu Haiti oder Chile, darf mir was von Berufsverboten und Diffamierung von Schriftstellern im Bundestag anhören und auch davon, daß die Oldenburger Universität nicht den Namen Carl von Ossietzkys führen soll. Hätte ich das Thema nur nicht angefangen.

Meine Gesprächspartner sind offensichtlich stolz auf die Fortschritte ihres Landes. Aber aggressiv sind sie nicht. Eine Spur Mitleid von uns und unserer Konsumfalle glaube ich zu entdecken. Krieg und Frieden stehen bei diesen Menschen jedenfalls nicht zur Disposition. Sie haben Angst, hören sie von Dreggers Tiraden. Und sie begreifen sofort die Gefährlichkeit des Unsinns, wenn Strauß davon redet, es sei »lebensgefährlich« für die BRD, eine Vermittlerrolle zu übernehmen, statt bedingungslos den USA zu folgen.

Die alte Garderobenfrau in einem Leningrader Kulturpalast trägt mehrere Orden auf der Kittelschürze. Sie hat sie erhalten für ihren Beitrag zur Verteidigung der Stadt. Welch ein Unterschied zu denjenigen, die heute bei uns von »Pflicht« und »Gehorsam« schwadronieren und sich dabei nicht der Orden schämen, die ihnen für die Beteiligung am Überfall und für den Beitrag zum elenden Tod von über drei Millionen Menschen in dieser einen Stadt verliehen wurden ... Jetzt hütet sie die Mäntel an einem staunenswerten Ort. Einem Massenkommunikations-Haus mit den Ausmaßen des Hamburger Hauptbahnhofs und mit 250 Angestellten, die so ziemlich allen Interessen, die in einem Stadtteil auftreten, gerecht werden können: vom Tiefseetauch-Club bis zur Senioren-Blaskapelle, vom Tischtennis bis zur Arbeiterin, die hier dreimal in der Woche ihre Vorliebe für Operettenkoloraturen pflegen kann. Der Direktor — mit einer Physiognomie, wie man sie in der BRD bestenfalls einem Vorarbeiter zubilligen würde — hat im vollendeten Understatement (wie es nur möglich ist, wenn wirklich eine große Leistung vollbracht wurde) Aufbau und Funktion des Hauses geschildert hat. Hat auch nicht vergessen, zu erwähnen, daß so ein Kulturpalast in jedem Leningrader Stadtbezirk steht, und es gibt viele Stadtbezirke in Leningrad.

»Unfaßbar«, flüstere ich meinem Nachbarn zu, »daß wir in unseren Medien immer nur ganz andere Dinge vorgeführt bekommen.« — »Stimmt«, sagt der Direktor auf deutsch, »wir müssen für den Frieden arbeiten.« Das Wort klingt für den Bundesbürger hier seltsam realitätsbezogen. Als habe er es lange nicht gehört.

Letzter Abend. Ein russisches Restaurant mit einem Balalaika-Ensemble. Nun ja — vielleicht würde ich meinen Besuch aus der UdSSR entspannungshalber auch mal zum Zillertal-Orchester führen. Zwischendurch erklettert ein enthusiasmierter Franzose die Bühne und singt ohne Begleitung französische Volkslieder. Es beginnt mich zu nerven. Nach 20 Minuten hört er auf. Donnernder Applaus, Druschba-Rufe. Und dann erheben sich spontan die tafelnden Gäste und singen die Marseillaise.

Es ist der Tag, an dem die »Welt« mit der Schlagzeile aufwartet: EISIGER EMPFANG IN FRANKREICH FÜR SOWJETMINISTER! □

Es soll Leute geben, die Theo Sommers journalistische Bravourakte in der »Zeit« nur noch deshalb lesen, um herauszufinden, an welcher Stelle dieser Leit- und Geburtstagsartikel Hermann L. Gremliza sich demnächst einhaken wird, den Theo untern und auf den Arm nimmt und »den Esel aufs Glatteis führt«.

Der Chefredakteur der »Zeit« gehört zu den Lieblingsobjekten des Herausgebers von KONKRET, und wenn Walter Benjamin einmal behauptet hat: »Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet«, so befinden sich das Schlachthaus und die Garküche des Polemikers Gremliza monatlich auf der letzten Textseite von KONKRET. Nicht selten ist da schon »Theo« zubereitet worden. Denn wo Sommer seine humanistische Bildung ins Kraut schießen läßt, hält Gremliza reiche Ernte. Gremliza drischt immer die Phrasen derer, die sie für Blüten des Stils halten — bis er die Spreu vom Weizen getrennt hat. Meistens Spreu und nicht nur Sommers.

Von der »Zeit« bis zur »Welt«, von der »FAZ« bis zur »UZ«, vom »Spiegel« bis zu »Bild« — vor Gremliza sind sie alle gleich: Fundorte, wo er zugreift. Ohne den »bösen Blick« des Satirikers, den empfindliches Sprachempfinden schärft und soziale Empörung lenkt, gelänge es ihm wohl kaum, dem täglichen Sprachmüll der Presse eben jene Beutestücke zu entreißen, die er, umschlossen vom Salz seines Witzes, zum Erschrecken und Entzücken seinen Lesern vor Augen führt.

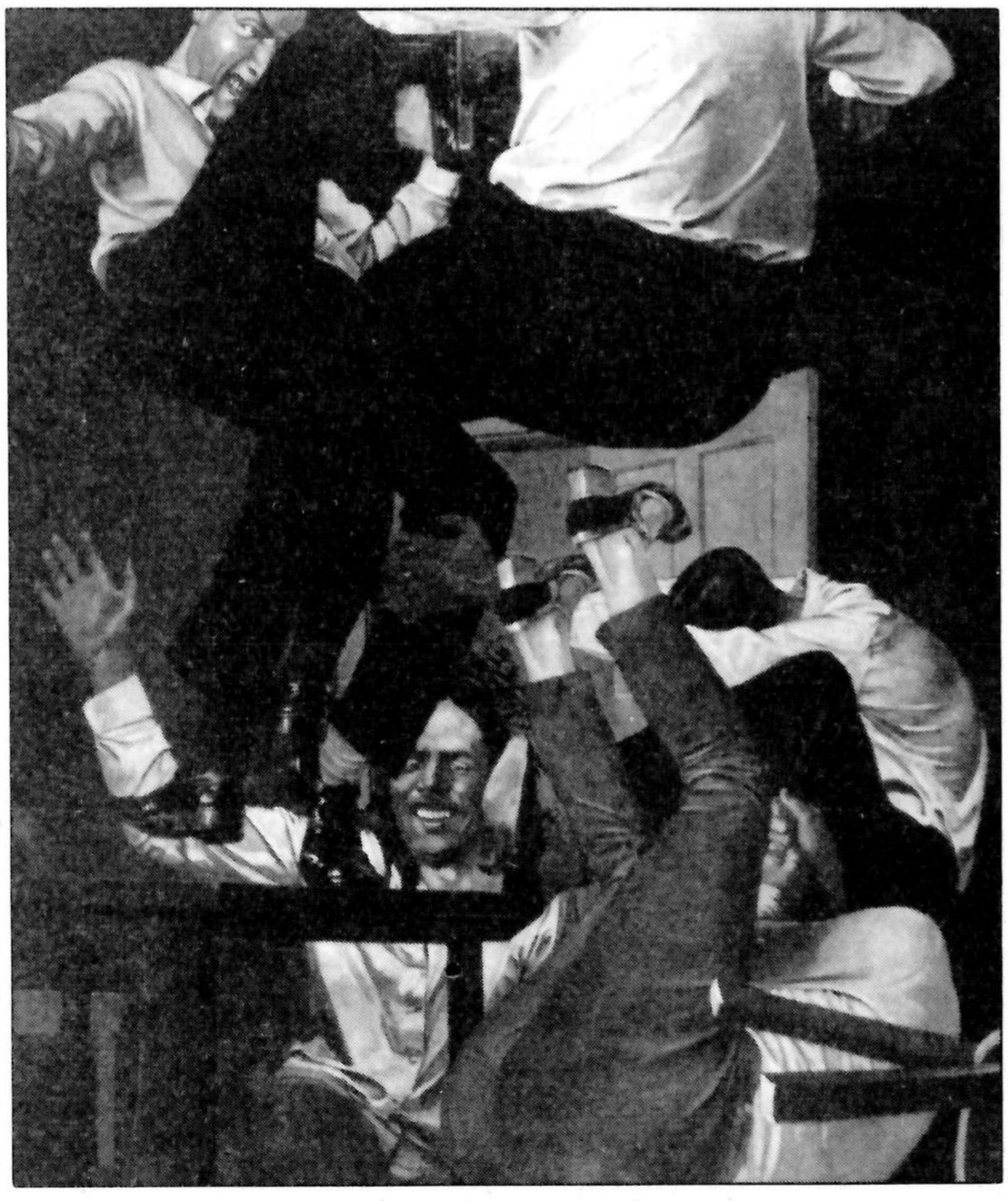
Wolfram Schütte in der »Frankfurter Rundschau«:

Ein Korrepetitor

Was Gremliza da, im Laufe der Zeit, petrifiziert hat, ist nichts anderes als ein Presse-und Gesellschaftsporträt der Bundesrepublik, verdichtet in Zitaten, hinter denen sich ein Abgrund von Gedankenverrat, Dummheit, Lüge und Schmökkerei auftut. Der in ihn hineinleuchtet (nachdem er ihn erst einmal aufgerissen hat), hat die Fackel dazu von Karl Kraus übernommen. Lieber sei er »Epigone von Karl Kraus, oft auch nur Plagiator, als einer der heutigen Zeitkritiker im Original«, hat er erklärt. Ist nicht auch dieses Bekenntnis, wie die Strategie und die Sprachform jeder seiner Glossen: Kraus entlehnt?

Puristen — von den Betroffenen ganz zu schweigen — mag der Akt, mit dem sich da einer die Maske des Wiener Satirikers überstreift, gespenstig oder sogar häretisch erscheinen. Aber nach dem satirischen und polemischen Universum, das Karl Kraus in der »Fackel« explodieren ließ, kann jeder Nachgeborene (wenn er nicht gleich davor kapituliert) nur Epigone sein, der das Arsenal des Meisters plündert, um daraus jene Waffen zu entwenden, die ihm im Tageskampf als die richtigen, treffenden und schneidenden erscheinen. Im Gegensatz zu den anderen — die vom Werk Karl Kraus' nur die polemische Sahne abschöpfen, die ihnen jedoch dann bloß zur puren Häme gerinnt — versteht der Plagiator Gremliza sein Handwerk. Ohne seinen Witz wären seine Glossen nur schlechte Imitationen. Sie sind aber sozusagen: echte. Das »rettet« sie nicht nur (vorm Verdikt der unerfüllten Anmaßung); sondern das macht auch, daß sie treffen (Gerechte und Ungerechte). Ein Vergnügen, zweifellos, allein für Kenner & Liebhaber. Die haben nun Gelegenheit, das nachzuprüfen, »was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht« und Gremliza mit der Sprache und seinem Kopf — nämlich in dem gleichnamigen Buch des Autors, der seine gesammelten KONKRET-Glossen (von 1974-1979) an jenem Ort als aktuelles Supplement publiziert hat, wo auch die Kraussche »Fackel« für den Groschenpreis von 129.- DM erschienen ist: bei dem Versand »2001«.

Hermann L. Gremliza: Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht, 155 Seiten, Versand »2001« 14 Mark.



»Misch Du Dich nicht auch noch ein«

heißt dieses Gemälde von Johannes Grützke. Zum ersten Mal sind jetzt die »grotesken, perversen, lustigen und ironischen« (»Times«) Arbeiten seiner »Neuen Prächtigkeit« in einem Bildband versammelt (Johannes Grützke, 312 Seiten, 250 Abbildungen, 2001, 20 Mark)

Auflösung von Seite 19

Sie haben recht. Selbstverständlich ist dieser Redeauszug UNSERES KANDIDATEN durch und durch echt.

Es wurde nur unwesentlich geändert: einmal das Tempus — an der Stelle über das Pressegesetz wurde aus dem Perfectum ein Futurum. Und dann in der letzte Zeile: Von »christlich-sozialem Unternehmertum« hat UNSER KANDIDAT so nicht gesprochen. Nachzulesen ist diese Rede — wenn man ein bißchen hin-und herblättert, — in »Hitlers Tischgespräche«, aufgezeichnet von Henry Picker, erschienen bei dtv-dokumente ...

Foto: Yoash Tatari

Biermanns Fratzen und eine Vogue-Maske

Thomas Rothschild über zwei neue Biermann-Platten: eine von Biermann und eine von Pluhar

Foto: Teldec/Bildarchiv

KANN man Biermann singen, ohne Biermann zu sein? Man kann, wenn man kann. Die Schmetterlinge zum Beispiel haben mit ihrer Version des »Barlach-Liedes« überzeugt, und »So soll es sein — so wird es sein« verbanden sie meisterhaft mit einem Text des von den Nazis ermordeten Wiener Kabarettisten Jura Soyfer. Die Chance besteht darin, Biermann nicht zu kopieren. Abbilder wirken stets peinlich, wo das Original so nah ist. Freilich muß an die Stelle von Biermanns Interpretation eine durchdachte, eine neue Aspekte aufzeigende Konzeption kommen. Bei den Schmetterlingen sind es der mehrstimmige Gesang und der vorwärts drängende Rhythmus, die Biermanns Lieder eine alternative, eine in sich wirksame Dimension verleihen. Nicht immer gehen kosmetische Operationen so gut aus.

So kann es passieren, daß aus den Fratzen, die uns Biermann schneidet, plötzlich eine puppenhafte Vogue-Maske wird. Wenn sich nämlich die Burg-Schauspielerin Erika Pluhar über Biermann hermacht. Sie nennt sich selbst eine »verhatschte Wiener Sozialistin«, und da wird man denn doch recht unvermittelt daran erinnert, welch andere Bedeutung der Begriff »Sozialist« in Wien hat, nämlich dieselbe, für die man hierzulande das Wort »Sozialdemokrat« wählt. Und wenn Herr Stoiber in Zukunft seine merkwürdigen Gleichungen für sich behält, werden unsere Sozialdemokraten wohl auch weiterhin auf den Unterschied dringen, der sie von Sozialisten trennt.

Sozialdemokratisch also sind Erika Pluhars Biermann-Interpretationen, und sie rufen eine Chor-Fassung von »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit« aus der Weimarer Republik ins Gedächtnis, wo ein sozialdemokratischer Chor dieses Kampflied als Kirchenhymne zelebrierte. In Erika Pluhars Biermann-Versionen spiegelt sich die Kaputtheit einer kaum noch republikanischen Gesellschaft. Einer von Wien und vom Burgtheater zerstörten Persönlichkeit entspricht eine zerstörte Ästhetik.

Es sind die gleiche Melancholie, das gleiche wehleidige Selbstmitleid, das gleiche verlogene Pathos, die André Hellers eigene Schöpfungen und die Biermann-Versuche der Pluhar kennzeichnen. Und daß Heller ausgerechnet die von Biermann geförderte und produzierte Eva-Maria Hagen für die einzige bedeutende deutsche Liedermacherin hält — damit muß Biermann irgendwie fertig werden. Denn es herrscht eine unüberwindliche Kluft zwischen der sentimentalen Identifikations-Ästhetik Hellers und der auf Reflexion und Einsicht zielenden Ästhetik Biermanns.

Und mit Reflexion hat auch die Pluhar nichts im Sinne. Bei ihr — in ihrem Gesang ebenso wie im begleitenden Cover-Text — klingt nur noch kokett, was erschüttern müßte. Was bei Biermann rauh ist, wird bei der Pluhar geglättet. Sie singt für den Salon. In ihrem Habitus schlägt sich die eigentümliche Vorstellung nieder, die man östlich von Frankreich vom Chanson hat.

Während sich eine resignative Pluhar mit Biermanns alten Liedern abstrampelt, ist dieser schon wieder zwei Runden weiter. Mit seiner letzten Platte »Hälfte des Lebens« kann er erstmals umfassend zeigen, wozu er imstande ist, wenn er, befreit von persönlichem Druck und Schikanen, zu größerer politischer Objektivität (und damit letztendlich auch zu sich selbst) vordringen darf.

Die deutsche Liedermacher-Szene weist zur Zeit zwei auseinanderstrebende Tendenzen auf, die beide ihre Berechtigung und ihre Verdienste haben. Die eine, für die paradigmatisch Walter Moßmann stehen soll, sucht nach dem nachsingbaren, fest in die politische Aktion eingebundenen Gebrauchslied. Die andere, die vorbildlich von Biermann repräsentiert wird, zielt — nur scheinbar hochartifiziell — auf ästhetisch-politische Bewußtseinsprozesse, die jedoch nur aufgelöst werden können, wo bereits Voraussetzungen erfüllt sind.

Massenlieder werden Biermanns neue Arbeiten gewiß nicht werden. Aber auch Hanns Eislers schwer singbare »Ballade vom Wasserrad« ist nicht durch das »Einheitsfrontlied« widerlegt.

Über die Medien wird Biermann die Massen ohnedies nicht erreichen. In einer bemerkenswerten Einheitsfront mit jenen DKP-Funktionären, die aus Fehlern partout nicht lernen mögen, verwehrten ihm jene die Öffentlichkeit, die zwar nichts dagegen haben, wenn ein Bundespräsident Mitglied der

NSDAP war, aber entschieden rot sehen, wenn jemand das ausspricht.

Dazu kommt im konkreten Fall, daß Biermanns neue Platte für die Häppchen-Strategie unserer Rundfunkanstalten nicht geeignet ist. Dem Grundsatz der »abwechslungsreichen« Unterhaltung werden in der Regel die Bezüge geopfert, deren Sichtbarmachung mehr als einen Zeitraum von drei oder vier Minuten beansprucht, auf die aber es Biermann gerade ankommt. Es gibt Autoren, die Lebhaftigkeit und Buntheit für die wichtigsten Eigenschaften eines guten Journalismus halten. Doch Biermanns »Hälfte des Lebens« macht deutlich, daß komplizierte Zusammenhänge und Strukturen nur zu vermitteln sind, wenn man den Hörern einen etwas längeren Atem abverlangt.

Die Bezüge, die Biermann durch die Anordnung seiner Lieder herstellt (in der selbst die Pausen »komponiert« sind), erweisen sich als nicht bloß äußerlich, und so wird die gedankliche Leistung, die hinter dem Aufbau dieser Platte steckt, zerstört, wenn man nur gelegentlich ein Lied daraus zwischen Peter Horton und Kris Kristofferson drängt.

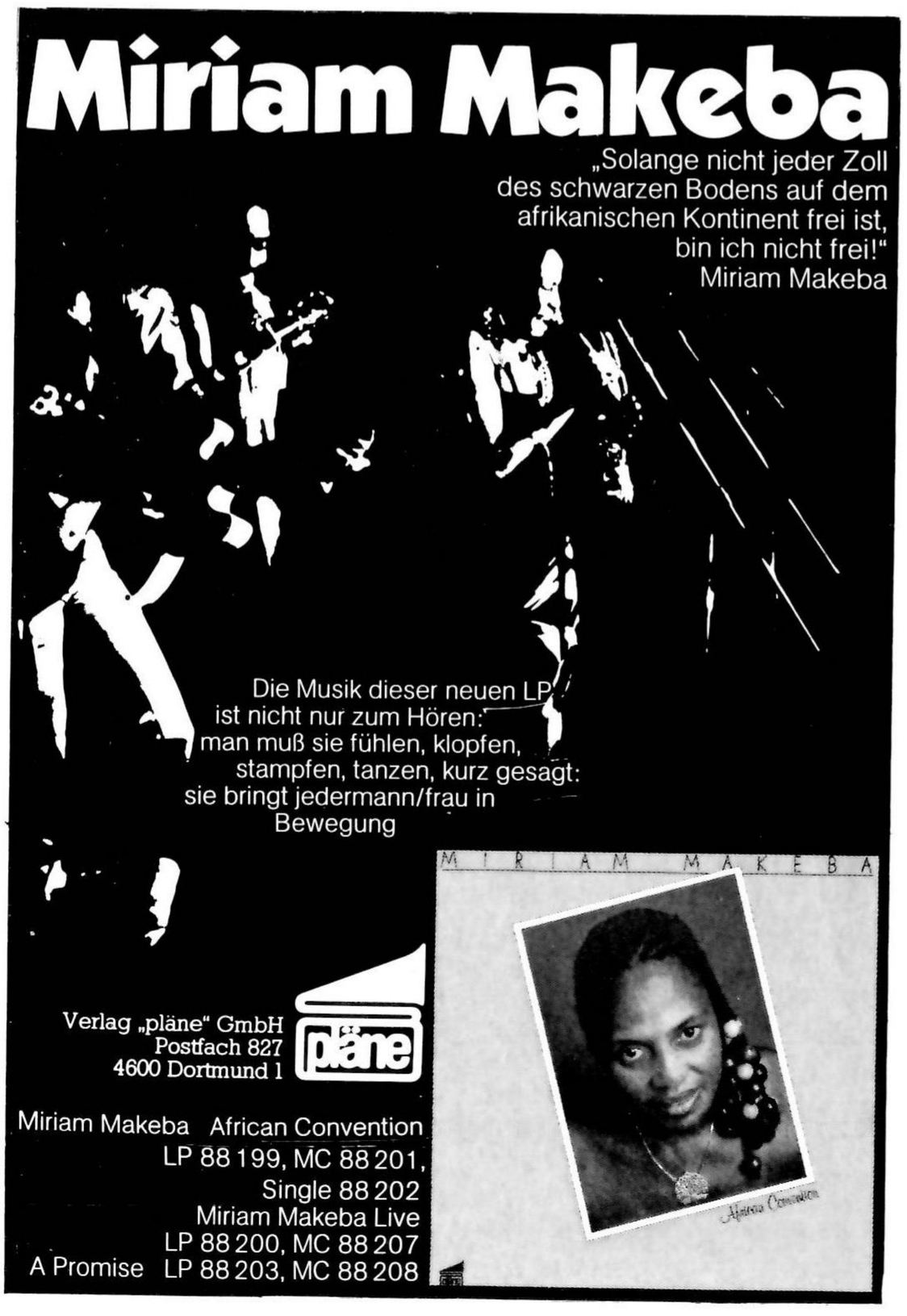
Komponist ist Biermann hier im doppelten Sinne. Einmal, indem er die Texte — nur vier von 27 stammen von ihm selbst — vertonte, und dann, indem er sie einander zuordnete. Die Texte, die aus verschiedenen Zeiten stammen, treten miteinander in einen Dialog. Was ein Lied starr behauptet, wird im nächsten relativiert. Nicht der faule Kompromiß des goldenen Mittelwegs ist das Resultat, sondern eine dialektische Interpretation der Wirklichkeit, die eben widersprüchlich ist, die Hoffnung zuläßt und Verzweiflung, Trauer und Mut, drohendes Weltenende und kämpferischen Überlebenswillen.

Um sichtbar zu machen, was verborgen blieb, geht Biermann auch nicht zimperlich mit den Texten um. Er streicht, ordnet um, ändert, wo er dadurch verdeutlichen kann. Da auf der Plattenhülle die Originale der zugrundeliegenden Gedichte abgedruckt sind, kann man so Biermanns Arbeit nachprüfen, seine Überlegungen gutheißen oder ablehnen — und das gehört zu den spannendsten Aspekten dieser Platte: daß sie nicht so sehr das Ergebnis des künstlerischen Akts wie dessen Prozeß wiedergibt. Hierin liegt auch eine entscheidende Provokation für eine bürgerliche Ästhetik, der das vorzeigbare Produkt, und sei es nur Fassade, wichtiger ist als die Arbeit, die es ermöglichte.

Um sichtbar zu machen, was verborgen blieb, geht Biermann auch nicht zimperlich mit den Texten um. Er streicht, ordnet um, ändert, wo er dadurch verdeutlichen kann. Da auf der Plattenhülle die Originale der zugrundeliegenden Gedichte abgedruckt sind, kann man so Biermanns Arbeit nachprüfen, seine Überlegungen gutheißen oder ablehnen — und das gehört zu den spannendsten Aspekten dieser Platte: daß sie nicht so sehr das Ergebnis des künstlerischen Akts wie dessen Prozeß wiedergibt. Hierin liegt auch eine entscheidende Provokation für eine bürgerliche Ästhetik, der das vorzeigbare Produkt, und sei es nur Fassade, wichtiger ist als die Arbeit, die es ermöglichte.

Deutlich wird Biermanns ästhetische Konzeption an den zwei Liedern, die er zu Texten von Helga M. Novak machte. Endet das eine (»Viele von uns sitzen noch«) auf einen halb »komponierten«, halb unwillkürlichen, kaum vernehmbaren Seufzer, so ist bei dem anderen (»Der wilde Wein«), bei dessen Interpretation Biermanns Frau Tine aushalf, ein zufällig entstandener Schluß — das Geräusch eines herabfallenden Gegenstandes — bewußt integriert. Die Studio-Situation einer Aufnahme (auch wenn sie, wie bei Biermann, in der eigenen Wohnung stattfand) wird hier nicht camouflagiert, sondern transparent gemacht. Die Distanz zwischen einer solchen ehrlichen, den Produktionsvorgang offenlegenden Kunstauffassung und der vorherrschenden perfektionistischen wird an der Tatsache deutlich, daß Rundfunkleute diesen (wie sie meinen: verunglückten) Schluß schneiden wollen.

Diesem Ansatz entspricht auch der aphoristische, offene Charakter von Biermanns Kompositionen, die ihn immer mehr den schwierigen Liedern Eislers annähern, aber auch den verqueren Chansons, die Gerhard Rühm einst für das literarische Cabaret der Wiener Gruppe schrieb. In ihrem fragmentarischen Duktus sind diese Vertonungen, die niemals bloß tautologisch den Text untermalen, von einer spröden Nacktheit, die dem barocken Plunder einer Erika Pluhar diametral entgegengesetzt ist. Mit Feeling ist da nichts. Da muß man schon den Kopf gebrauchen. □



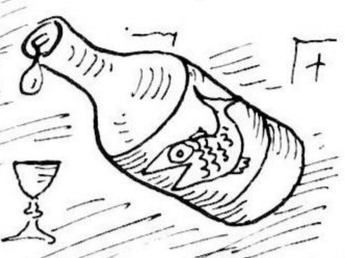
Wenn alle Brünnlein stinken....

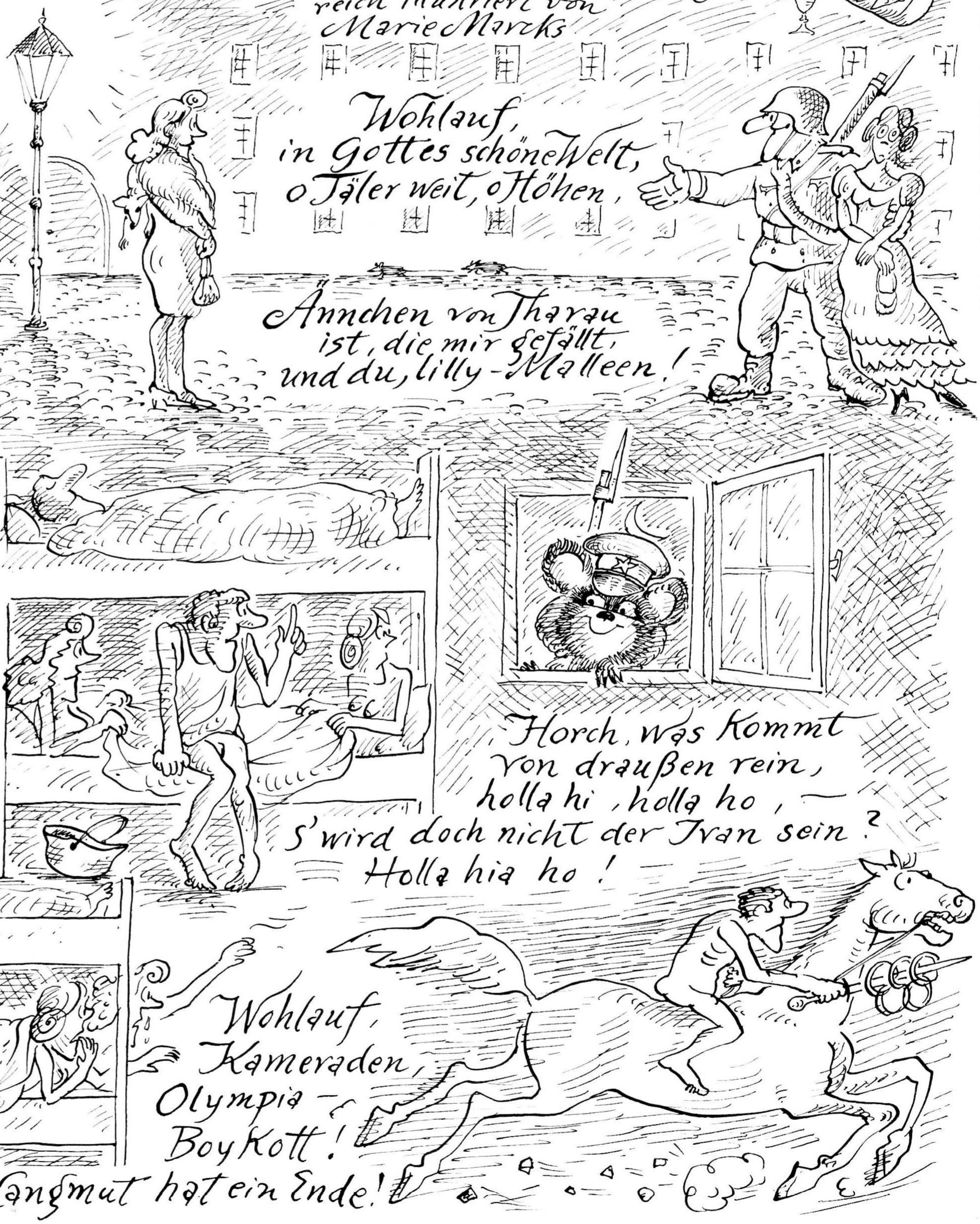
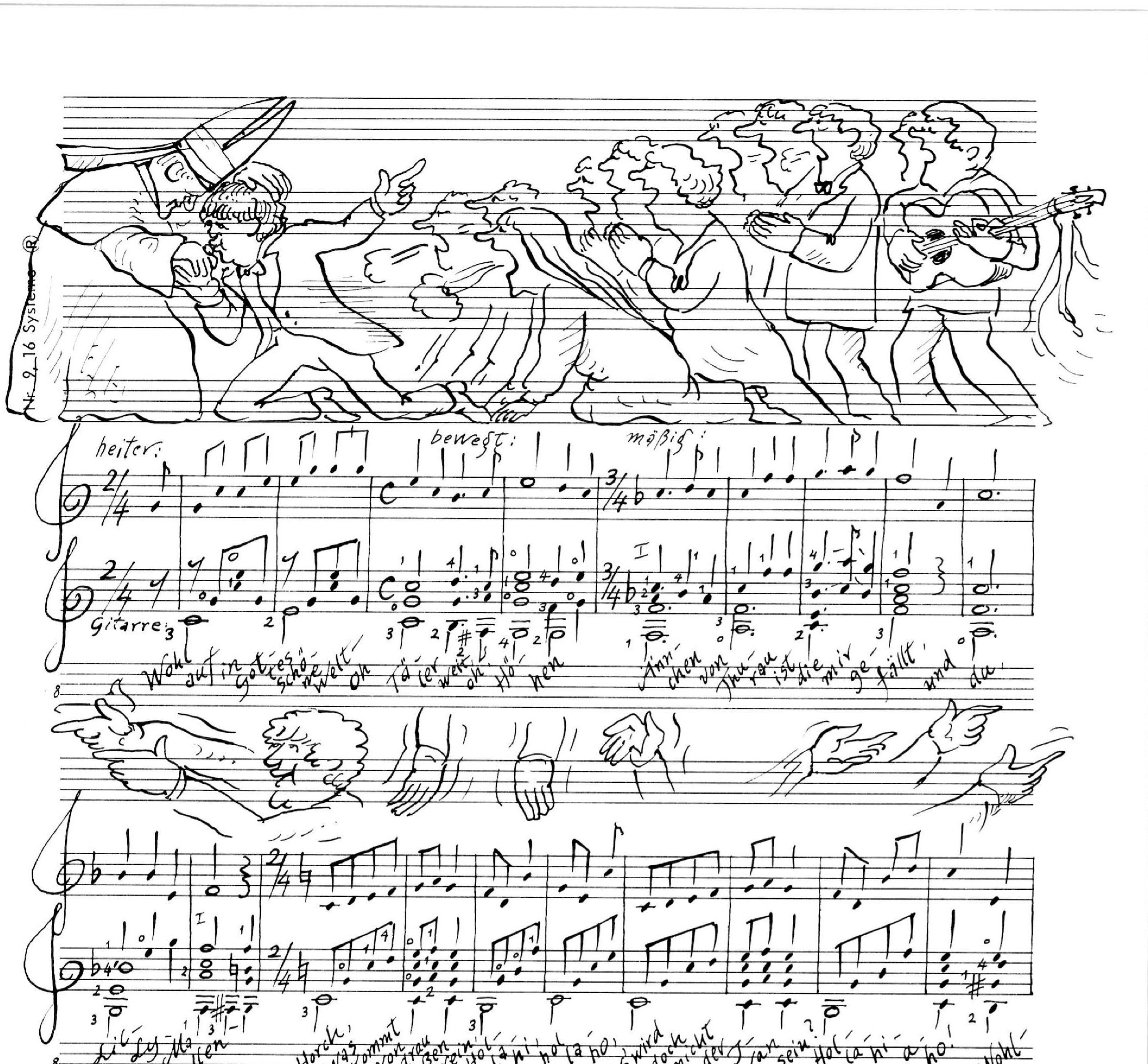
Singebuch für die Fischli-Chöre

arrangiert von Sebastian Krauch

reich illustriert von

Marie Marcks





heiter:
bewegt:
mäßig:
Gitarre
Wohl auf in Gottes schöne Welt
Ännchen von Tharau ist die mir gefällt
Horch, was kommt von draußen rein! Holla hi, holla ho, 's wird doch nicht der Jan sein? Holla hi a ho!
Marsch:
Die Landlust hat ein Ende!
Nun danket alle Gott
langsam:
Komm süßer Tod, ach komm doch her
Star Nr. 9, 16 Systeme ®

Nun danket alle Gott,
nun muss sich alles, alles wenden!

Das Gold,
es steigt,

14 Karat

Der Dollar fällt,

schenk ein den Wein, den holden.....

horch nur, rawdu rawdu!

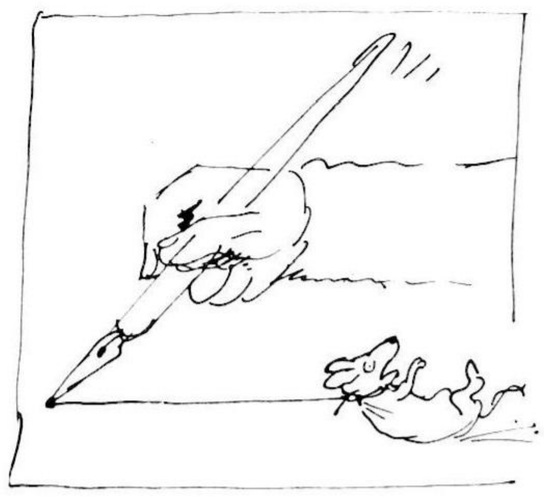
wie
Nachbars
Hündlein bellt

Führer, befiel, - wir folgen!
Komm' süßer Tod,
ach, komm doch her!

Schallt's aus
dem Deutschen Walde —
Die Straße frei! Volk ans Gewehr
— Wart' nur, bald ruhest du, — balde!

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press



In der »Frankfurter Allgemeinen«, Zeitung für Bildungsbürger und andere Analphabeten, klagt ein **Karl Korn:**

Sprache hat in diesem Lande kein hohes Ansehen. Hat man schon einmal vernommen, daß ein Inhaber und Hüter der Kulturhoheit einen erfahrenen, verdienten Lehrer der deutschen Sprache, ihrer Grammatik, ihrer Wörter und Wortbedeutungen gekannt, erwähnt, gefeiert, für das Verdienstkreuz vorgeschlagen oder mit einem Preis ausgezeichnet hätte?

Danke, zu gütig. Aber die Inhaber und Hüter der Kulturhoheit haben einfach Angst, ich könnte mit dem Verdienstkreuz Jojo spielen und das Preisgeld an die internationale Vietnam-Solidarität weiterleiten. Oder meint der Korn etwa gar nicht mich? Meint er sich, den verdienten Lehrer der deutschen Sprache, der da fortfährt:

Was ist das für eine ausgelaugte Sprache voller Organisationsschematismen.

So richtig voll ausgelaugt, oder aus vollgelaugt oder irgendwas in der Richtung. Er probierts noch einmal:

Was aber gesehen werden muß, ist die Ausblutung und Verarmung der Sprache und des Sprechens durch Planungsidiome.

Was aber gesehen werden muß, ist die Ausblutung durch Idiome ...Und der Autor dieses Satzes beschwert sich über Organisationsschematismen, anstatt vor Freude mit dem Schwanz zu wedeln, weil Sprache in diesem — unserem? — Lande kein hohes Ansehen genießt, so daß sogar ein blinder Korn noch ein Huhn in der Suppe findet.

Wie Henry Kissinger ist Wörner der Ansicht, Ausgangspunkt einer Neuorientierung der westlichen Strategie müsse das Umdenken sein,

schreibt der Militär-Redakteur dieses schlecht entnazifizierten Blattes, der Oberst in Hitlers Wehrmacht **Adelbert Weinstein.** Sein Herausgeber **Johann Georg Reißmüller** brauchte sich das aber nicht sagen zu lassen, er hatte längst umdachtet:

Und dann die Sanktionen gegen Moskau. Geleitet von der falschen Vorstellung, erst das nächste Afghanistan wäre der Ernstfall, sind die meisten europäischen Regierungen wochenlang Entscheidungen ausgewichen. Doch nun kommt wenigstens in der Bundesrepublik etwas in Bewegung ... Die Bevölkerung hat sich ihren politischen Instinkt bewahrt.

Wie Reißmüller, Korn und Weinstein. Seit nunmehr mindestens siebenundvierzig Jahren. Ein wahrlich bomben- und todsicherer Instinkt, erprobt von Stalingrad bis Santiago, woher der »FAZ«-Korrespondent im Juli 1979 meldete:

Chile: Trotz Aufschwung bleibt die hohe Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaftspolitik müßte auf neuen Kurs gehen. Dazu gehört vor allem das ungebändigte Problem der hohen Arbeitslosigkeit.

Dem man aber mit Tigerkäfigen beikommen könnte, da es sich zumeist um Kreaturen handeln dürfte, für die — wie ein Freund des chilenischen Aufschwungs sagen würde — die für Menschen gemachten Gesetze nicht anwendbar sind. Schon im Januar 1980 konnte der chilenische FAZist, der sich zuerst nur »wop« nannte, nun aber seinen ganzen Willy Otten Philippengracht herausließ, Vollzug melden:

Der neue Wirtschaftskurs in Chile hat zu beachtlichen Erfolgen geführt.

Das mit dem neuen Kurs wollte sich der Pinochet halt nicht noch einmal sagen lassen. Was tut man nicht alles, um den Reißmüllers eine Freude zu machen. Und den **Frommes,** mit Vornamen **Friedrich Karl,** wie Flick, die, wenn sie nicht in Staatsschutzgeschäften unterwegs sind, bei Hüterlis der Kulturhoheit um ein Verdienstkreuz antichambrieren und, ganz nebenbei, bei mir um den Theo Sommer-Gedächtnispreis:

Die Partei, viel gescholten dafür, daß sie einerseits ein kleiner Hecht im Teich der fetten Karpen der großen Volksparteien sein will, ... ist also auf schmerzlich-schöne Weise eingekeilt in ihre Ministerwagen.

Der Verleger der »Zeit« sucht einen Nachfolger. Hier ist er.

»**Vorwärts**« — und nicht vergessen:

So einfach ist das nicht: Kommunisten muß man politisch bekämpfen, nicht aber mit fragwürdigen Methoden der Staatsgewalt. Und wenn Kommunisten einen Mißstand aufdecken, dann bleibt es auch dann ein Mißstand, wenn er von Kommunisten aufgedeckt wurde.

Da ist die sozialdemokratische Wochenzeitung aber auf einem ganz gefährlichen Weg, an dessen Ende sie auf die Frage stoßen könnte, was mit dem Mißstand sei, den dieser Kommunist Marx aufgedeckt hat. Und das vor Helmuts Thron. Jungejunge ...

Dies ist **Thomas Kielinger** von der »Welt«, ein weiterer Bewerber um den silbernen Theo am Band:

Jimmy Carter schafft es in diesen Tagen, Afghanistan wie Pearl Harbour vor sich herzutragen. Er hat das Gefühl der akuten Bedrohung in der Seele des Volkes aufgepflanzt ... Das bringt besonders die Präsidentschaftskandidaten in die Zwickmühle. Eigentlich hätten sie die Aufgabe, Carter ordentlich Saures zu geben.

Auf das Süße, das er vor sich hertragend in der Volksseele aufgepflanzt hat. Perfekt. Nur für »Zwickmühle« hätte Theo was Lateinisches genommen.

Axel Springer junior, berichtet Axel seniors »**Bild**«, habe als Zehnjähriger ein Erlebnis gehabt:

Beim Spaziergang wollte er vom Vater »nur 50 Pfennig«. Der Vater wies zum Bahnhof, wo ein Händler die »Bild«-Zeitung verkaufte, die damals noch einen Groschen kostete. »Siehst du den Mann?« fragte er Axel. »Er verdient an jedem Exemplar, das er verkauft, zwei Pfennig. Laß uns warten, bis er fünfzig Pfennig verdient hat.«
Der Verleger und sein Sohn warteten in der Kälte 40 Minuten, bis die 25. Zeitung verkauft war. Dann erhielt Axel die fünfzig Pfennig.

Dazu fällt mir nur noch Herbert Weichmann ein, einer der sozialdemokratischen Beistrichgreise des Konzerns, der zwei Tage nach Erscheinen der Geschichte vom Verleger, der vierzig Minuten in der Kälte stand, in der »Welt« die erlösende Formel fand:

Die Ausbeutung aller durch alle muß endlich aufhören.

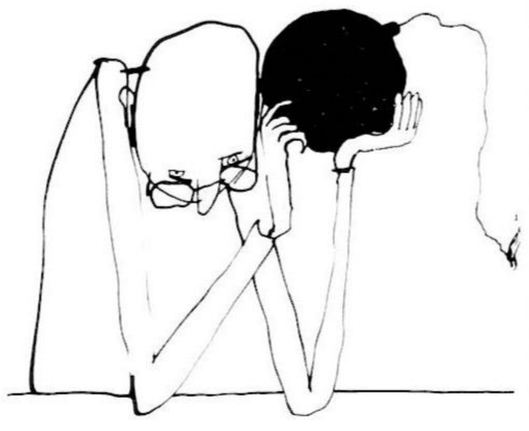
Auch die der Verlegersöhne, die vierzig Minuten in der Kälte warten müssen, bis ein Zeitungsverkäufer ihre 50 Pfennig verdient hat.

Da »Dissident« als Berufsbezeichnung immer noch nicht voll anerkannt ist — selbst die Promotion zum Dr.dissi.dent. ist noch nicht möglich, eine Schande Herr Kultusminister Maier! —, ist es nicht leicht, den **Reiner Kunze** auf den Begriff zu bringen. Doch die »Frankfurter Allgemeine« hat es gewagt:

Der Dichter Reiner Kunze

schreibt sie, als ob es gar nichts wäre. Und zum Beweis druckt sie einen Brief ab, den der frischgebackene Dichter ihr geschickt hat. Und der geht so:

Mein Herr, leider ist es mir verwehrt, Ihnen auf direktem Weg zu antworten. Die Tatsachen: vor zwei Jahren verkündete der damalige bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel die Stiftung des Bayerischen Filmpreises ... Auf diese Parallele werde ich nicht eingehen. Sie liegt auf demselben Niveau wie der Versuch ... Ich möchte jedoch davor warnen, dumpfen Emotionen dumpfe Emotionen mit umgekehrtem ideologischen Vorzeichen entgegenzusetzen ... Gegensätzliche Meinungen kann ich nur innerhalb dieser Demokratie äußern, und wenn mir diese Äußerungsmöglichkeiten beschnitten werden, kann ich mich nur innerhalb dieser Demokratie dagegen wehren.



ZEICHNUNGEN: TOMI UNGERER

JETZT NOCH NEUER!

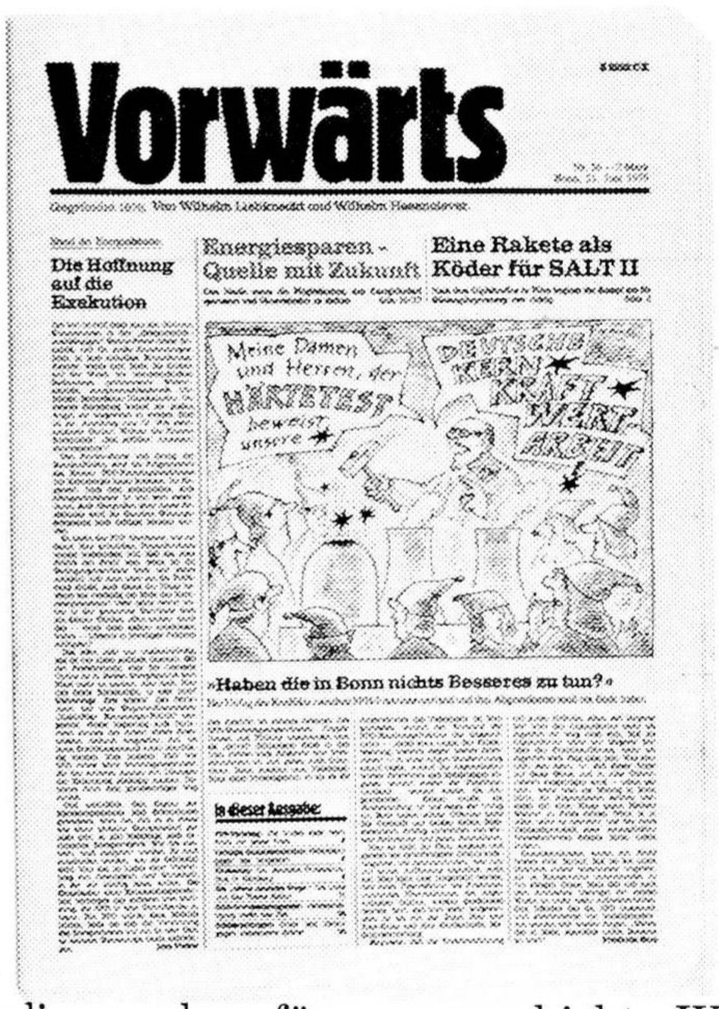
KONKRET HEFT 4 ERSCHEINT AM 27. MÄRZ '80

Lesen Sie drei Wochen unverbindlich eine Wochenzeitung, die der Zeit in manchem voraus ist.

Um es gleich zu sagen, Sie finden im Vorwärts weder die Rezension farbenprächtiger Handbücher für Schmetterlinge, noch verlangen wir von Ihnen, daß Sie 30 Seiten Stellenangebote mitbezahlen. Aber, was es mit dem neuen Film von Werner Herzog auf sich hat oder mit einer Ausstellung für Landschaftsmalerei im Münchner Lenbachhaus, das können Sie im Vorwärts nachlesen.

Wenn das neu für Sie ist, dann liegt es nahe, gleich mit einem weiteren Vorurteil aufzuräumen: dem extrem linken. Die Wahrheit ist, wir stehen dem Gedankengut der deutschen Sozialdemokratie nahe. Wer das allerdings schon für extrem links hält, der wird keinem grün sein, der nicht tiefschwarz ist.

Natürlich ist es unsere Sache, die politische Bewußtseinslage in Deutschland kritisch zu durchleuchten. Aber sollte nicht genau das ein Angebot für alle sein, die noch nicht unter der neuerdings grassierenden politischen Schlafkrankheit leiden?


Vorwärts

Die Hoffnung auf die Exekution

Energiesparen - Quelle mit Zukunft

Eine Rakete als Köder für SALT II

Meine Damen und Herren, der HEINTEST beweist unsere

DEUTSCHE KRAFT WERTARBEIT

»Haben die in Bonn nichts Besseres zu tun?«

In dieser Ausgabe:

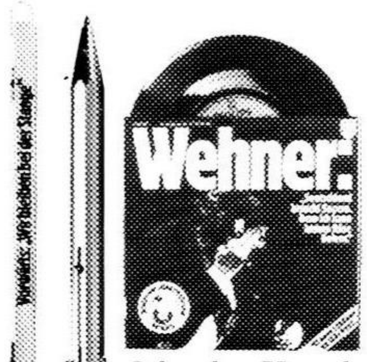
Unsere Perspektiven sind deutlich, und der Name unserer Zeitung ist unsere Richtung. Wenn Sie für Meinungen offen sind, in jeder Woche über das Wesentliche informiert sein wollen, ohne einen Mammut-Folianten von Zeitungspapier zu durchforsten, dann kann der Vorwärts eine echte Alternative für Sie werden. Wichtig ist natürlich, daß Sie sich davon Ihr eigenes Bild machen. Deshalb unser Coupon.

Völlig unverbindlich erhalten Sie von uns drei Wochen lang den Vorwärts zugeschickt. Wenn Sie sich nicht zum Abonnement entschließen können, benachrichtigen Sie uns einfach innerhalb von zehn Tagen, damit wir die Zustellung stoppen können. Der Versuch kostet nichts. Aber er kann Ihnen eine Reihe von Perspektiven eröffnen, mit denen Sie Ihrer Zeit in manchem voraus sind.

PROBIER-COUPON

Bitte einsenden an: Neuer Vorwärts Verlag, Postfach 200910, 5300 Bonn 2

Schicken Sie mir drei Wochen lang kostenlos und unverbindlich den Vorwärts. Wenn Sie danach nichts von mir hören (innerhalb von 10 Tagen), erhalte ich den Vorwärts wöchentlich zum Preis von DM 84,– pro Jahr.



Gleichzeitig erhalte und behalte ich die Vorwärts-Platte ◄ mit dem Strauß-Wehner-Rededuell. ◯

Oder den Kugelschreiber, Goldplaque, 4 Farben, als Lohn fürs Nachdenken. ◯

Oder die Zeitungs-Stange, die den Vorwärts hält. ◯

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

Name _____

Straße _____

Ort _____

Unterschrift _____ K3

KONKRET SERVICE zu Ostern: Über 50 ..

VOM ZUSTAND DES LANDES

Anita Geigges/Bernhard W. Wette: Zigeuner heute
»Die haben kein Recht, sich in Deutschland aufzuhalten,« sagte der Rechtsdezernent der Stadt Köln, Peter Schäfer, über Zigeuner. Dieser Satz fiel nicht 1933 sonderen 1976. Und was für tausende von Zigeunern in Auschwitz endet, hörte nach 1945 für die Überlebenden nicht auf. Die Verfolgung und Diskriminierung dieser Minderheit in der BRD belegen die Autoren mit vielen Dokumenten. **Das wichtigste Buch zum Thema!** Lamuv Verlag, 478 S., 24,80 Mark □

Rudolf Braun (Hg.): Der grüne Protest. Herausforderung durch die Umweltparteien.
Die aktuelle Frage: Brauchen wir eine grüne Partei? Und wie stehen die Bundestagsparteien zu dieser Frage? Antworten von Carl Amery, Erhard Eppler, Herbert Gruhl, Robert Jungk, Holger Strohm, Günter Verheugen u.a. Fischer alternativ, 192 S., **nur 5.80** □

Christoph Butterwegge: SPD und Staat heute
Mit dem Parteitag von Godesberg hat die SPD Abschied genommen von der marxistischen Theorie vom Staat und seiner Rolle als Verwalter des Stamokap in der bürgerlichen Gesellschaft. Wer, wie der Autor, behauptet, daß der bürgerliche Staat trotz Godesberg immer noch Verwalter bleibt, und das sogar fundiert belegen kann, der fliegt aus der SPD. Wie der Autor. das europäische buch, 672 S. Gutangelegte 29.80 □

Jacobi/Schmidt/Müller-Jentsch (Hg.): Arbeitskampf um Arbeitszeit
Das kritische Gewerkschaftsjahrbuch 79/80, mit Beiträgen zu allen wichtigen gewerkschaftlichen Themen des letzten Jahres. Ein Kalendarium unserer Konflikte, Siege und Niederlagen. Rotbuch Verlag 222 S., 9 Mark □

Dieter Korczak: Neue Formen des Zusammenlebens. Erfolge und Schwierigkeiten des Experiments »Wohngemeinschaft«.
An fünf Fallbeispielen zeigt der Autor die Probleme und Erfolge gemeinsamen Lebens, Wohnens und Arbeitens. Fischer alternativ, 128 S., 6.80 □

Wolf Wagner: Uni-Angst und Uni-Bluff
Schon ein Klassiker aus dem Rotbuch-Verlag und Pflichtlektüre für jeden Stud.-Anfänger, der sich nicht von aufgeblasenen Uni-Ritualen einschüchtern lassen will. Entlarvung des Hochschul-Bluffs und jede Menge praktischer u. methodischer Tips für ein sinnvolles Studium. 110 S. 6 Mark □

BAföG-Kompaß
Für jeden Studenten (auch für den, der meint, er bekomme doch kein BAföG) eine unentbehrliche Hilfe im Behörden-Wirrwarr von Anträgen und Zuständigkeiten. Auch für Schüler u. Azubis. 174 S. für ganze 9,80 Mark, die sich sehr schnell hundertfach auszahlen können! VAS Verlag Berlin, 1979. □

Lutz von Werder: Schwarze Landschaft. Berliner Erfahrungen 1966-1979
Dieses neue Buch zeichnet lyrisch, melancholisch und aggressiv die wesentlichen Veränderungen der politischen Landschaft und des inneren Monologs seit den 60er Jahren. In offener Form die wichtigsten Geschichten aus der Biografie eines Intellektuellen der revoltierenden Generation. IVA-Verlag, 158 S., 12.80 □

Werner Schlegel: Die Sympathisanten/9999. Folge
Einer, der wegen versuchter schwerer Brandstiftung sowie Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung sitzt, mal hinter Fliegengittern vor dem Fenster, mal unter Geräusch-Isolation durch mit Gummi abgedichteter Zellentür, hat seine Gedanken über den Zustand der Nation aufgeschrieben. Lyrik und Prosa aus dem Sicherheitstrakt. IVA, 152 S., 12.80 □

Michael 'Bommi' Baumann: Wie alles anfing
Selten hat ein Buch seit seinem Ersterscheinen (1975) soviel (Gerichts-)Staub aufgewirbelt wie dieses: Der jugendliche Arbeiter Michael Baumann, genannt 'Bommi', beschreibt, erklärt und kritisiert darin seine Entwicklung zum Stadtguerilla. Hier die neueste Auflage für alle, die es noch nicht kennen. Trikont, 141 S., 10 Mark □

Ein Buch wird verboten. Bommi Baumann Dokumentation
Mit Beiträgen von H. Böll, Luise Rinser, Daniel Cohn-Bendit, Volker Schlöndorff u.a.m. Gewidmet allen Zensoren: The harder they come, the harder they fall, one and for all. Ein Lehrstück bundesrepublikanischer Wirklichkeit. Trikont, 176 S., 10 Mark □

Günter Wallraff: Zeugen der Anklage - Die 'Bild'-Bildschreibung wird fortgesetzt
G.W. im Vorwort: »Dieses Buch handelt von der Willkür einer Macht, die jeder demokratischen Kontrolle entzogen ist. Es zeigt, wie Menschen in alltäglichen Lügengeschichten verhöhnt ... (und) ... von BILD in den Tod getrieben werden.« Kiepenheuer & Witsch, o.S. 16.80 □

R. Bechmann u.a.: BILD - Ideologie als Ware
Wallraff deckt in seinem neuen Buch Ungeheuerlichkeiten des Springer-Verlages auf. In »BILD - Ideologie als Ware« werden dazu die Hintergrundanalysen geliefert. Untersucht wird nicht nur, **wie** und **warum** BILD lügt und verdreht, sondern auch warum es dennoch von mehr als 10 Millionen Bundesbürgern **freiwillig** gelesen wird. VSA Verlag, 200 S., nur 12.80 □

Klaus Staeck (Hrsg.): Einschlägige Worte des Kandidaten Strauß. Vorwort: Dieter Hildebrandt.
In diesem Bändchen geht es um die Erinnerung und um Politik. Alle noch so verschrobenen, erschreckenden oder auch nur stupiden Sprüche stehen für das Politikverständnis eines Mannes, der sich anschickt, nicht nur Bayern seinen Stempel aufzudrücken. Steidl Verlag, 187 S., nur 5 Mark □

Lottemi Doormann (Hrsg.): Keiner schiebt uns weg. Zwischenbilanz der Frauenbewegung in der Bundesrepublik?
Wie und was sich seit 1968 in der Frauenbewegung getan hat, ist Thema dieser Zwischenbilanz. KONKRET-Autorin Lottemi Doormann läßt die einzelnen Richtungen/Gruppen unkommentiert zu Wort kommen. In diesem Buch stehen zum ersten mal extrem unterschiedliche und scheinbar sich gegenseitig ausschließende Positionen nebeneinander. Eine sehr gute Übersicht über das Spektrum der heutigen Frauenbewegung. Beltz-Verlag 1979, 365 S., nur 24.- □

Herta Kuhrig, Wulfram Speigner (Hrsg.): Wie emanzipiert sind die Frauen in der DDR?
Daß in der DDR vergleichsweise mehr Frauen berufstätig sind als bei uns, ist bekannt. Weniger bekannt ist, welche gesellschaftlichen Veränderungen die Voraussetzung dafür waren. Das und die Auswirkung der Veränderungen auf das Bewußtsein von Frauen, Männern und Kindern kann man/frau hier nachlesen. Pahl-Rugenstein, Köln 1979, 376 S. **nur 14.80** □

Michael Wolf Thomas (Hg.): Ein anderer Rundfunk — eine andere Republik
Ganz schnell gemacht, ganz aktuell und dennoch umfassend: Wer wissen will, warum Ernst Albrecht die Bürger enteignet, wenn er den NDR zerschlägt, findet hier alle Beweise, Dokumente, Argumentationen. Mit Beiträgen von u.a. Sänger, Eggebrecht und dem Medienspezialisten beim NDR, Thomas. J.H.W. Dietz Nachf. 180 S., nur 9.80 □

Lea Fleischmann: Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verläßt die BRD.
Die junge Lehrerin Lea F. konnte und wollte sich nicht mehr am verlogenen Demokratiespiel der BRD beteiligen und wanderte aus. Damit stellt sie entgegen den Ansichten eines Mahler/Baum unsere Identität mit diesem Staat total infrage. Fazit: BRD - Nein danke! Hoffmann & Campe, 272 S., 14.80 □

Hanna Lévy-Hass: Vielleicht war das alles erst der Anfang
Das Tagebuch einer Jüdin, die von 1944 bis 1945 im KZ Bergen-Belsen eingesperrt war, und ein Gespräch mit ihr, 33 Jahre später. Rotbuch Verlag. 110 S., 7 Mark □

Geschichte + Theorie

Geschichte der Bundesrepublik - Beiträge
Nachlesen, was längst verdrängt und weggelogen wurde: die Geschichte der BRD, die Geschichte von Restauration und Wiederbewaffnung, aber auch die Geschichte der großen sozialen und politischen Kämpfe der Arbeiterbewegung seit '45. Von den bekanntesten marx. Wissenschaftlern wie Deppe, Fülberth, Huffschmidt, Opitz, Stuby u.v.a. Pahl-Rugenstein, Köln 1979, nur 14.80 Mark! □

Rainer Rilling: Sozialismus in der DDR, Bd. I und II.
Die DDR, diesmal nicht als Zone vorgestellt von irgendeinem Pankowlogen, sondern anhand von 359 Dokumenten, Reden und Materialien zur politischen, ideologischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Landes seit '45. Von Grundlagen-Texten der Klassiker über Statistiken bis zur jüngsten kulturpol. Programmatik: die vollständigste Material-Sammlung! Pahl-Rugenstein, Köln 1979,
Bd.I (280 S.) DM 14.80 □
Bd.II (539 S.) DM 14.80 □
Bd. I + II zus. nur 27.-! □

Heinz Willmann: Geschichte der Arbeiter Illustrierten Zeitung
Ein Kapitel vergessener dt. Pressegeschichte: Die legendäre AIZ, die Arbeiter-Illustrierte Zeitung, die der KPD nahestand und in den 20er Jahren Riesenauflagen hatte. Im Exil erschien sie noch bis 1938. Sie hat unerreichte Maßstäbe in der politischen Agitation und Zeitschriften-Gestaltung gesetzt, vor allem durch die zahlreichen Fotomontagen von John Heartfield. 360 S. Großformat, mit vielen Abb. und einem vollst. Faksimile einer AIZ-Ausgabe, das europäische buch, Berlin, nur 29.50 □

Karl A. Otto: Vom Ostermarsch zur APO
Untertitel: Geschichte der außerparlamentarischen Opposition in der BRD 1960 - 1970. Dargestellt werden schwerpunktmäßige Anfänge des Kampfes gegen die atomare Rüstung, die Ostermarsch-Bewegung und die Entwicklung zur »Kampagne für Demokratie und Abrüstung« bis zu deren Auflösung. Die Erfahrungen und Ereignisse jener Zeit zu kennen, ist eine Hilfe für politisches Handeln gerade heute, da Denken in Alternativen wieder riskant geworden ist. Campus Verlag, 230 S., 20 Mark □

Richard Müller: Geschichte der deutschen Revolution
Die klassische Chronik der Novemberrevolution inkl. ihrer Vor- und Nachgeschichte, geschrieben von einem, der dabei war und über die notwendige Detailkenntnis verfügt. Müller war Vorsitzender der revolutionären Obleute und später des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte. Ein Standardwerk. 3 Bände im Schuber, 800 S. für nur 39 Mark. Olle & Wolter □

Isaac Deutscher: Josef Stalin - Eine politische Biografie.
Man mag zu Stalin stehen, wie man will. Unbestreitbar bleibt, daß er einer der größten Männer des 20. Jahrhunderts war. Zu seinem 100. Geburtstag legt der Verlag Olle & Wolter diese von einem anerkannten Stalin-Experten verfaßte Biographie in 2 Bänden auf 728 Seiten vor. Für Politologie-Studenten bspw. unverzichtbar. 39.— □

Norman Geras: Rosa Luxemburg
War Rosa Luxemburg nun eine revolutionäre Marxistin oder nicht? Und wer versucht warum, ihr politisches Erbe zu verwalten? Diese Fragen diskutiert und beantwortet der Engländer Geras in vier Essays. Olle und Wolter, 190 S., 19.80 □

Palmiro Togliatti: Die italienische kommunistische Partei
Der Text ist 20 Jahre alt, das Thema immer noch aktuell. Togliatti, ehemaliger Generalsekretär der italienischen KP, beschreibt den demokratischen Weg zum Sozialismus. Wolfgang Abendroth schrieb die Einführung für die deutsche Ausgabe. Cooperative Verlag, 138 S., 9,80 □

Max von der Grün: Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich
Das, was der Titel nicht schon aussagt, hier in Kürzest-Form: Als der Autor in die 2. Volksschulklasse aufrückte, begann mit der »Machtergreifung« die dunkle Ära. v.d. Grün beschreibt plastisch und bestverständlich alle diese Unheimlichkeiten, die leider immer noch viel zu wenigen der jungen Generation vermittelt werden. Wir empfehlen dieses Buch sehr! Luchterhand, 263 S., nur 18.80 □

Hans J. Schütz: Nun, Brüder stehet wie ein Mann
»Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Beratungen über das Wohl und Wehe der Menschheit«, schrieb 1841 der Schneidergeselle Wilhelm Weitling. Sein Brief und viele weitere Flugblätter, Lieder und Schriften deutscher Sozialisten zwischen 1833 und 1863 hat Schütz dokumentiert und im geschichtlichen Zusammenhang dargestellt. Anrich Verlag, 360 S., 29.80 □

Lewis Mumford: Mythos der Maschine. Kultur, Technik, Macht.
Laut »Chicago Tribune«: »... ein Buch, in dem ein Gesamtbild der Entwicklung des Menschen gezeichnet wird — seiner Kultur und seiner vermeintlichen Fortschritte«. Eine Darstellung der Entdeckung und Entwicklung der Technik von einem der bedeutendsten Historiker auf diesem Gebiet geschrieben. Fischer alternativ, 856 S., **nur 14.80!** □

Manfred Scharrer: Arbeiterbewegung im Obrigkeitsstaat
Wem immer noch rätselhaft ist, warum die SPD 1914 die Kriegskredite bewilligt hat, sollte dieses Buch lesen. Scharrer belegt die Tradition des Wohlverhaltens der SPD gegenüber den Herrschenden am Beispiel des Kaiserreichs. Rotbuch Verlag, 128 S., 7 Mark □

Euro-Kommunismus

Arbeitskreis Westeuropäische Arbeiterbewegung (Hrsg.): Eurokommunismus und marxistische Theorie der Politik
Inhaltsauszug: Eurok. + marx. Politiktheorie — Bed.v. Gramscis »erweitertem« Staatsbegriff - Thesen z. pol. Theorie im Austromarxismus — Thesen über die Herausbildung der Pol.d.Arb.org. in Italien u.v.a.m. Vom Argument Verlag, Berlin, 190 S., 15.50 □

Ernest Mandel: Kritik des Eurokommunismus
Für alle Freunde und Gegner der IV. Internationale: Mandel untersucht die Entwicklungen in den westeuropäischen KPs, setzt sich mit den Theorien ihrer führenden Köpfe — von Carrillo bis Elleinstein — auseinander und begründet, warum er die Strategien der Eurokommunisten für »neorevisionistisch« hält. Olle und Wolter. 216 S., nur 12.80 □

Fernando Claudin: Zukunft des Eurokommunismus
Claudin, Ex-Stellvertreter von Carrillo, während des Bürgerkriegs Leiter der Jugendorganisation der KP Spaniens, legt hier eine umfassende, kritische Rechtfertigung der eurokommunistischen Strategie vor. Rotbuch Verlag, 158 S., 9 Mark □

Aus dem Konkret Literatur Verlag

Konrad Merz: Ein Mensch fällt aus Deutschland
175 S., 19.80 □
Theodor Plievier: Der Kaiser ging, die Generäle blieben
380 S., 26,80 □
Heinz Liepman: Das Vaterland
216 S., 26 Mark □
Alfred Kantorowicz: Spanisches Kriegstagebuch
504 S., 34 Mark □

Verraten und doch gut verkauft

Hartmut Schulze stellt ein außerordentliches Stück Gehirnwäsche aus Hollywood vor

EINE so deutliche Erklärung für die halbjährige Verspätung des bundesdeutschen Kino-Starts hatte man gar nicht erhoffen können: Der Verleih wollte nicht, sagte der Vertreter der Warner Columbia bei der offiziellen Presse-Präsentation Ende Januar, der Verleih wollte nicht in eine aktuelle politische, energie-politische Diskussion eingreifen. Denn bei »China Syndrom« handele es sich ausschließlich um einen unterhaltsamen Thriller.

Stimmt — bis auf das »ausschließlich«. Das Widersprüchliche dieser Erklärung entspricht dem inneren Widerspruch der Hollywood-Industrie, die uns den leninschen Strick auch bei höchster Rendite doch nur sehr unwillig verkauft.

Im letzten Frühjahr ging es den Brokern von Wallstreet schlecht: wegen Harrisburg. Nur der Kurs der Columbia Pictures zog rapide an: auch wegen Harrisburg. Denn »China Syndrom« handelt von einer Beinah-Katastrophe in einem Atomkraftwerk und lieferte, wenige Tage vor Three Mile Island, so eklatante Parallelen zu dem Reaktor-»Störfall« in Pennsylvania (»Eine Fläche von der Größe Pennsylvanias würde verseucht, wenn ...«, heißt es beispielsweise in dem Film), — daß US-Kritiker dem Drehbuchautor und Regisseur James Bridges »prophetisches« Talent bescheinigten. Dabei ist es doch die Atom-Industrie, die sich auf Übersinnliches kapriziert; zumindest in Südengland: Dort haben Anfang 1980 AKW-Betreiber eine Wahrsagerin engagiert, Reaktor-Risse ausfindig zu machen, die von den Technikern nicht zu orten waren (die britische Seherin hatte früher bereits schon einmal erfolglosen Wissenschaftlern mittels einer Wünschelrute bei der Suche nach ausgeströmtem radioaktiven Wasser geholfen).

Die Autoren und Darsteller von »China Syndrom« dagegen können auf Psi-Kräfte verzichten: Ihre fiktive Handlung hat, auch in Details, durchweg Vorlagen oder Entsprechungen im atomindustriellen Alltag.

Kimberly Wells (Jane Fonda) ist Fernsehreporterin und bei der TV-Station KXLA in Los Angeles zuständig für »Vermischtes«. Sie berichtet von singenden Telegrammboten, die man für Geburtstags-Ständchen mieten kann, oder von einem Tiger-Geburtstag im Zoo und arbeitet an einer Serie über »Energie in Kalifornien«. Zusammen mit ihrem Kameramann (Michael Douglas) besucht sie das Atomkraftwerk Ventana.

Der Pressesprecher, der sie dort »betreut«, sieht aus und redet wie der nette, seriöse Herr in unserm Werbefernsehen, der immer mit verschränkten Beinen Persil empfielt. Was er über Reaktor-Sicherheit in die Kamera sagt, ist jedem bekannt, der schon einmal eine Broschüre des Deutschen Atomforums in der Hand gehabt oder Klaus Bölling zum Thema gehört hat. Und Jane Fonda spielt nicht nur »Kimberly Wells«, sondern auch Fides Krause-Brewer.

Aber eine plötzliche Funktionsstörung erschüttert die Fundamente des »Ventana Power Plant« wie die Glaubwürdigkeit seines PR-Mannes. Trotz Drehverbots läuft heimlich Douglas' Kamera, hält hektische Reaktionen des Kontrollraum-Personals und der Instrumententafeln fest. Kein Grund zur Beunruhigung — der Öffentlichkeitsarbeiter tut, wofür er bezahlt wird, versucht die Panik auf den Gesichtern der Ingenieure wegzulügen.

Jane Fonda freut sich über eine exklusive Sensations-Meldung, will sofort damit in die nächste Nachrichtensendung. Bevor es dazu kommen kann, haben sich TV- und AKW-Bosse untereinander verständigt: Kein Grund zur Beunruhigung. Das Filmdokument wird unter Verschluß genommen.

Vorlage: Seit der prominente amerikanische Dokumentarfilmer Don Widener vor acht Jahren ein Feature über »Die Macht der Atomkraftwerk-Industrie« (so der Titel) drehte, hat er von den privaten Fernsehsendern der USA keinen einzigen Auftrag mehr bekommen. Widener produzierte noch eine zweite AKW-Dokumentation, die 1977 im öffentlich-rechtlichen Lokalnetz von Los Angeles ausgestrahlt wurde. Aufgrund einer Intervention der Nuklear-Industrie wird er seitdem auch vom nicht-kommerziellen Fernsehen boykottiert.

So durchsichtig sind in Amerika, das es besser hat, die Zensur-Praktiken: Jeder darf wissen, daß General Electric der Star-Moderatorin Barbara Walter die finanzielle Basis für eine ihrer Sendungen entzogen hat, weil sie Jane Fonda über »China Syndrom« sprechen ließ. Offizielle GE-Erklärung: Ein Programm zu unterstützen, das Material

Das China Syndrom

enthalte, »das in der Öffentlichkeit eine übertriebene Besorgnis über die Kernenergie hervorrufen könnte, sei für einen AKW-Lieferanten »unangemessen«.

Die gleiche Sorge hat auch den Columbia-Verleih umgetrieben, so daß in dem 72-seitigen Pressematerial zur Filmpremiere Anfang März letzten Jahres Wörter wie 'Atom' oder 'Nuklear' zwanghaft vermieden wurden. Auch der rätselhafte Titel wird nicht erklärt, er ließ also zunächst eher an das medizinische China-Syndrom denken, ein Krankheitsbild nach übermäßigem Glutamat-Genuß. Je verwirrender der Name dieses unangenehmen, verräterischen Films, desto besser; weshalb auch der ursprüngliche Titel »Power« mit seiner Mehrfach-Bedeutung von Energie, Kraft, Macht und Gewalt wieder gestrichen wurde.

Daß zwei Wochen nach der Uraufführung die Verwirrung gründlich aufgeklärt wurde, hatte also weder etwas mit Hollywoods Werbestrategie noch mit Prophetie zu tun, sondern mit der mörderischen Handhabung der Nuklear-Technologie, die in Harrisburg einen »class 9 accident«, einen »unmöglichen« Unfall auslöste.

Drei wissenschaftliche Berater haben am »China Syndrom«-Film mitgewirkt, AKW-Ingenieure, die 1976 bei General Electric ihren Dienst quittierten, weil von ihnen aufgedeckte lebensgefährliche Konstruktionsmängel an Atomkraftwerken nicht beseitigt wurden. »Jeder Aspekt der Handlung von 'China Syndrom'«, sagt Gregory Minor, einer der drei Ingenieure, »basiert auf belegbaren tatsächlichen oder möglichen Vorfällen«.

Einer dieser tatsächlichen Vorfälle ist der »blowdown« im Reaktor des AKW Dresden in Illinois 1970, ausgelöst durch einen Bleistift auf einer Schalttafel. Im Film führt ein festgehakter Instrumentenzeiger zum Versagen des Kühlsystems. Der »mögliche Vorfall« ereignete sich dann in Harrisburg, ausgelöst durch ein Etikett, das eine Armatur verdeckte. Das »China Syndrom« wurde zur realen und akuten Gefahr, die seltsame Vokabel ging in den allgemeinen Sprachschatz und die Titelschlagzeilen der US-Presse ein.

Der blumige Euphemismus steht für die atomare Apokalypse, die droht, wenn ein nicht mehr kühlbarer Reaktorkern den Kraftwerksboden zerschmilzt und sich durch die Erde frißt — Richtung China.

Wie in Three Mile Island konnte auch im Ventana-Kraftwerk des Films das nukleare Desaster abgewendet werden. »Die Bevölkerung war zu keiner Zeit ernsthaft gefährdet«.· Niemand, der »China Syndrom« gesehen hat, wird diesen Satz noch ohne tiefes Mißtrauen hören können. Oder diesen: »Der Reaktor arbeitete einwandfrei, die Instrumente funktionierten vorzüglich«. Er stammt aus einem »Playboy«-Interview mit Edward Teller, dem »Vater« der H-Bombe und Ex-Vorsitzenden der ersten US-Reaktorsicherheits-Kommission. Er vergißt auch nicht, dort »Jane Fonda und andere sogenannte Experten« zu verhöhnen; aber wer ist hier, spätestens nach dem Harrisburger Nachfolge-Unfall vom 11. Februar, ein »sogenannter«?

Bereits zehn Tage vor der deutschen Erstaufführung (ebenfalls am 11. Februar) versuchte die »Welt«, das »China Syndrom« zum »demagogischen Reißer« von »bodenloser Bösartigkeit« abzustempeln. Beweisführung: »Es gibt nirgendwo in der noch so jungen Geschichte der Kernkraftwerke auch nur den Verdacht, Ingenieure oder Unternehmer hätten bewußt und absichtlich ihre Fehler verhüllt oder akute Gefahren verheimlicht.« Am gleichen Tag, an dem diese Vorab-»Rezension« erschien, war im »Spiegel« folgende Meldung zu lesen:

»Kritik an der Verwaltung seiner größten Atommüll-Deponie in Hanford (Washington) hat das US-Energieministerium geübt: Lecks in in einigen der 156 stählernen Riesentanks mit hochradioaktivem Müll seien der Öffentlichkeit weitgehend verschwiegen worden. Untersuchungen über das Management der Deponie waren 1979 aufgenommen worden, nachdem ein Physiker des Atommüll-Lagers auf Lecks aufmerksam gemacht hatte. Die Vorfälle seien verheimlicht worden, so teilte der Physiker mit, weil nach den Befürchtungen der Behörde eine Veröffentlichung 'der Atomindustrie geschadet' hätte.«

Kapitalistischer Realismus

Das »China Syndrom« wurde, schon vor seiner furchtbaren Entsprechung in Three Mile Island, zu einem empfindlichen Störfall für das Lügengebäude der Atom-Industrie. Entsprechend gereizt hat sie reagiert: »Falls Sie noch nicht genug Ärger haben, dieser 'zeitgenössische Thriller' läuft in Ihrem Versorgungsgebiet am 16. März an«. So warnte »Reddy News«, das Fachblatt der amerikanischen Energiewirtschaft seine Leser Anfang vergangenen Jahres. Und weiter: »Betrachten Sie die Neigungen der Hauptdarsteller und ziehen Sie Ihre eigenen Schlüsse — Jane Fonda und Jack Lemmon sind Anti-AKW-Aktivisten; Exekutiv-Produzent Bruce Gilbert hat Daniel Ellsberg und Tony Russo im Prozeß um die Pentagon-Papiere unterstützt; Mike Gray, der das ursprüngliche Drehbuch schrieb, führt in seinen credits eine Dokumentation über die Black Panthers an ...« So wichtig ist der »Reddy News« das Thema, daß ihm fast eine halbe Ausgabe des zweimonatlichen Magazins gewidmet wird. Und das amerikanische »Atom-Industrie-Forum« deckte die Filmkritiker der Nation mit seinen Propagandaschriften ein. Alles weitgehend erfolglose Unterfangen, denn schon in den ersten drei Spieltagen sahen sich über eine Million Amerikaner das »China Syndrom« an.

Grund dafür war weniger die (energie-) politische Brisanz des Films (die AKW-Debatte wurde, jedenfalls vor Harrisburg, in den USA lange nicht so leidenschaftlich ausgetragen wie in der Bundesrepublik) als die schauspielerischen Leistungen seiner Stars (vor allem und wider alle Komiker-Erwartung die von Jack Lemmon) und seine konventionelle Spannungs-Dramaturgie. Mit den ästhetischen Mitteln des amerikanischen Serien-Krimis (nicht von ungefähr kennt man den Hauptdarsteller und Produzenten Michael Douglas als Assistenten des knollennasigen Karl Malden aus den »Straßen von San Francisco«) beweist »China Syndrom«, daß Hollywoods Gehirnwäsche durchaus auch einmal zur ideologischen Abfallbeseitigung gut sein kann.

Cinéasten allerdings werden sich langweilen, neue Sehgewohnheiten lernen sie hier ganz und gar nicht; aber Millionen von Kinogängern können etwas anderes Neues, sehr viel Wichtigeres lernen: Kritik. »China Syndrom« wird zum großen Schau-trauwem. Und selbst, wer alles schon weiß, hat sich noch zwei schöne, spannende Kino-Stunden gemacht.

Einmal mehr verkauft sich hier Jane Fonda als Superstar für eine Gage, die vor allem aus politischer Wirkung besteht. Schon als sie Anfang der siebziger Jahre nach Hanoi fuhr und auch dort sehr fotogen war, hatten Kollegen wie Jean Luc Godard und Pierre Gorin daran herumzumäkeln. Die Rolle des Intellektuellen in der Revolution setze voraus, schrieben die beiden französischen Filmemacher 1972 sinngemäß in einem »Brief an Jane«, daß er sein Star-Sein aufzugeben habe, denn andernfalls »profitierten zugleich die Truppen des Kapitals von dieser Ortsveränderung«. Natürlich haben die Columbia Pictures von Jane Fonda profitiert und wenn das »China Syndrom« jetzt endlich in der Bundesrepublik zu sehen ist, wird diese Truppe des Kapitals hoffentlich noch sehr viel mehr profitieren. Denn der Profit der Vietnam-Solidarität oder der »No Nukes«-Bewegung an der »Ortsveränderung« der Jane Fonda Superstar ist ungleich größer. Ganz davon abgesehen, daß Godard und Gorin schon kurz nach ihrem Brief durch einen jahrelangen Rollenboykott der Studio-Chefs gegen Jane Fonda widerlegt wurden. Sie hat ihn gebrochen — mit ihrer Professionalität und mit Kompromissen, die allerdings eine Grenze haben: »Ich werde nie einen Film drehen, der zynisch ist«.

Auch die Macher von »China Syndrom« selbst wissen, daß »in Hollywood die verfassungsmäßige Redefreiheit nur funktioniert, wenn sie Profit bringt« (Michael Douglas) — aber dann funktioniert sie auch wirklich. Und wahrscheinlich hat Douglas auch recht, wenn er glaubt, daß ohne diesen Film Harrisburg in der Öffentlichkeit so nicht stattgefunden hätte. Wann und wo hat es zuletzt ein Kulturprodukt mit einer derart unmittelbaren politischen Wirkung gegeben?

Jack Lemmon und Jane Fonda in »China Syndrom« (o.), Drehbuch-Vorlage und Drehbuch-Entsprechung: Mordopfer Karen Silkwood (links ihr »Unfall«-Wagen), Katastrophen-Reaktor Harrisburg (u.)

Zudem ist »China Syndrom« weniger ein Film über die Gemeingefährlichkeit der »friedlichen« Nutzung der Atomenergie als über die Gemeingefährlichkeit kapitalistischer Medienmacht und Habgier.

Ein amerikanischer Held

Nach dem heimlich mitgedrehten Ventana-Unfall beginnt erst der eigentliche Thriller: Der Kameramann stiehlt seinen eigenen Film aus den Tresoren der Fernsehanstalt, führt ihn Atomkraft-Experten vor und erhält von ihnen die Bestätigung, daß er da alles andere als »eine kleine Panne« aufgenommen hat. Er kann auch die TV-Reporterin Kimberly Wells, die zunächst noch nicht weiß, ob sie ihre eigene Karriere nicht vielleicht doch eher mit Tiger-Geburtstagen befördern kann, zu eigenmächtigen Recherchen bewegen. Sie trifft auf Jack Godell (Jack Lemmon), den leitenden Ingenieur des Ventana-Kraftwerks. Er will ihre Frage, ob die Bevölkerung wirklich zu keinem Zeitpunkt gefährdet war, nicht beantworten. Von eigenen Skrupeln getrieben, stößt Godell auf gefälschte Konstruktionsunterlagen: Die Baufirma hatte aus Kostengründen nicht sämtliche Schweißnähte im Rohrsystem des AKW geröntgt, sondern eine einzige Aufnahme mit falschen Legenden vervielfältigt. Die Drehbuch-Vorlagen hierzu lieferten die Erbauer des US-Meilers Pilgrim-1.

Godell verlangt von der Baufirma Aufklärung und Wiederholung der Röntgenaufnahmen, wird aber nur mit dunklen Drohungen verabschiedet. Ein Abschalten des Reaktors zur Überprüfung der Schweißnähte wird von der Energie-Gesellschaft mit dem Hinweis auf Millionenverluste abgelehnt und vor allem dürfe jetzt kein Unsicherheitsfaktor eingestanden werden, weil ein AKW gleichen Typs auf die Betriebsgenehmigung warte. Godell, der leidenschaftliche Atomkraft-Befürworter, sieht keinen anderen Ausweg aus seiner Gewissensnot, als den Journalisten und einem AKW-Hearing die gefälschten Prüfberichte zuzuspielen: ein amerikanischer Held.

Ein Assistent, der die Röntgenfotos überbringen soll, wird auf der Autobahn von einem zweiten Wagen in einen Abgrund gedrängt und lebensgefährlich verletzt. Die Unterlagen verschwinden aus den Trümmern des Autos. Vorlage: der Fall Silkwood. Am Abend des 13. November 1974 wollte die 27jährige Karen Silkwood zu einem Treffen mit einem »New York Times«-Reporter und einem Funktionär der Atomenergiearbeiter-Gewerkschaft fahren. In wochenlanger geheimer Recherche hatte sie Dokumente über illegale Praktiken und mangelnde Sicherheitsvorkehrungen an ihrem Arbeitsplatz zusammengetragen, in der Kerr-McGee-Plutonium-Fabrik bei Oklahoma City. Auf dem Highway 74 wurde sie von einem Lieferwagen gerammt und von der Straße geschoben. Sie starb auf der Stelle, die Plutonium-Papiere wurden im Wrack ihres Wagens nie gefunden. Der Polizeibericht behauptete, sie sei am Steuer eingeschlafen (was einer der untersuchenden Beamten anschließend widerrufen hat). Ein leitender Angestellter von Kerr-McGee hat inzwischen zugegeben, daß er an einem Plan zur Beseitigung der Unterlagen aus dem zerstörten Silkwood-Wagen beteiligt war.

Jack Godell weiß nun, was seinen Oberen Menschenleben wert sind, auch sein eigenes (auch auf ihn wird die Jagd eröffnet); er muß selbst an die Öffentlichkeit, besetzt die Schaltzentrale seines Atomkraftwerkes. Nach einem Ultimatum willigt die Chefetage von Ventana in eine Fernsehübertragung aus dem Kontrollraum ein. Zur Aufklärung über die Gefahren des Meilers kommt es nicht mehr, die Sicherheitstruppe des Kraftwerks stürmt die Schaltzentrale und erschießt den Ingenieur, den einzigen Zeugen, der etwas beweisen konnte und wollte.

Der Pressesprecher tut noch einmal, wofür er bezahlt wird: »Jack Godell war geistesgestört.«

In der Bundesrepublik liefern Regierungsmitglieder solche Erklärungen gratis. Niedersachsens Wissenschaftsminister Pestel Anfang Februar bei einer CDU-Veranstaltung: »Kernkraftgegner sind Menschen, die von frühester Kindheit an den Weg zum Neurotiker gegangen sind.« □

So viel Liebe, Glück und Frieden

Von Peter O. Chotjewitz

In Bremen war Zahl-Tag. Peter O. Chotjewitz folgte der »Ausführung« zur Preisverleihung an seinen Freund, Kollegen und Mandanten PPZ

PETER Paul Zahl schrieb schon Gedichte und Prosa, auch einen Roman, als noch niemand auf die Idee kam, einen Literaturpreis an jemand anders zu verleihen, als an ein Mitglied der Gruppe 47 oder einen Autor des halben Dutzends literarischer Verlage bei uns.

Er veröffentlichte, in schöner Viereinigkeit als Autor, Herausgeber, Verleger und Druckereibesitzer schon staatsunfreundliche Sätze, bevor ihn die Vorverleger des präventiven Staatsschutzes — die Justiz, die gesamte deutschsprachige Presse — zum Oberfeind erklärten, der (zur freien Auswahl) in Düsseldorf Andreas Baader kidnappen oder eine »Rote-Ruhr-Armee« gründen wollte, in Westberlin (immer noch ad libito) eine Bank ausgeraubt hat oder »von einem tiefgreifenden Haß auf unser Staatswesen ergriffen« (Urteil des Landgerichts Düsseldorf vom 12.3.1976) in bester Wildwestmanier mal eben zwei Bullizisten zu ermorden versucht.

Am Beispiel Zahl läßt sich ablesen, wie Staatsschützer schon zu Beginn der 70er Jahre politisch unliebsame Drucker, Verleger und Autoren zu kriminalisieren versuchten und ihnen nur die Wahl ließen, sich einem unvermeidlichen Justizirrtum zu stellen oder falsche Papiere und Knarre zu beschaffen, um sich die Leute mit den Kerben auf dem Gewehrkolben vom Leib zu halten. Tertium non debitur.

Von den Zwecklügen gegen Zahl ist nichts übrig geblieben, und den Mordversuch versuchen seine Anwälte Heinrich Hannover und Lutz Eisel mit einem soeben eingereichten Antrag auf Wiederaufnahme endlich vom Tisch zu kriegen.

Zahl ist kein Renegat, der sich bußfertig vor den Baum'schen Tunnel kniet und den Menschen am anderen Ende mit dem Knotenstock droht wie Dagobert Duck: »Kommt endlich raus, ihr Panzerknacker!« Der Unterschied zwischen Mahler und Zahl besteht darin, daß Zahl nie einer Kommandoeinheit der Stadtguerilla angehört hat, noch einer ihrer Theoretiker war.

Vor allem eins ist Zahl nicht: Er ist kein jammernder Maulheld, dem Monate später einfällt, daß es ihm eigentlich leid tut, falls er oder andere auf jemand geschossen haben sollten, und der daraufhin seine Knarre beim »Spiegel« abgibt. PP hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß er sich die zwei Polizisten vom Leib halten, sie aber nicht treffen wollte, und daß er den Tod eines anderen in einer Situation wie damals prinzipiell nicht billigend in Kauf nehmen würde.

Geglaubt hat ihm keiner. Es war sicherheitspolitisch nicht opportun. Solange die angebliche Bedrohung durch sogenannte Terroristen dazu herhalten mußte, den Bürger an die waffenstarrenden Stuntmen der Sicherheitsorgane zu gewöhnen wie an die Eisverkäufer im Fußballstadion; solange »Anti-Terrorgesetze« im Parlament schneller durchgepaukt wurden als die Erhöhung der Abgeordnetendiäten (und die hielten bislang den Rekord); solange der unerklärbare Tod politischer Gegner im Knast und bei der polizeilichen Festnahme noch ein Häuflein versprengter Moralisten auf den Plan rief: Solange brauchte der Staatsschutz jeden Mann, der einmal weniger das wackelige Zahlenwerk ins Wanken gebracht, auf das sich heute seelenruhig die Verdatung ganzer Großstädte und die feierliche Einweihung von Hochsicherheitstrakten stützt.

Heute, da das Konzept durchgesetzt ist, kann zugegeben werden, daß Zahl vielleicht doch kein »Terrorist« war, kann die »Häftlingsüberwachung« gegen ihn aufgehoben werden, die ihn sechseinhalb Jahre lang an den Rand des seelischen und körperlichen Ruins gebracht hat, ist, Ende Januar 1980, auf einmal sogar die Hoffnung erlaubt, der nordrhein-westfälische Strafvollzug werde ihn vielleicht doch zur Entgegennahme des Bremer Literaturpreises 1980 ausführen.

Kommt er oder kommt er nicht?

Die Bremer Kunsthalle eignet sich für eine Dichterlesung wie der städtische Schlachthof für eine Benefizveranstaltung des Tierschutzvereins. Ein Ambiente, das mit der Kunst, die dort gezeigt wird, soviel zu tun hat wie ein Reisebüro mit dem Mittelmeer. Da bekommt das Unveräußerliche einen Marktwert.

Man kann es auch pragmatisch sehen. Die Bremer Sektion der in den letzten fünf Jahren bundesweit rapide gewachsenen Anhängerschaft des einzigen deutschen Dichters, der im Knast sitzt (Raddatz in »Die Zeit«) braucht Sitzplatz. Außerdem: Hier erklinge das Preislied. Es ist Usus, daß die beiden Preisträger eine »Autorenlesung« machen. Rühmkorf am Samstag, Freitag ist Zahl-Tag. Aus Westberlin ist das halbe »Kollektiv« des Rotbuch Verlages angereist, in dem einige Bücher von PP erschienen sind. Aus Frankfurt/Main sind fünf Abgeordnete der »Initiativgruppe Peter Paul Zahl« erschienen. Ohne sie wäre es in den letzten Jahren vielleicht nicht gelungen, die Beispielhaftigkeit des Falles Zahl für die Situation politischer Gefangener in der BRD so öffentlich zu machen.

Vor dem Saal der übliche Büchertisch, auf dem auch die Informationsbroschüren liegen (erhältlich beim Verlag Neue Kritik, 6 Frankfurt, Myliusstraße 58). Die Leute, die in den letzten Jahren viel Zeit und Geld in unseren PP investiert haben, bestätigen sich zum wiederholten Mal, daß sie froh wären, wenn er zur Halbstrafe im Sommer 1980 rauskäme; gnadenweise, auf Bewährung oder durch Unterbrechung der Vollstreckung. Dann sind wir die Mühe endlich los.

Die Offiziellen der preisverleihenden Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung stellen sich und uns die bange Frage: Kommt er oder kommt er nicht? Natürlich freuen sie sich wie gute Eltern, wenn die Tochter endlich einen Mann heiratet, aber muß es ausgerechnet ein Staatsfeind sein?

Ginge es nach der Haftanstalt, so bliebe der Preisträger da, wo er hingehört, wenn auch nur für 15 Jahre; leider, wie die große Strafkammer meinte, die in ihrem Urteil ausführt, es sei bedauerlicher Weise nicht möglich, eine längere Strafe zu verhängen. Die Begründung des Anstaltsleiters Werl könnte zu dem Irrtum verführen, er habe lange über Sinn und Unsinn westdeutscher Literaturpreise nachgedacht. Die Preisverleihung sei kein wichtiger Anlaß im Sinne des Strafvollzugsgesetzes, meint er.

Inzwischen sind die Ticker heißgelaufen, hat der VS interveniert und der Westberliner Kultursenator eine Idee gehabt. Sozialdemokraten sind Eselsbrückenbauer: Zahl verlegen in einen Bremer Knast und von dort ausführen zur Preisverleihung. Am Mittwoch entscheidet die Strafvollstrekkungskammer Arnsberg, die Preisverleihung sei doch ein wichtiger Anlaß. Ein Richter, der heimlich oder unheimliche Gedichte schreibt?

Nun haben einige Leute Grund, mehrfach bei der Anstalt anzurufen. Die Mutter des Autors, sein literarischer Agent (ich), Lutz Eisel. In Werl tagen die kleine und die große Lage in Permanenz und brüten was aus: Zwar sei es PP nicht zuzutrauen, daß er abhauen werde, aber Bremer Anarchos könnten das Bremer Rathaus stürmen, die berühmten Weine aussaufen und denPreisträger entführen. Das wäre mal was Neues, nachdem wir schon einen Spitzenpolitiker, einen Großbankier und einen Bundeswirtschaftsführer hatten.

Am Donnerstagnachmittag verspricht mir Zahl telefonisch und optimistisch wie immer, sicherheitshalber die Preisrede per Eilboten rauszuschicken. Am Freitagabend, eine Viertelstunde nach Beginn der »Lesung«, halten Peter Rühmkorf, Heinar Kipphardt, Uwe Timm und Hermann Peter

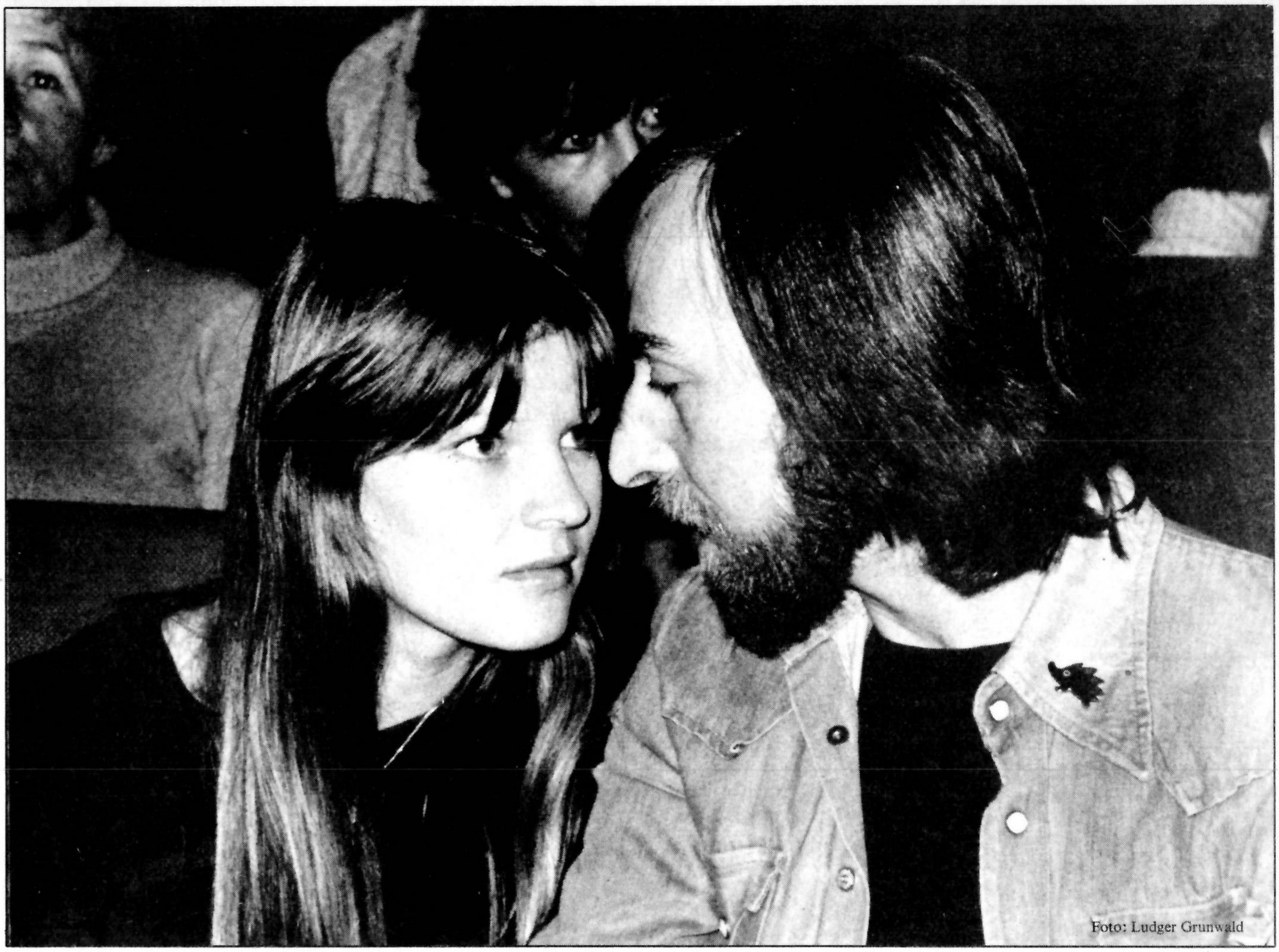


Foto: Ludger Grunwald

P. P. Zahl und seine Freundin Frauke Pestel bei der Bremer Preisverleihung:»Kein wichtiger Anlaß im Sinne des Strafvollzugsgesetzes«

Piwitt jeder ein Buch von Zahl in der Hand, um den Kollegen angemessen zu vertreten.

An der Wand hinter dem Podium haben drei junge Leute inzwischen ein Transparent angeschleppt und einen Moment lang fühle ich mich zurückversetzt in die Zeit, als PP das »AGIT 883« druckte, die Zeitschrift »Spartacus« edierte und »aus den Erinnerungen eines Terroristen« von Boris Ssawinkow »Die Ermordung des Großfürsten Sergej« verlegte, (Wenn ich mich richtig entsinne, mit bebilderten Kampfanleitungen aus dem Lehrbuch für schweizerische Unteroffiziersanwärter.)

Auf dem Transparent steht: »Welcher Knast auch immer, Knast wird immer schlimmer.« Da muß der verantwortliche Herr im Sinne des Bundesverfassungsgerichts erst einmal »aktive Verfassungstreue« zeigen. Das Tuch muß ab. Eine Minute später ist es wieder daran. Aufgefordert sich zu erklären, gibt die Mehrheit der Anwesenden durch Klatschen zu verstehen, daß sie sich das Transparent gerne noch eine Weile anschauen würden. Jetzt sage noch mal einer was gegen die Schriftsteller und ihren Anhang.

Durch so viel Toleranz ermutigt, beginnen die jungen Menschen einen schlecht einstudierten Text zu verlesen. Gegen die Hochsicherheitstrakte. Wenn Zahl hier wäre, würde er über die Haftsituation politischer Gefangener reden. Deshalb dürfe er nicht raus. Bei dem Slogan habe man sich in der Eile verschrieben. Es müsse eigentlich heißen: »Welche Reform auch immer, Knast wird immer schlimmer.« Das ist ebenso einleuchtend.

Nach zehn Minuten entspinnt sich ein Dialog über ca. 50 Sitzreihen hinweg zwischen den mutmaßlichen Entführern des abwesenden Preisträgers und dem verantwortlichen Herrn, der sich sicherheitshalber an die Saaltüren zurückgezogen hat. Man kann nie wissen, wer oder was noch kommt und kann die Gerechten nicht von den Gottlosen unterscheiden. Podium: »Ihr müßt sagen, wenn wir hier weiterreden oder ob wir Schluß machen sollen.«

Saaltür: »Wir warten nur auf Sie. Die Autoren können anfangen.«

Podium: »Dann hören wir jetzt auf. Wir wollten nur die Zeit etwas überbrücken.«

Publikum: (befreites Lachen). Unterschriftslisten und Klingelbeutel).

So wäre über den Vorabend der Feierlichkeiten nur noch zu berichten, daß die vortragenden Autoren den Rest des Abends in bequemen Sesseln in einer gut und teuer eingerichteten Wohnung verbrachten, den hausgemachten Zwiebelkuchen lobten und sich auch über den wohltemperierten Wein äußerten. Alle fanden, daß Heinar Kipphardt etwas zugenommen habe und Rühmkorff meinte, er müsse jetzt erst einmal etwas ausspannen. Piwitt philosophierte lange darüber, daß die Frauen endlich einsehen müßten, daß Männer unseres Alters Schweine seien. Gegen 23 Uhr rief der Kellner im Restaurant »Opatija«, wo die Pilger saßen, am Telefon werde verlangt nach einem gewissen Herrn Zahl. Aber der saß noch immer in Werl im Knast.

»Bild« war schneller

Elf Uhr dreißig, Samstag, und ich hatte wieder vergessen, die »Bild«-Zeitung zu lesen, die aber schon in der Manteltasche war. Das Böttcher-Straßen-Viertel sieht aus, als sei der Staatsgast gerade eingetroffen; Patrouillen in Uniform, MP über der Schulter, der Angriffstruppführer links, der Angriffstruppmann rechts. In jedem Häuserwinkel lümmelt sich einer in Nahkampfboots und Bundeswehrparka; Walkie-Talkie an der Backe.

Ist das eine Freude. Man ist ja schon dankbar, wenn man seine Lieben alle sieben Jahre mal in Begleitung einer halben Hundertschaft treffen kann. Zahls engere Bodyguard besteht aus vier Mann in Zivil; drei jüngere, die drahtig wirken und ein älterer, schon etwas beleibt. Drei sitzen mit dem Dichter am Tisch im Theater-Cafè, einer steht gleich daneben, ein fünfter, der wohl die Oberaufsicht hat, etwas abseits, die ganze Zeit Staubmantel locker überm Arm, als hätte er etwas darunter versteckt. Mittlere Angestellte, Autoverkäufer, Bankbeamte. Nur die Unruhe, der Blick, mit dem sie den kleinen, zum Lokal hin offenen Nebenraum observieren, jede Bewegung und jedes Wort

Zahl (mit Peter O. Chotjewitz, links, und seiner Mutter, rechts) in den Bremer Kammerspielen: »Bild« war schneller

notieren, verraten Beruf und Routine. Ganz wohl ist ihnen nicht bei dem Unternehmen. Nach wenigen Minuten ist der Raum rappelvoll, ständig kommt jemand, umarmt den Gefangenen, drückt ihm die Hand, redet mit ihm ein paar Worte.

Im Knast wird jeder Besucher peinlich untersucht, die Anwälte können mit Zahl nach wie vor nur durch die Trennscheibe verkehren. Was könnte man dem Staatsfeind hier alles zuschieben und zuflüstern oder auch nur in den Kaffee schütten. Ich erinnere mich, wie ich ihm einmal im Knast eine Flasche Cola durch den Schließer übergeben lassen wollte, die ich versehentlich schon geöffnet hatte. Das sei verboten. Ich könnte ja etwas hineingetan haben.

Die Beamten sind froh, daß endlich ein Anwalt da ist, der ihnen mal sagt, was das für Leute sind, die ihrem Mündel ständig die Hand schütteln, wie's überhaupt weitergehen soll, und wer die junge Frau ist, die ihm gerade um den Hals fällt, durch's Haar streicht, ihn über beide Backen abküßt, auf seinen Lippen eine längere Pause macht und schließlich mit einem wohligen Räkeln verkündet, sie habe es heute früh in Berlin im Urin gehabt, daß er kommen werde.

Die Verlobte. Aha. Und die ältere Dame, die sich jetzt neben ihn gesetzt hat, ist bestimmt seine Mutter. Ganz recht, die Mutter, extra von Ratingen angereist.

So viel Liebe, Glück und Frieden verführen den älteren Beamten neben mir zum Nachdenken, während der Sportliche im Rollkragenpullover, der eben mal aufgestanden war, seinen Stuhl betrachtet, auf dem jetzt Mutter Zahl sitzt, genannt »Mulle«, die auch noch niemand erkennt, als sei sie lange ohnmächtig gewesen.

»Das beste wäre gewesen, ihm einfach ein paar Tage Urlaub zu geben« sinniert der Beamte. »Die Sache hier können wir sowieso nicht hundertprozentig kontrollieren.« Immerhin, als plötzlich ein verwegener Bursche mit Zottelschopf und langem Bart den Raum betritt und zielstrebig hinter der Klo-Tür verschwindet, muß einer der Leibwächter zufällig auch mal pissen, und als der Dichter selbst »auf Toilette muß«, kriegt er fürsorglich ein Mann Begleitung. Falls der Reißverschluß klemmt.

Einmal an diesem Vormittag noch ist die Preisverleihung kurz gefährdet, als PP mit seinen vier Leibwächtern, wie wir das aus dem Fernsehen kennen, zwei vorne, zwei hinten, genau wie Willy Schmidt, wenn sie über die Straße geleitet werden, mit Frau und Mutter und an die zwanzig Personen Anhang die schmale Wendeltreppe zum Saal der Bremer Kammerspiele rauf kommt, und die livrierten Türsteher keinen mehr reinlassen, weil der Saal überfüllt ist.

Dann quillt sich der Pulk durch den engen Gang, die Geschwindigkeit beschleunigt sich nach den Gesetzen der Physik, prallt gegen die viel zu schmale Tür, hinter der dicht gedrängt die Menschen stehen, durchbricht auch dieses Hindernis und knallt in den kleinen Saal. Damit ist die letzte Chance vorbei, unserm freiheitlichen Rechtsstaat diese Schlappe zu ersparen: Ein inhaftierter Verbrecher nimmt persönlich einen angesehenen Literaturpreis in Empfang. Minutenlanges Beifallklatschen, Schreien und Tosen, aus dem die Stimmen der ortsansässigen Staatsfeinde deutlich herauszuhören sind, während die heimischen Kulturträger die Köpfe einziehen. Der Preisträger strahlt verdattert.

In der ersten Reihe finde ich mich mit PP, Mulle und der verlobten Frauke neben einem stillen Feuerwehrmann wieder, der über so viel Unverstand die Flucht nach Innen angetreten hat, als wolle er beten, daß kein Feuer ausbricht: Kein Durchkommen in den Seitengängen und die Saaltür hält der Staatsschutz besetzt. Die Anteilnahme der Öffentlichkeit an dieser Preisverleihung ist eine ungeheure. Überall Leute, die lange Mikrofone in die Gegend halten, Menschen, die aufgeregt hin und herspringen, minutenlang Blitzlichter von Fotografen, die abenteuerliche Verrenkungen ausführen, wie in einem amerikanischen Gesellschaftsfilm, von der Bühne herab, in der engen Kluft zwischen der ersten Reihe und der Bühne. Ich komme mir vor wie auf einem nicht ganz koscheren Trip.

Höre ich auf den Senator, so wird der Tumult noch unverständlicher. Seine Begrüßungsworte sind ein schöner Ausdruck sozial-liberaler Legitimationsakrobatik. Geehrt wird in diesem Augenblick ein Künstler wie du und ich, für ein Werk, das es in jedem Jahr nur ein paar Mal gibt; so oft halt, wie Literaturpreise von einigem Ansehen vergeben werden. Die Jury hatte über ein literarisches Werk zu befinden, nicht über den Lebenswandel seines Autors. Herr vergib ihnen ihre Literaturpreise, auf daß wir bezahlen können unsere Schulden.

Als PP Zahl die Bühne erklimmt, geraten die Zelluloid-Pappagalli abermals in Rage, erstürmen das Podium, umkreisen den Dichter wie Marsmenschen, die gefährliche Blitze ausstrahlen. Minutenlang flashbacks. Und noch ein drittes Mal komme ich mir vor wie in einer light-show. Das ist, als am Ende der Feier sich die beiden Preisträger auf Wunsch der Fotografen die Hand geben.

Was PP gesagt hat, ist in der »TAZ« vom 28. Dezember nachzulesen. Er spricht vom Programm der »Häftlingsüberwachung«, von der »weißen Folter«, vom Hochsicherheitstrakt. Er spricht von seinem Roman »Die Glücklichen«, für den er den Preis bekommen hat, aber er hebt die willkürliche Trennung von Person und Werk, politischer Erfahrung und literarischer Umsetzung, radikaler Idee und literarischem Gegenstand, anstößigem Lebenswandel und literarischer Ästhetik wieder auf, die auch manch einer gerne getrennt halten möchte, der sich in den letzten Jahren für ihn eingesetzt hat.

Er spricht von denen, die ihm geholfen haben und von denen in Knästen, denen nicht geholfen wird, den Dutzenden, die nach wie vor der Sonderbehandlung unterworfen werden und die keine bekannten Dichter sind.

Als ich nach einer Stunde die Böttcherstraße verlasse, fahren zwei schwere Limousinen im Konvoi rasch durch die Fußgängerzone. Beim Mittagessen, das der Senat gibt, im Kaisersaal des Bremer Ratskellers, ist der zweite Preisträger schon nicht mehr dabei. Das Landgericht Arnsberg hatte vergessen, darüber zu befinden, ob Zahl daran teilnehmen dürfe. War vielleicht auch besser so. Zwischen den zweiten Vorspeisen und dem Hauptgericht sprach man über den Zweck des Strafvollzugs. Da hätte es womöglich noch Ärger gegeben mit dem Zahl.

Der saß derweil mit seinen Leibwächtern im Büro seines Rechtsanwaltes Heinrich Hannover, rührte das Essen kaum an, das Freunde ihm unten in der Gastwirtschaft geholt hatten und sprach über die Chancen der Wiederaufnahme. Eher wird ein deutscher Strafrichter wegen übertriebener Milde entlassen, als daß er eine Wiederaufnahme zuläßt. Einen Teil des Geldes dafür hat der Preis eingebracht. Im Wartesaal lese ich endlich die »Bild«-Zeitung. Die Schlagzeile lautet: »Häftling Zahl: Heute Ausgang für Bremer Kulturpreis — 5.000 Mark.« Soviel etwa verdient einer der Richter, die den Dichter verknackt haben. Was »Bild« schon wußte, hat noch am Morgen keiner erwartet.

P.P. Zahl antwortet auf eine Anfrage des Strafrechtsprofessors Dr. Herbert Jäger von der Uni Frankfurt

Die Weizenspekulanten der deutschen Kriminologie

SEHR geehrter Herr Jäger,
Sich erhielt jüngst eine Kopie Ihres Schreibens an meinen Anwalt vom 3. Dezember, in dem Sie um ein Gespräch mit mir ersuchen, die »Hintergründe« und »Ursachen des Terrorismus« zu erkunden.

Ich habe bei der Lektüre Ihres Briefes schallend lachen müssen (es gibt wenig Erheiterndes in einem bundesdeutschen Knast) und erinnerte mich jener schönen Anekdote, die Bert Brecht in seinem »Arbeitsjournal« überlieferte: Es gab einmal einen Mann, der mit Weizenspekulationen und -verarbeitung ein ungeheures Vermögen gemacht hatte. Nicht lange vor seinem Tod überkam ihn, wie viele Ausbeuter, das Große Grausen, und er rief eine Stiftung ins Leben, welche die Aufgabe hatte, das Böse in der Welt zu ergründen. Ein Großteil des Geldes floß jenem Institut im Exil zu, das von bedeutenden Männer wie Horckheimer, Adorno, Marcuse geführt wurde. Diese nahmen dankend das Geld an und begannen nachzudenken. Sehr sehr lange. Schließlich kam ihnen die Erleuchtung: Das Böse in der Welt, erkannten sie, sei unter anderem darin zu sehen — daß es Männer gäbe, die mit Weizenspekulation Riesenvermögen machten ...

Ihr Forschungsvorhaben kommt mir ganz ähnlich vor. Denn Sie schrieben: »Diese Untersuchung ist Teil eines größeren Projekts, an dem mehrere Hochschullehrer beteiligt sind und das vom *Bundesminister des Inneren* getragen wird« (Hervorhebung von mir, PPZ).

Der *formal* verantwortliche Chef des BKA, der aber, — wie oft haben wir das nicht erleben müssen (Korruptionsaffären, Kronzeugen, Todesschuß, Kontaktsperregesetz, »Häftlingsüberwachung«)? — in der Realität lediglich der Politclown ist, der im Nachhinein die von Dr. Herold, Wiesbaden, und Herrn Boden, Bonn-Bad Godesberg, geschaffenen Tatsachen abzusegnen und vor dem uninformiert gehaltenen und mit Falschinformationen gefütterten Parlament zu vertreten hat, ist also, wie besagter Weizenspekulant Auftraggeber einer Forschungsarbeit, die ...

Sie schreiben ferner: »Unser Erkenntnisziel ist es, von der wissenschaftlichen Seite fundiertes Material für eine Politik gegen kollektive Feindbilder und die Tabuierung gesellschaftlicher Widersprüche zu erarbeiten.« Sie wissen, daß Polizeibehörden und ihr Polizeiminister kollektive Feindbilder benötigen wie das tägliche Brot. Ohne diese wären sie unnötig, ja undenkbar. Wenn Sie also, sozusagen »privat« und nicht im Sinne Ihres Auftraggebers, wirklich interessiert sein sollten an dem Wie des Erstellens von Feindbildern und am daraufhin erfolgenden Niedermachen der so geschaffenen Feinde, gehen Sie, Herr Professor, gehen Sie und schauen Sie sich den

— Prozeß gegen Brigitte Heinrich an; als Mitglied des Studentenparlaments der Uni Frankfurt dürfte Ihnen Brigitte keine Unbekannte sein;
— Prozeß gegen Adomeit und Kröcher in Düsseldorf an, der, wie in Spanien zur Franco-Zeit, auf dem Gelände von Polizeikasernen abgehalten wird, eine höchst blutige, gemeine und abstoßende Schmierenkomödie unter der Intendanz des BKA;
— Prozeß gegen Astrid Proll in Frankfurt an ...

Aber der, gerade der beweist doch, werden Sie nun sagen, daß Herr Baum ... Ja, Herr Jäger, in *einem* Fall, und das auch nur, weil die internationale Öffentlichkeit, insbesondere die britische, sehr aufmerksam zuschaut; und ist es nicht grotesk und typisch zugleich, wenn der Beobachter schließen muß, daß nur *ein einziger* Prozeß in der Republik einigermaßen »fair« geführt wird, weil der Bundesinnenminister seine Hand über ihn hält? Und was ist mit den anderen Prozessen? Was mit den anderen Gefangenen? Es gibt über 40.000 Strafgefangene in der Bundesrepublik, und es gibt etwa 150 »politisch motivierte« (so Herold) Gefangene in diesem Lande.

Während sich die Blicke auf den Proll-Prozeß focussieren (durchaus zu Recht), während der Bundesinnenminister strahlt, gar mit Herrn Mahler parliert, während Bundespropagandachef Bölling die Werbetrommel rührt und den hochbezahlten Huren aus der Staatsschutz»journalistik« Weisungen erteilt, wie steht es da mit der Kopfschußpraxis jener Terroristen, die vorgeben, den »Terrorismus« zu bekämpfen, mit den erschossenen van Dyck, Stoll, um nur die letzten zu nennen, welchem Umstand verdankt Rolf Pohle es, daß er noch — in den Kopf geschossen, lebt? Wer war und ist denn verantworlich für den brutalen und viehischen Haftstatus des schwer kopfverletzten Günter Sonnenberg, wer für »Häftlingsüberwachung« und »Hochsicherheitstrakte«?

Es kann nicht darum gehen, Strafrecht und Kriminalpolitik effizienter zu machen, also Knäste effizienter zu machen; es geht darum, sie abzuschaffen! Ein Haftstatus, wie der in der BRD für »politisch motivierte Gewalttäter« (Herold), der, wie ich es bei einem RAF-Mitglied erleben mußte, ihn von »Umerziehungslagern« für seine Peiniger träumen läßt, ihn also seinen Feinden furchtbar ähnlich werden läßt, wurde mit Hilfe *Ihrer* »Wissenschaft« — aber Herr Herold ist ein ehrenwerter Mann! — ersonnen, wird mit Hilfe universitärer Forschung (Sonderforschungsbereich 114 der Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf, zum Beispiel) praktiziert.

Wie können Sie da erwarten, daß Ihnen auch nur *ein* anständiger Mensch, ganz zu schweigen von Menschen, die an einer totalen Umgestaltung der Gesellschaft in Richtung Freiheit und Selbstbestimmung interessiert sind, irgendwelche Auskünfte erteilt?

Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, daß auch die von Ihnen betriebenen Fächer zur Befreiung des Menschen beitragen können — aber da halte ich mich lieber an Theoretiker und Praktiker wie Jessica Hitford, Helmut Ostermeyer, Thomas Mathiesen, die AG SPAK, die Humanistische Union, an Peter Brückner und die kritisch begriffene, auf Abschaffung von Herrschaft gerichtete Wissenschaft. Nicht an Sie.

Mit den besten Grüßen und dem Wunsch nach einer
AMNESTIE FÜR *ALLE* GEFANGENEN!

Otto René Castillo:

eines tages

eines tages
werden die unpolitischen
intellektuellen meines landes
befragt werden von den einfachsten
unseres volkes

man wird sie fragen
was sie taten als
unsere nation verlosch
wie ein flämmchen
klein und allein

niemand wird sie fragen
nach ihren kleidern
nach ihrem langen mittagsschlaf
niemand will dann etwas hören
über ihre sterilen debatten
über die idee des nichts

niemanden werden ihre besseren
finanzkenntnisse scheren
keiner wird sie fragen
nach griechischer mythologie
niemand wird ihrem selbstekel
beachtung schenken
der aufkam da etwas in ihnen
zu sterben begann
den tod eines feiglings

keiner wird sie nach ihren absurden
selbstrechtfertigungen fragen
im schatten geboren
der lüge durch und durch

an jenem tag
werden die einfachen kommen
jene die keinen platz fanden
in den büchern und gedichten
der unpolitischen intellektuellen
ihnen aber täglich das brot brachten
die milch tortillas und eier
jene die ihre kleidung stopften
die ihnen die autos lenkten
aufpaßten auf ihre hunde
und gärten die für sie arbeiteten
und fragen werden sie:
was tatet ihr als die armen litten
als zärtlichkeit und leben
in ihnen verglommen verloschen?

(Ins Deutsche übertragen von P.P. Zahl)

Otto René Castillo wurde 1936 in Guatemala geboren. Mit 17 Jahren Anführer einer Schülervereinigung. Nach dem von der United Fruit Company finanzierten Sturz der sozialreformerischen Regierung Arbenz ging Castillo zum ersten Mal ins Exil, nach El Salvador. 1957 Rückkehr, Studium von Jura und Sozialwissenschaften. 1959 mit Stipendium in der DDR, studierte in Leipzig Literaturwissenschaft, heiratete eine deutsche. 1964 Rückkehr nach Guatemala. 1965 Verhaftung, ins Exil geschickt, als er einen Film über die Guerilla drehen will. Dezember 1965 illegale Rückkehr, schließt sich der FAR an. Im März 1967 gerieten Castillo und andere Guerilleros entkräftet in Gefangenschaft. Castillo wurde vier Tage lang gefoltert, dann auf Befehl des guatemaltekischen Verteidigungsministers ermordet und verbrannt.

Foto: Thomas Eichhorn

Noch ein Dichterschicksal

Von Regine Walter-Lehmann

Thomas Brasch bleibt auch mit seinem neuen Stück »Lieber Georg« nur ein sogenannter Dissident. Regine Walter-Lehmann hat sich die Uraufführung in Bochum angesehen

DIE Zeiten, in denen man mit »Dissidenten« noch die Vorstellung von etwas wie Widerstand verband, sind vorbei. Unbequem für diejenigen, die singend, philosophierend oder dichtend im »freien Westen« ihre Klage über das Dasein in der geknechteten DDR zu Gehör bringen wollen. Wer heute — frisch ausgetauscht — seine »Tagebücher aus dem Zuchthaus R.« den Verlagen anbietet, wird wahrscheinlich mit einem freundlichen »Ham wa schon fünf« wieder nach Hause geschickt werden. (Allerdings besteht noch immer die Möglichkeit, sich einen freiheitlichen Konrad-Adenauer-Gedenkpreis oder einen Bayrischen Filmpreis abzuholen.)

Thomas Brasch hatte das Glück, zu den Vorgängern zu gehören, die bei gezückten Journalisten-Mikrofonen, offenen (Verleger)-Armen und bereitstehenden Druckerpressen ihren Einzug hielten. Wenige Wochen nach seinem Umzug erschien der Erzählband »Vor den Vätern sterben die Söhne« im Rotbuch-Verlag und auf der Bestenliste. Der schmale Band wurde als begabte Talentprobe gefeiert, ein Jahr später veröffentlichte Brasch weiteres im Suhrkamp-Verlag, er war der »Suhrkamp-Kultur« angeschlossen. Auch da konnte man noch, wenn auch schon dezenter formuliert, über seinen Einsatz im Kampf gegen unfreiheitli-

che Tendenzen nachlesen: »1968 folgt die Verhaftung wegen 'staatsfeindlicher Hetze', er verfaßte und verteilte Flugblätter gegen die CSSR-Besetzung.« Ausgesprochenes politisches Engagement findet sich, neben dieser biographischen Notiz, nicht. Dafür die Beschreibung eines Lebensgefühls, das den Nerv einer Generation (von intellektuellen Bürgern) genau trifft, grenzüberschreitend, gesamtdeutsch: so oder so enttäuscht über eine Gesellschaft, in der alle Möglichkeiten einer schöpferischen Entfaltung den Eigengesetzlichkeiten unterliegen, hier vermarktet, dort verstaatlicht, in einer Weise, die anfangs etwas ratlos als »neuer unerhörter Ton in der Theaterliteratur« umschrieben und dann doch bald auf den Begriff gebracht wurde: Braschs Neoexpressionismus. Über die Zulässigkeit dieser Zuordnung können nun die Theaterleute oder Germanisten streiten. Der neue Ton ist inzwischen so viel gehört, daß er allenfalls noch dickbäuchigen Theaterkritikern den Atem stocken läßt. Vätergeschundene Männer in der Identitätskrise legen ihren blutvollen Kopf zwischen Schamlippen, während weiße Frauenarme irre Alte erdolchen und der kalte Stern weiter um die Sonne fliegt.

Nun hat Brasch sich dem Thema Expressionismus selber zugewandt. Für das Schauspielhaus Bochum schrieb er »Lieber Georg — Ein Eis-Kunst-Läufer-Drama aus dem Vorkrieg«.

So wie er den »Dissidenten« nicht so schnell los wird, verfolgt Brasch zäh der Ruf eines hochbegabten Autors, von dem das ganz große Werk noch aussteht. Diesmal sollte es (nach Frankfurt, Tübingen, Stuttgart, Berlin) in Bochum stattfinden. Die Bedingungen waren nie günstiger: Das neue Bochumer Ensemble unter der Intendanz Peymanns, der in den Gewerkschaftszeitungen sich dicke tat mit viel Mitbestimmungsgehabe, ließ ebenso wie die Regisseure Manfred Karge und Matthias Langhoff auf große Publizität hoffen. Karge/Langhoff, prominentes DDR-Duo mit Langzeitvisum für den Aufenthalt im nichtsozialistischen Ausland, haben momentan den rareren Status: den des DDR-Urlaubers, der jetzt mehr zählt als der des Umsiedlers. Aus anderen und diesen Gründen hat wohl der Autor seine Biographie zusammengestrichen: »Thomas Brasch, 1945 in Westow/Yorkshire, England geboren. Lebt in West-Berlin«, heißt es nun schlicht im Programmheft.

Brasch's mieses Stück handelt zunächst mal vom expressionistischen Dichter Georg Heym — einem der wenigen, die sozusagen zu »Klassikern« des deutschen Expressionismus aufgerückt sind aus der großen Schar der jungen Dichtergeneration vor dem Ersten Weltkrieg, denen intensive literarische Produktivität ebenso gemein war wie die rebellische Sorge um die Menschheit, mit der es so nicht weitergehen konnte.

Heym: »Mein Unglück ruht vielmehr zur Zeit in der ganzen Ereignislosigkeit des Lebens. Warum tut man nicht einmal etwas Ungewöhnliches, auch nur, daß jemand dem Ballonhändler die Schnur durchschnitte. Ich würde ihn gern schimpfen sehen. Warum ermordet man nicht den Kaiser oder den Zaren?« Die vitale antibürgerliche Haltung und die lustvolle Erwartung von irgendetwas »Ungeheurem, einem großen Krieg, einer Revolution oder sonst etwas« erweckte gerade bei den jungen dichtenden Bürgersöhnen (und auch -töchtern) große Sympathien. Der Schlachtruf »Aber nur nicht so weiter!« — ohne sofort ein neues gesellschaftliches oder politisches Modell alternativ anbieten zu müssen, war den oppositionellen Intellektuellen lieb.

Heym hat die ersehnte und zugleich gefürchtete Welterschütterung nicht mehr erlebt. Zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges starb er einen Tod, der sozusagen günstig für ihn ausfiel: Beim Eislaufen auf der Havel brach er ein und ertrank mit seinem dichtenden Freund Balcke. Warum es günstiger ist, einen exotischen, frühen Tod zu sterben, nachdem man der ungeliebten Welt zornig ins Gesicht getreten ist, literarisch, versteht sich —, davon handelt letztlich Brasch's Stück. »Den geht bald gar nichts mehr an/Der bricht ein und ist weg«, beendet Leni (eine von den Frauen, mit denen es Heym anscheinend gelingt, ein menschliches Verhältnis zu haben) ein Gespräch mit dem Ballonflieger, der von oben herab provozierende Fragen an den Dichter Heym stellt. Es scheint, als neide Brasch dem Kollegen sein zwar tragisches, aber auch einfacheres Dichterschicksal. Der Ballonflieger: »Hatten Sie früher nicht größere Gegenstände. Die französische Revolution zum Beispiel. Jetzt sind Sie ganz privat. Ist die Luft aus Ihnen heraus, Herr Heym.«

Heym brauchte sich seinerzeit diesen Fragen nicht zu stellen. Wohl aber seine Zeitgenossen, die, wenn sie den Weltkrieg überhaupt überlebten, ihre literarischen Visionen von den realen Ereignissen bei weitem übertroffen sahen und nun auf eine andere, neu zu erarbeitende Weise Stellung nehmen mußten oder sich entschieden, einfach nichts mehr zu sagen. So erst recht — 70 Jahre danach — Thomas Brasch. »... ich weiß jetzt, daß ich ein Theaterstück schreibe, das von einem Dichter handelt mitten in einem betäubend stillen Vorkrieg zwischen den unsichtbaren Gesetzen der Ökonomie unter dem Gewicht einer alten Ästhetik«, berichtet der Autor in der Szene »Außerhalb des Spiels 1979«.

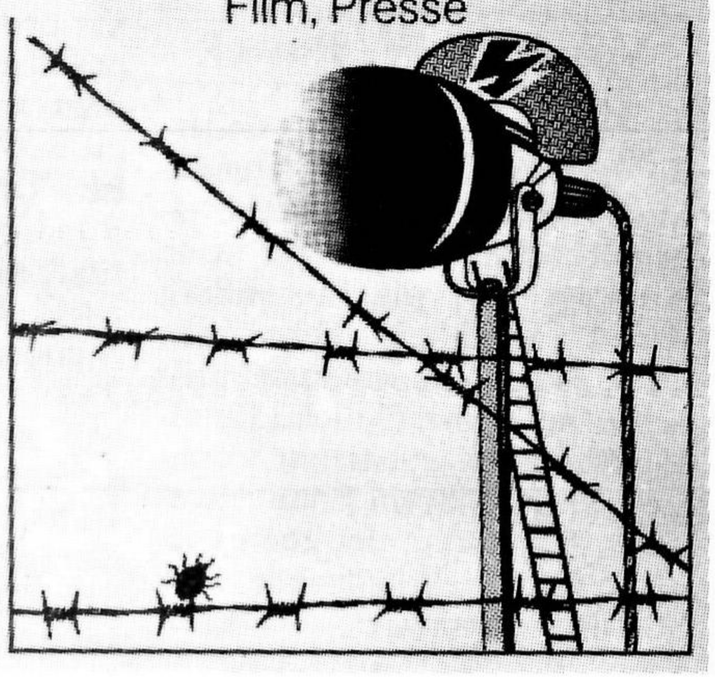
Wenn auch die Zeichen von Vorkriegs-Zeiten ähnlich sind, vergleichbar sind sie nicht. So mag Brasch's Lebensgefühl dem von Georg Heym ähneln, seine Stellung als Autor ist eher vergleichbar mit der der überlebenden Heym-Kollegen *nach* dem Krieg.

Wollte Brasch sich nicht länger maulend weltunlustig an die Seite von genialischen Frühverstorbenen stellen und sich endlich aufraffen, den koketten Flirt mit den zu pathetischen Phrasen verkommenen Menschheitsschreien des Expressionismus aufzugeben, so würde seine Rebellion spannend und er wieder aufregend werden. Damit wäre er auch den »Dissidenten« los.

Die Premiere endete mit langem Beifall, Karge/Langhoff/Brasch und ihre Sympathisanten jubelten sich gegenseitig zu. Bei den bürgerlichen Kritikern der großformatigen Zeitungen kann man in aller Ausführlichkeit nachlesen, warum. Für uns ist bemerkenswerter, daß die Reaktion des Bochumer Publikums am nächsten Tag Ensemble und Regisseure sauer werden ließ: Genervtes Zischen, lahme Lacher, Buhs und gelangweilter Applaus für diese aufgeblasene, effekthascherische, desinteressierte Inszenierung. □

medium

Zeitschrift für
Hörfunk
Fernsehen
Film, Presse



12mal jährlich Medienkritik

Einzelheft 3,50 DM, Jahresabo 42,– DM, Schüler- und Studentenabo 29,40 DM (alle Preise incl. MwSt. und Porto)

gratis für jedes neue Abo
V. Pavlov: Asylum
Ein Bilderbuch

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik
Friedrichstraße 2–6, 6000 Frankfurt/M.

Neu 1980: je 5,-
Robert Havemann 70
Fried,Flechtheim,Pohl
Zschorsch,Frei,Heinrichs,Todesurteil 1943
Israel: Kraft,Brod,
L.Marx,A.Zweig,Lasker
Schüler,Grab,Souchy
E.u.S.Pohl: Die ungehorsamen Maler der DDR
176 S.,zahlr.Abb.19,80
Kurt Hiller: Rote Ritter.Erlebnisse mit dt.
Kommunisten.140S. 12,-
H.G.Adler:Blicke 7,-
Ernst Sommer: Revolte
der Heiligen 216S 13,-
A.Koestler:Spanisches
Testament 15,-
A. Kantorowicz: I, II
Deutsches Tagebuch
zus.üb.1500 S.je19,80
Robert Havemann:Berl.
Schriften 4.A. 15,-
H.Brandt:Traum 11,-
K.A.Wittfogel: Marx.
Ästhetik 10,-
Zschorsch:Glaubt 8,-
Briefmarken senden!
Verlag europäische ideen
PF 246, 1000 Berlin 37

RUNDFUNK-SYSTEM

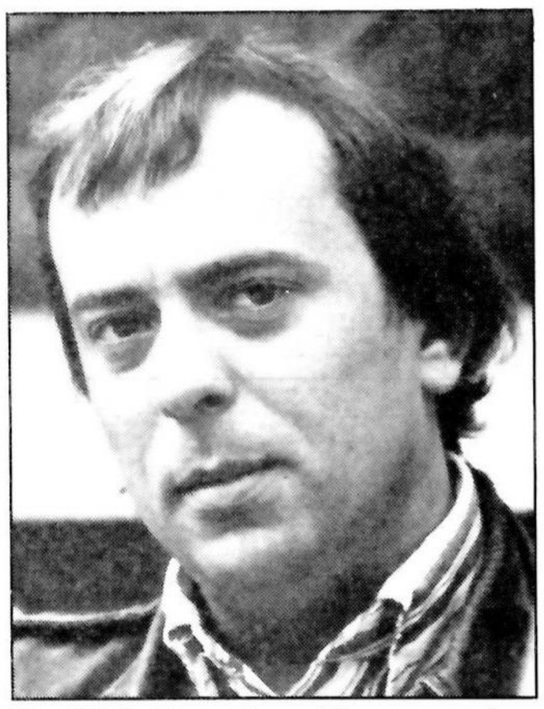
Hören wir auf, eine Fiktion zu verteidigen!

Von Karl W. Pawek

NUN bekommt also Niedersachsens stellvertretender Ministerpräsident Albrecht einen Rundfunksender für seine Auftraggeber, wie Luxemburg seinen Satelliten bekommen wird. »Die Zeit, wo ausschließlich öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten existieren konnten, die geht ihrem Ende entgegen«, frohlockte der eben wiedergewählte Vorsitzende des SFB-Rundfunkrates, Karl-Heinz Schmitz (CDU). Und die Zahl derer, die meinen, noch etwas retten zu können vom öffentlich-rechtlichen Charakter der Sendeanstalten, nimmt ab. Eine falsche Strategie lähmt.

Denn blind und taub muß man sein, hält man die gegenwärtige Organisationsform der Rundfunkanstalten für schutzwürdig. Mit welchem Recht denn sträuben sich Westdeutschlands Medienökologen gegen Werbefunk aus dem Ausland, wenn z.B. der Südwestfunk täglich zwischen 11.30 und 11.50 Uhr einen Werbeblock ausstrahlt für die Schweiz, zu buchen über einen Züricher Agenten, und damit selbst vom Werbeverbot in der Rundfunkordnung eines Nachbarlandes profitiert?

Da ist es dann auch nur folgerichtig, daß dieser Südwestfunk negative Erwähnungen der Mode-Kosmetik-Firmen Dior und Arden aus einem Fernsehfilm streicht. ('Rodeo Drive am 3.1.; ein Vorgang übrigens, der mir bedenklicher scheint als die praktizierte politische Zensur, zeigt er doch, wie gewöhnlich die Repression bereits geworden ist.) Und wenn der Hessische Rundfunk seit Februar täglich fünf Minuten mehr Werbung ausstrahlt, um »hohe Überbuchungen« abzubauen, gehen diese hohen Überbuchungen gewiß nicht auf das Konto eines kritischen Programms. Bayern III hat mit jährlich 1.306 Millionen Sekunden Reklame eine höhere Werbedichte als Radio Luxemburg — darauf mußte erst ein CDU-Schlitzohr eigennützig aufmerksam machen, weil die Linke offenbar gar nicht mehr hört, was sie verteidigt.



Karl W. Pawek weiß, was es bedeutet, sich gegen bestehende Medienmacht behaupten zu wollen: Seine alternative Programm-Zeitschrift »alles« mußte ihr Erscheinen nach drei Ausgaben vorerst wieder einstellen. Hier fordert er nun das scheinbar Unrealistische: ein Tauschgeschäft für einen besseren Rundfunk

Claus Detjen schließlich, Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger, feixt sich eins: »Im Hörfunk hat der Bayerische Rundfunk 1978 1.217 Stunden kulturelle Programme gesendet, aber 4.141 Stunden Werbefunk. Beim Hessischen Rundfunk gab es im selben Jahr 992 Stunden Kultur, aber 2.923 Stunden Werbefunk.«

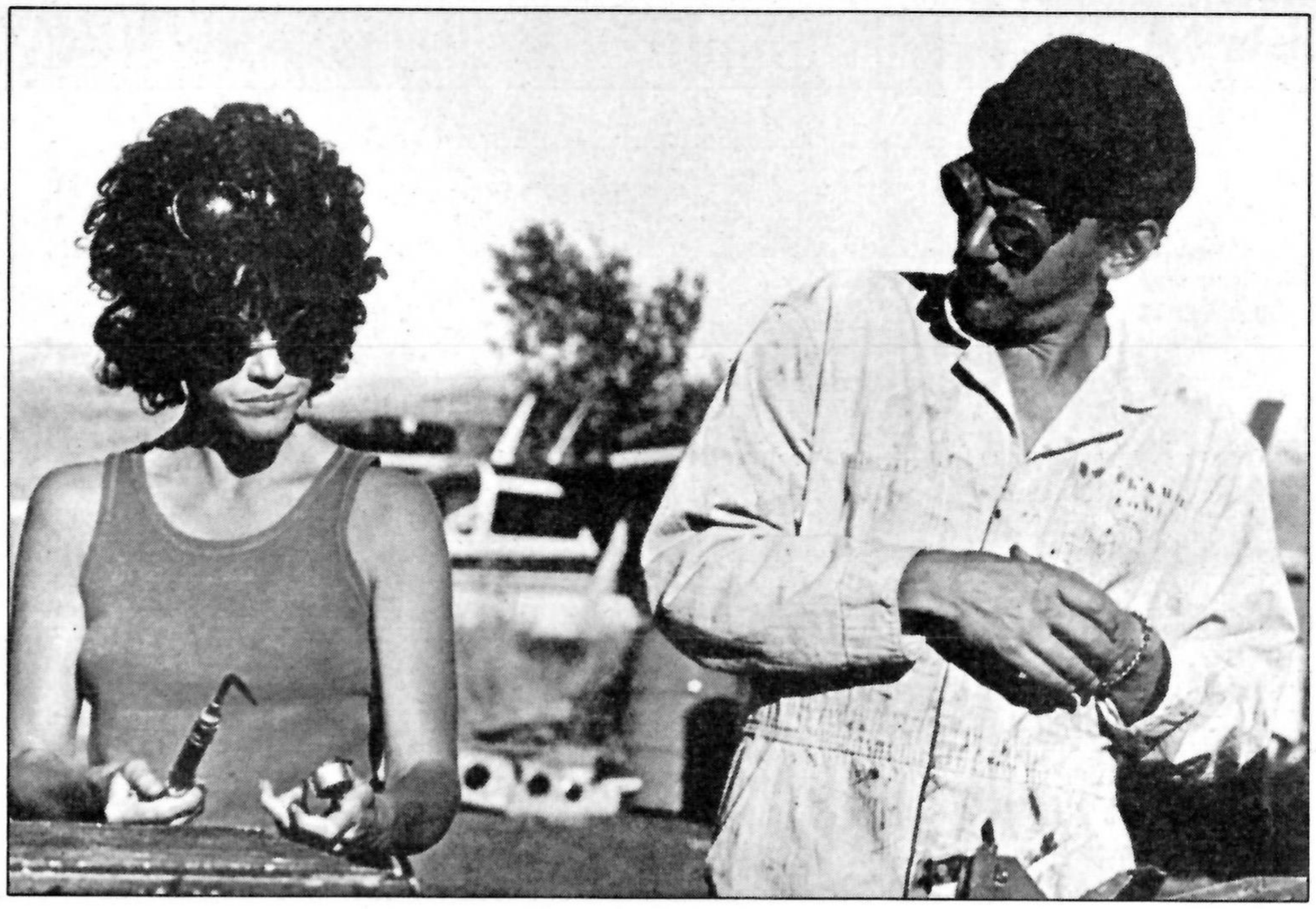
Statt eine öffentlich-rechtliche Fiktion zu verteidigen, sollten alle, die ein humanes, nützliches, gewinn- statt profitbringendes Rundfunk- und Fernsehprogramm wollen, sollten also die Christen und die Gewerkschafter und Sozialisten endlich einen wirklich öffentlich-rechtlichen Rundfunk fordern. Die Situation ist günstig, ein Tauschgeschäft bietet sich an.

Mögen doch Springer, Bauer und Burda, aber auch Mohn und Augstein ihr Profitfernsehen bekommen, wenn dafür die Einführung eines öffentlich-rechtlichen Fernsehens möglich wird durch die Garantie eines ungeschmälerten Gebührenaufkommens (dies nämlich wird der Punkt sein, an dem die Privaten nach wenigen Jahren dem halbstaatlichen Fernsehen und Rundfunk den Todesstoß versetzen wollen) und einer fundamentalen Reorganisation:

- Programmstruktur: Die Zuschauer wünschen gar nicht so sehr mehr Programme, sondern die Möglichkeit, jederzeit ein der eigenen Stimmung der augenblicklichen Lage entsprechendes Programm wählen zu können. Das Programmangebot des öffentlich-rechtlichen Fernsehens wird auf sieben Kanäle erweitert. Drei dieser Kanäle, die sich zeitweise regional und subregional trennen, werden über Gebühren finanziert: Nachrichten (einschl. Dokumentation, Wissenschaft, Kunst); Kinder-/Jugendprogramm; Öffentlicher Kanal. Daneben gibt es vier Pay-TV-Kanäle, deren Gebühren so hoch sind, daß gemeinschaftliches Sehen sinnvoll wird: drei Unterhaltungsprogramme (leicht, leicht, schwer) und ein Sportkanal mit häufigen, regional begrenzten Live-Sendungen.
- Es wird ein Werbepool gebildet, aus dem nach einem Zufallsprinzip Spots auf die Programme verteilt werden.
- Die Sender geben ihre Programme nicht mehr kostenlos an die Zeitschriften-Konzerne ab. (Man stelle sich vor, die Theater würden keine eigenen Programme drukken und verbreiten, sondern müßten alle Informationen zur Veröffentlichung an private Verleger weitergeben.) Die Etats der bestehenden Pressestellen reichen zur Finanzierung einer eigenen Programmzeitschrift.
- Aus den Aufsichtsgremien werden nicht nur die von den Regierungen und Parteien direkt entsandten Vertreter, sondern auch die zumeist parteipolitisch gebundenen Vereinsmeier verdrängt zugunsten einer echten Repräsentanz der Öffentlichkeit. Basisdemokratische Modelle für die Wahl, Organisation und Funktion solcher Gremien liegen vor.
- Journalistische und künstlerische Mitarbeiter der öffentlich-rechtlichen Anstalten erhalten ein Gehalt, dessen Höhe sich am Durchschnittseinkommen aller Bürger orientiert. Wer dann noch mitarbeitet, hat Lust und Spaß an der Arbeit.

Unter diesen Voraussetzungen läßt sich ein Programm machen, das Springer, Bauer und Burda, aber auch Mohn und Augstein fürchten müßten, könnten sie es sich nur vorstellen. Doch vorstellen kann sich dieses Programm, fürchte ich, nicht einmal die Linke. Denn wer entwickelt schon noch Phantasie, wenn er an Rundfunk und Fernsehen denkt. Die wurde nicht zuletzt durch die elektronischen Medien abgetrieben. □

So führt der SPD-Fraktionsvorsitzende in der Hamburger Bürgerschaft, Ulrich Hartmann, seinen Kampf gegen die Zerschlagung des NDR. In der »Bild«-Zeitung. Doch er distanziert sich auch gleich wieder — von beiden Medien: »Ich habe mich über bestimmte Fernsehsendungen schon genauso geärgert wie z.B. über manche Beiträge der 'Bild'-Zeitung. Aber es kommt nicht darauf an, ob ein Politiker sich ärgert. Wichtiger ist, daß die Journalisten ungehindert berichten können.« Wie bei »Bild«.



Es war einmal, 1968

Von Thomas Rothschild

»Steelyard Blues« ist kein neuer Film, aber er wird immer noch übersehen

WAS kein Geschäft verspricht, überlassen die Großverleihe den Programm-Kinos. Wenn dort allerdings ein Außenseiter wie die »Rocky Horror Picture Show« zu einem Renner wird, nehmen auch die City-Theater das allabendliche Reiskehren auf sich und setzen die sichere Einnahmequelle im Spätprogramm an.

Den »Steelyard Blues« haben sie bisher ignoriert. Den kann man nur — da aber immer wieder — in Programmkinos sehen, er bleibt ein Geheimtip. Nur vier Jahre vor der erfolgreichen Frank'n'furter-Story, nämlich 1972 fertiggestellt, gibt dieser (ungemein schöne) Film Aufschluß darüber, was sich gesellschaftlich und in unseren Köpfen in dieser kurzen Zeit verändert hat.

Auch »Steelyard Blues« ist ein Freak-Streifen. Während aber die Rocky Horror-Geschichte keinerlei Bezug zur politischen Realität ihrer Entstehungszeit hat, ist der ältere Film geladen nicht nur mit Stimmung, sondern auch mit handfester Wirklichkeit der frühen siebziger Jahre. Dem schwachparodistischen Märchen oder der Show eben steht der Blues gegenüber. Und Blues, das bedeutet Hoffnung in der Trauer, Zusammenprall von feindseliger Außenwelt und individuellem Empfinden. »Steelyard Blues« ist das letzte ehrliche Dokument der fast schon verlorenen Utopie der sechziger Jahre.

Der Stahlhof-Blues hat drei Protagonisten und für diese drei überragende Darsteller. Da ist Jesse Veldini (Donald Sutherland), der mit gestohlenen Wagen an Rennen teilnimmt, bei denen es darauf ankommt, Autos zu Schrott zu fahren, und der wiederholt ins Gefängnis muß. Da ist Eagle (Peter Boyle), ein ausgeflippter Akrobat, der beständig in Filmrollen von Fantomas bis zu Marlon Brandos Wildem schlüpft. Und da ist Iris Caine (Jane Fonda), eine Prostituierte, die das Scharnier zwischen der verrückten Welt ihrer Freunde und der bürgerlichen Welt der angeblich Normalen bildet.

Denn bei Iris verkehrt auch der Gegenspieler unserer Helden: der Staatsanwalt Frank Veldin, der zu allem Unglück Jesses Bruder ist. Natürlich soll man an das legendäre Gangsterbrüderpaar Jesse und Frank James denken. Und natürlich ist es ein Signal, wenn sich der ewig verbindlich lächelnde, in den entscheidenden Momenten aber skrupellos brutale Karrierist Frank seinen italienischen Namen amerikanisieren läßt.

Zusammen mit Jesses jüngerem Bruder und mit dem schlitzohrigen Duval bauen Jesse, Eagle und Iris ein abgewracktes Flugzeug aus, um damit in ein Land zu fliegen, wo es keine Gefängnisse gibt. Aber ehe der Freiheitstraum von 1968 verwirklicht ist, bleibt Jesse nur die Aggressionsablade in der sinnlosen Zerstörung der demolition races, in denen sich doch so augenfällig die alltägliche Materialschlacht auf den Autostraßen und in Vietnam widerspiegelte; Eagle bleibt nur die Flucht in die Phantasiewelt des Kinos (die Regisseur Alan Myerson Gelegenheit zu liebevollen Zitaten und köstlichen Parodien gibt); und Iris bleibt nur der Kompromiß mit dem Establishment. Daß sie bei ihrem horizontalen Marsch durch die Institutionen nicht vergißt, auf wessen Seite sie liegt, beweist sie mit einem Glas Whisky inclusive Eiswürfeln, das sie dem geilen Frank in die gewölbte Unterhose schüttet.

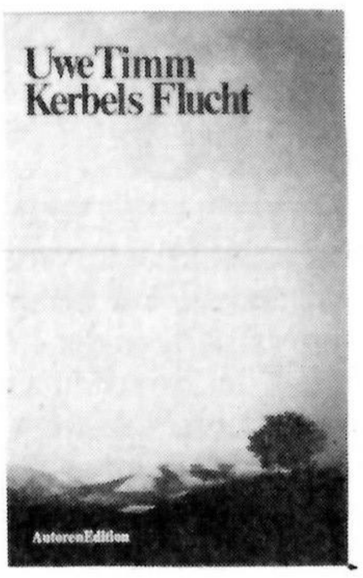
Am Schluß kommt es zum Showdown. Eine Herde von Polizeiautos, vom Teleobjektiv zusammengedrängt, nähert sich bedrohlich der abflugbereiten Maschine, wo die Gruppe noch auf Eagle wartet. Die Sache scheint entschieden. Da kommt Eagle als Westerner angeritten, an der Leine die Pferde für die Freunde. Sie reiten zum Horizont, wo ein Hubschrauber auf sie wartet.

Allzu offensichtlich unwahr ist dieses Ende. Will sagen: die amerikanische Legende vom freiheitsdurstigen Einzelkämpfer ist endgültig ins Märchenreich verbannt. »Ich bin kein Krimineller, Iris, ich bin ein Outlaw«, sagt Jesse einmal, also einer, der außerhalb des Gesetzes steht. Was der Unterschied sei, fragt Iris. Darauf Veldini: »Ich weiß nicht.« Und ironisch meint Eagle, als er einen Wächter fesselt: »Haben Sie keine Angst. Wir sind auf der Seite von Freiheit und Gerechtigkeit.« Der schöne Traum von 1968. Doch die wirkliche Macht ist beim aalglatten Frank Veldin, ist bei seinen Polizisten, die bösartig, wie einst die zaristischen Soldaten in Gorkijs »Mutter«, die neue Einrichtung der Freaks zerstören. »Du bist ein Verlierer«, sagt Iris in einer trostlosen Industrielandschaft, dem Fluchtort zahlloser Gangsterfilme, zu Jesse. Dies ist ein Film über Verlierer. Oder? Dürfen wir nicht doch davon träumen, daß uns ein Eagle mit seiner Verkleidung aus all dem Schlamassel herausholt?

Erzählt wird diese einfallsreiche, niemals aber vergagte Geschichte mit der sensiblen Kamera von Laszlo Kovacs, der farbige, nicht bunte Bilder macht. Sie nähert sich den Menschen behutsam und mit Respekt, bezieht tiefenscharf Umgebung ein, wo sie von Bedeutung ist, taucht in blaues Pastell, was für sich selbst spricht — wo die »Rocky Horror Picture Show« beständig in grellen Farben brüllt. Zügige Sequenzen überbrücken mit Humor größere Zeiträume, getragen von dem munteren Bluegrass und dem süffigen Blues von Nick Gravenites, Mike Bloomfield und Paul Butterfield. Schön, daß es die Programmkinos gibt. □

Verlag AutorenEdition
Frühjahr '80

**Der Roman Nicaraguas.
Ein bedeutendes
Werk lateinamerikanischer
Erzählkunst.**
Ca. 250 Seiten, geb. DM 29,80



**Der Bruch einer Liebe, einer
Zuversicht, eines Lebens.
Eine Generation in der Krise.**
220 Seiten, Engl. Br. DM 19,80

**Die Entwicklung eines Jungen im
„Dritten Reich" – zwischen
Chippendale und Hakenkreuz**
230 Seiten, Engl. Br. DM 22,–

Unsere Freunde die Diktatoren
Lateinamerikanische Schriftsteller
heute
Prosa · Essays · Poesie
herausgegeben von
Curt Meyer-Clason
Ca. 300 Seiten, Pb. DM 29,80

Gert Loschütz
Diese schöne Anstrengung
Gedichte
100 Seiten, Pb. DM 19,80

PRESSE

»Stern«-Chef Henri Nannen

Foto: Peter Peitsch

Wo warst du, Henri?

Von Ingrid Klein

Warum »Emma« vom Hamburger Landgericht prüfen läßt, ob »Stern«-Chef Nannen an einem Sommertag im Jahre 1978 an seinem Arbeitsplatz war

»IST Pressefreiheit eine Frage der Demokratie oder des Geldes?« fragte »Emma« in ihrer Januar-Ausgabe. Der Verdacht, daß Geld vielleicht doch eine Alternative zur Demokratie sein könnte, kam der Frauenredaktion um Alice Schwarzer, seit der »Stern« versucht, mit Gerichtskosten und Geldstrafen die »Emma« per Justiz auf die Matte zu legen.

Anlaß für den Streit: »Emma« hatte eine beim »Stern« übliche Heft-Aktualisierung als »Zensur« bewertet und Chefredakteur Henri Nannen dafür verantwortlich gemacht. Der ließ diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen und marschierte zu Gericht, weil erstens der Zensur-Vorwurf an einen Chefredakteur eine Beleidigung sei, die widerrufen werden müsse, und zweitens habe er die Zensur schon deshalb nicht ausüben können, weil er an dieser Heft-Aktualisierung gar nicht teilgenommen habe.

So kommt es, daß sich in mittlerweile zwei Terminen vor dem Hamburger Landgericht viele hochbezahlte erwachsene Menschen

ernsthaft mit der Frage beschäftigen: War Henri Nannen an einem Sommerabend des Jahres 1978 an seinem Arbeitsplatz oder war er nicht? Der Streitwert dieser Frage beträgt 150.000 Mark. Die Antwort kann »Emma« den finanziellen Tod bringen.

Die Verbissenheit, mit der der »Stern« die »Emma« über den Tisch ziehen will, hat eine Vorgeschichte: Im Juli 1978 findet in Hamburg der erste Sexismus-Prozeß statt. Alice Schwarzer, Luise Rinser, Inge Meysel und sechs weitere Frauen verlangten vom »Stern«: »... zu unterlassen, die Klägerinnen dadurch zu beleidigen, daß auf den Titelseiten des Magazin »Stern« Frauen als bloßes Sexualobjekt dargestellt werden und dadurch beim männlichen Betrachter der Eindruck erweckt wird, der Mann könne über die Frau beliebig verfügen und sie beherrschen.«

»Stern«-Anwalt Senfft dazu: »Allein der Blick auf die Thematik und den Anzeigenteil der Zeitschrift 'Emma', um die sich die Klägerinnen gruppieren, wird das Gericht überzeugen, daß wir es hier mit einer ganz bestimmten Gruppe von Frauen zu tun haben, die in ihrem Verhältnis zum Mann anders reagieren als die überwältigende Mehrzahl der übrigen Frauen.«

Das Gericht ließ sich überzeugen, gab den Herren vom »Stern« recht und verbeugte sich galant vor den klagenden Damen. Richter Engelschall: »Ich bewundere den Mut und das Engagement der Klägerinnen — in zwanzig Jahren würden sie vielleicht recht bekommen.« Aber wir schreiben nicht das Jahr 1998 sondern Juli 1978. In der »Stern«-Ausgabe nach dem Urteil zeichnet Chefredakteur Nannen verantwortlich für den Artikel: »Prozeß: Zehn Frauen contra Stern«.

Nicht verantwortlich, laut Impressum, ist er für den Austausch zweier Kommentare in dieser Ausgabe: Der »Stern«-kritische Diskussionsbeitrag der »Stern«-Redakteurin Ingrid Kolb zum Titelblatt-Prozeß wurde an einem Sonntagabend gegen einen Artikel zu den russischen Dissidenten-Prozessen ersetzt. Die Kolb-Meinung war zu dem Zeitpunkt bereits 169.000 mal gedruckt (in der Lesezirkel-Ausgabe des »Stern«) und wurde dann auf der üblichen Aktualisierungs-Konferenz ausgetauscht. Aber eben nicht von Nannen, sagt Nannen. Der soll an jenem Sonntag nicht dagewesen sein, wie sein stellvertretender Chefredakteur Peter Koch eidesstattlich versicherte.

Die folgende »Emma«-Ausgabe zitierte Nannen: »Die Klage hat uns nachdenklich gemacht. In redaktionsinternen Diskussionen werden auch die Gedanken der Klägerinnen als Argumente ernst genommen.« Und weiter in »Emma«: »Er vergaß dabei allerdings zu erwähnen, daß er selbst vor Zensur nicht zurückschreckte, um diese redaktionsinternen Gedanken nicht laut werden zu lassen.« Das brachte »Emma« eine Unterlassungsverfügung — und wegen eines Verstoßes dagegen — auf Antrag des »Stern« 10.000 Mark Geldstrafe ein. Und außerdem eine Gegendarstellung des »Stern«-Chefs:

»Bei der am Sonntag, dem 16.7.1978, erfolgten routinemäßigen Aktualisierung des »Stern« war ich in München. Ohne meine Mitwirkung wurde der Beitrag von dem stellvertretenden Chefredakteur Peter Koch ... ausgewechselt. Einwände gegen den Inhalt und die Tendenz des Artikels von Frau Kolb hat es auch für Peter Koch nicht gegeben. Henri Nannen.«

Den »Emma«-Frauen kam der Verdacht, daß diese Gegendarstellung in einem wesentlichen Punkt falsch war. Nannen war an seinem Arbeitsplatz gesichtet worden.

In diesem Stadium griff Joachim Hagen von der »Stern«-Rechtsabteilung klärend ein und schrieb an »Emma«: »Der Sonntag, an dem Herr Nannen in München war, ist der Sonntag nicht gewesen, an dem durch Herrn Koch der Kolb-Artikel gegen einen aktuelleren Beitrag ausgewechselt worden ist, ohne Mitwirkung, ja ohne Wissen von Herrn Nannen... Herr Nannen selbst oder sein Sekretariat haben diesen Sonntagstermin durcheinandergebracht.«

Gleichzeitig versuchte Luise Rinser, Ex-Mitklägerin gegen den »Stern«, durch einen offenen Brief an Henri Nannen zu vermitteln: »Wäre es nicht für Ihr Prestige viel besser, die Klage zurückzuziehen und einen Vergleich zu machen? Oder sogar zuzugeben (unter Umständen), daß Sie sich geirrt haben könnten???«

Das war Henri Nannen unter keinen Umständen möglich. Und so verdankt die Öffentlichkeit Henri Nannen einen Prozeß, der zu einer eindrucksvollen Demonstration milieubedingter Gedächtnisschwäche wurde.

Insgesamt sagten neun Zeugen in chronologischer Reihenfolge sinngemäß folgendes aus:

Zeuge Peter Koch, stellvertrender Chefredakteur: Nannen war nicht da. Ich habe allein entschieden. — Nannen war doch da. Aber erst ganz zum Schluß.

Zeuge Karlheinz John, Layouter: Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Zeuge Klaus-Jürgen Liedtke, Leiter der Auslands-Redaktion: Ob Koch oder Nannen entschieden haben, weiß ich nicht. Ob Nannen da war, weiß ich auch nicht mehr.

Zeugin Uta König, Redakteurin Ressort Medizin: Nannen war anwesend. Er hat über die Placierung meiner Geschichte entschieden.

Gerhard Aeckerle, Bildredaktion: Ich kann mich nicht mehr erinnern.

Zeuge Thomas Walde, damals Chef vom Dienst: Ob ich auf der Konferenz war, weiß ich nicht mehr. Es kann sein, kann auch nicht sein.

Zeuge Klaus Lempke, Ressortleiter Medizin: Ich habe Herrn Nannen auf dieser Konferenz nicht gesehen. Wenn er dagewesen wäre, hätte er auch die Konferenz geleitet, das tut er üblicherweise.

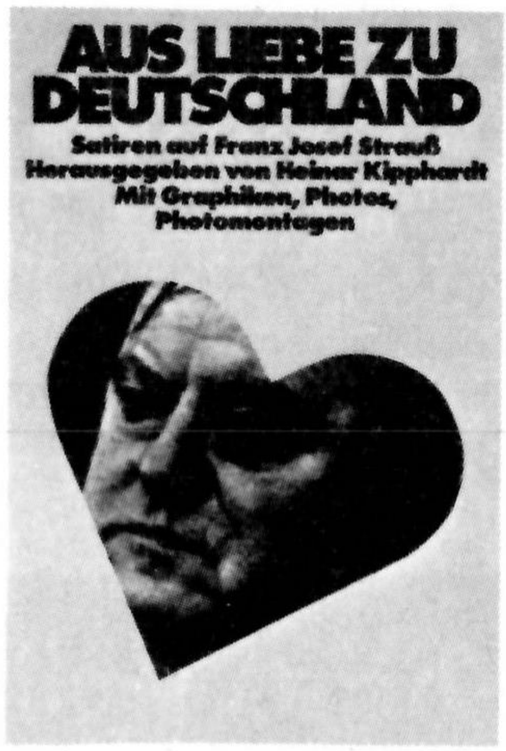
Zeuge Michael Jürgs, Ressortleiter Unterhaltung (Hatte erst schriftlich erklärt, nicht an der Sitzung teilgenommen zu haben, hatte dann aber doch teilgenommen): Ich erinnere nichts aus dieser Konferenz, was nicht normal war. Nannen kam erst später in die Konferenz.

Zeuge Jörg Kujack, Journalist: Ich war nicht in der Konferenz.

Von neun »Stern«-Machern erinnerten sich drei, und das höchst unterschiedlich, an die Anwesenheit ihres Chefredakteurs. Statt einer Würdigung die Einschätzung von Susanne von Paczensky, Herausgeberin der Rowohlt-Reihe »frauen aktuell«: »Ich ziehe den Hut vor Nannen und wundere mich, wie er mit so einer vergeßlichen Mannschaft sein Blatt machen kann.« Wir uns nicht. □

Verlag AutorenEdition
Frühjahr '80

Damit Franz Josef Strauß ernst genommen wird, haben zahlreiche Autoren Satiren auf ihn geschrieben – „Aus Liebe zu Deutschland"



Soeben erschienen

Aus Liebe zu Deutschland
Satiren auf Franz Josef Strauß
Mit Grafiken, Fotos, Fotomontagen

Herausgegeben von
Heinar Kipphardt

Ca. 200 Seiten, Pb. DM 16,80

Satiren von:

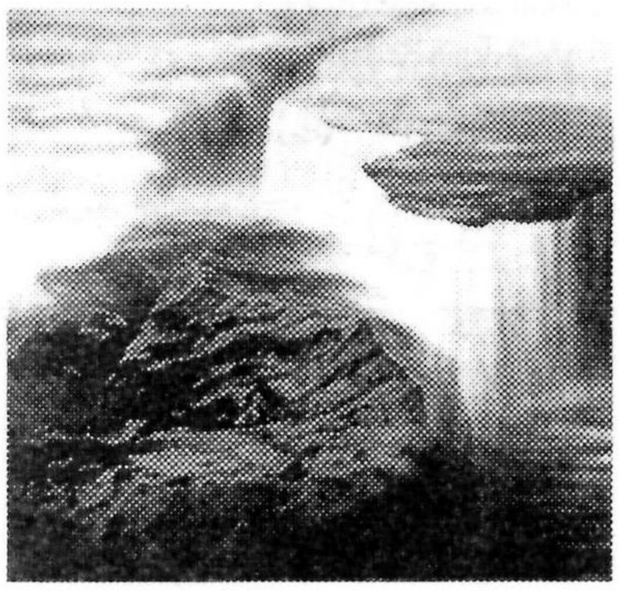
Wolfgang Bächler, Wolf Biermann, Peter O. Chotjewitz, Franz Josef Degenhardt, F. C. Delius, Bernt Engelmann, Ludwig Fels, Erich Fried, Hermann L. Gremliza, Max von der Grün, Peter Haertling, Gert Heidenreich, Helmut Heißenbüttel, Richard Hey, Dieter Hildebrandt, Karl Hoche, Rolf Hochhuth, Hanns Dieter Hüsch, Heinar Kipphardt, Alexander Kluge, Erich Kuby, Jürgen Lodemann, Peggy Parnaß, Roman Ritter, Peter Rühmkorf, Helmut Ruge, Peter Schneider, Werner Schneyder, Uwe Timm, Horst Tomayer, Thaddäus Troll, Rainer Uthoff, Henning Venske, Guntram Vesper, Klaus Wagenbach, Peter Paul Zahl, Gerhard Zwerenz

Grafiken, Fotos, Fotomontagen von:

D. Albrecht, Ulrich Baehr, Josef Beuys, Brandt/Lenze, Elisabeth Ernst, Rainer Hachfeld, Jürgen Hoffmann, Lienhard von Monkiewitsch, Wolfgang Petrick, Hans Platschek, Malte Sartorius, Carlo Schellemann, Peter Sorge, Erwin Wortelkamp, Guido Zingerl und andere.

Günter Herburger
Die Augen der Kämpfer

Roman
Luchterhand



Roman. 408 Seiten. Ln. DM 36,–

Der „Flug ins Herz" von 1977 geht weiter: als Traum nach einem anderen Leben. Es ist Literatur als „Rache, Zorn und Sehnsucht vieler."

Christa Wolf
Gesammelte Erzählungen

Luchterhand

228 Seiten. Leinen. DM 26,–

Seit langem fehlt eine Sammlung der in Einzelbänden und Anthologien verstreuten Erzählungen Christa Wolfs, die das Romanwerk und essayistische Werk von Anfang an kontinuierlich begleiteten.

Luchterhand

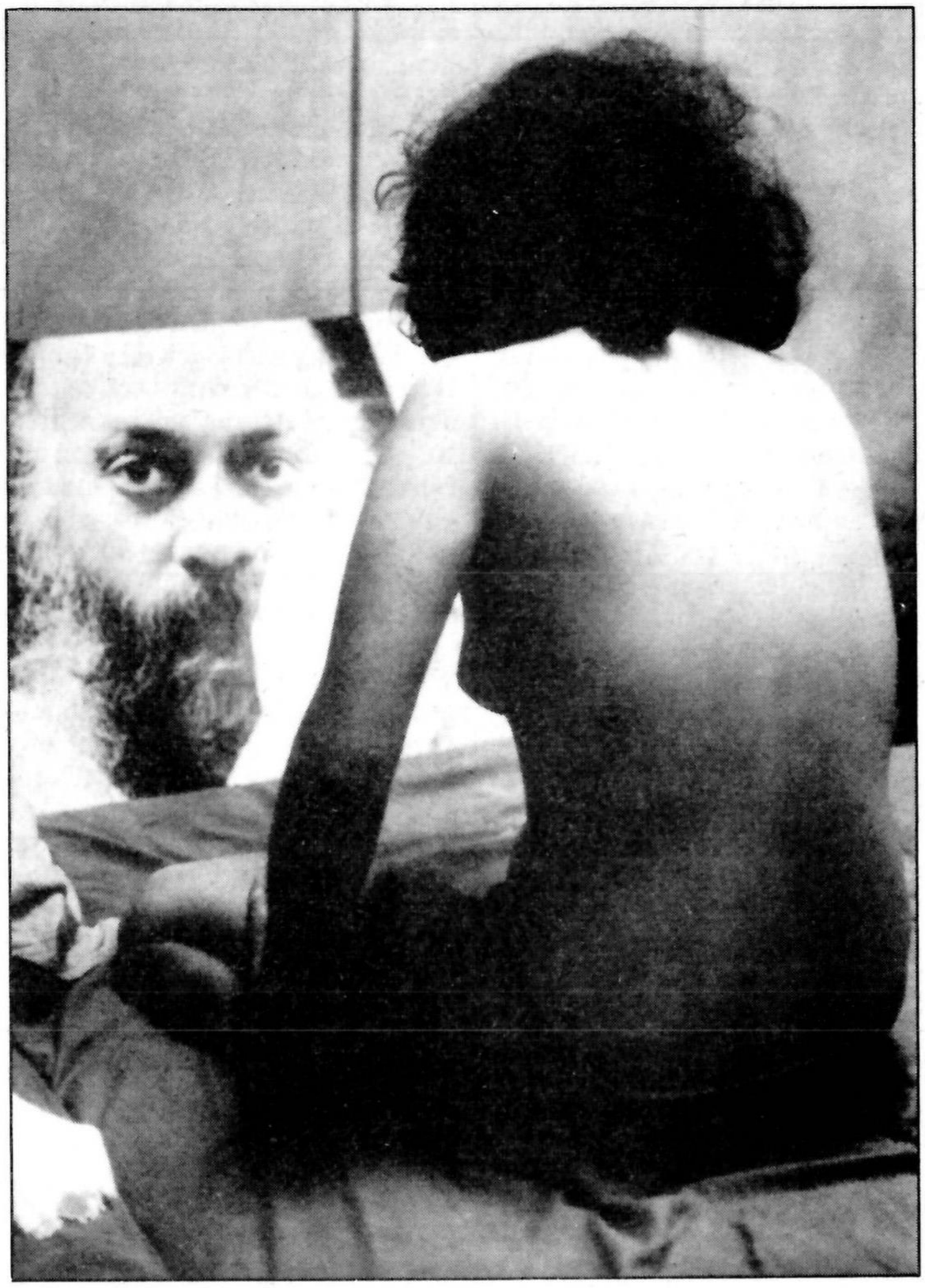


Foto: Abaton Filmverleih

Poona in Bonn

Von Willi Bremkes

Die rabiate Bhagwan-Sekte macht sich in der Bundesrepublik breit: gemeingefährlich und gemeinnützig. Willi Bremkes hat sich in einem deutschen »Ashram« umgesehn

ER ist für den Kapitalismus und für die Atombombe und über seinen Ashram, sein Tempel-Gehege, sagt er: »Hier wird es keine Demokratie geben. Alles, was ich entscheide, ist absolut.« Also schreibt Heinz Boberg in der »Zeit«: »Für mich ist er tatsächlich erleuchtet.«

Die Rede ist von Bhagwan Shree Rajneesh, einem Guru aus dem südindischen Poona, dessen Anhänger vor einigen Monaten begonnen haben, die Bundesrepublik zu missionieren. Vor allem der Ex-»Stern«-Reporter Jörg Andrees Elten sorgte dafür, daß die propagandistische Verbreitung der Bhagwan-Ideen nicht nur dem »Cosmic Power«-Verlag in Grevenbroich überlassen werden muß.

Ende letzten Jahres hatte sich Elten für ein paar Wochen von seinen Freunden in Poona von einer geschiedenen Hollywood-Produzenten-Gattin, einem Prinzen von Hannover, von Mata Hari und dem Hamburger Rechtsanwalt Jobst von Hanstein verabschiedet, um Talk-Shows, Zeitungsspalten und Veranstaltungsreisen zu poonalisieren.

Resultat: »Wenn bei uns zur Zeit Angehörige von Sektenmitgliedern mit ihren Problemen vorsprechen, handelt es sich ausschließlich um Bhagwan-Geschädigte«, sagte der Leiter der Kölner Sektenberatungsstelle. Er sollte sich zunächst einmal bei seinem Kirchen-Kollegen Strebel beschweren, einem Pfarrer, der im »Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt« Sätze schrieb, mit denen heute die Rajneesh-Jünger ihre Werbebroschüren schmücken. Solche: »Bhagwan ist eine Herausforderung an unsere verbürgerlichte Öffentlichkeit, an unsere Erziehung, an unsere Werte oder Ideale. Der Herausforderung entzieht sich am billigsten, wer ihn zum spirituellen Exoten stempelt. Ich würde keinem, der mich fragt, raten, nach Poona zu wallfahren. Aber ich würde auch keinem abraten, es zu tun, wenn sein innerer Weg das befiehlt. Und ich freue mich für jeden, der den Weg zur Fülle des Lebens findet — sei es in Poona oder sonstwo.«

Sonstwo, das ist inzwischen auch in dreizehn Städten in der Bundesrepublik. Einer

der größten Poona-Ashrams heißt »Premgeet e.V.« liegt in Lindlar-Eichholz im Bergischen Land und ist vom zuständigen Finanzamt in Wipperfürt als gemeinnützig anerkannt.

Auch in Bonn gibt es einen Ashram. Seine Sannyasins, die Erleuchteten, werben ihre Novizen in halböffentlichen »Selbsterfahrungsgruppen«. Der Bonner Tempel liegt in einem tristen Hinterhaus in der Altstadt, im Eingangskorridor die offene Toilette. Gut 40 Anhänger und Neugierige, zwischen 20 und 30 Jahre alt, drängeln sich in einem engen Verschlag, der wohl als Vorzimmer dient. Der Lokal-Guru läßt auf sich warten, die ersten werden ungeduldig. In dem allgemeinen Geschiebe beginnen sie mit ihren Meditationsübungen. Jeder Hereinkommende wird mit lautem Hallo, mit Umarmung, Steicheln und Küßchen begrüßt. Man trägt Orange, die Modefarbe des Meisters Shree Rajneesh, sei es in Form von T-Shirts und weinroten Cord-Hosen oder in Form von Anzügen, wie sie sonst nur bei der städtischen Müllabfuhr zu finden sind. Etwa zehn sind »erleuchtet« und haben die Mala um den Hals hängen, ein Emblem mit dem Bild des Bhagwan.

Und plötzlich steht er unter uns: Swami Shantananda, genannt Shanty, der Bonner Meister. Am Tempeleingang kassiert Ma Haripriya (niemand hat sich mit bürgerlichem Namen vorgestellt) erst einmal von jedem 10 Mark Eintritt. Shanty, das Schlitzohr, weiß warum: »Damit kann ich mir jetzt einen schönen Abend machen.« Seine Jünger lächeln verständnisvoll, die Gäste vielleicht noch etwas gequält.

Rund die Hälfte ist an diesem Abend zum ersten oder zweiten Mal da. Erfahrene Sektenmitglieder wundern sich: »Waren wir denn schon wieder im Fernsehen?«

Wir sollen jetzt erst einmal »Kontakte machen«. So nennt Shanty jedenfalls das große Gedränge mitten im Raum mit geschlossenen Augen. Musik gibt's dabei auch noch. Danach erfolgt der Kontakt über die Augen. In einige blicke ich besonders tief hinein. Die Pupillen sind verengt wie bei Kiffern.

Nach diesem ersten Vorgeplänkel befiehlt der Guru: »Laute geben!« Aus einem anfangs monotonen Gemurmel und Singsang werden laute Schreie, die nach einer Viertelstunde extatisch ausbrechen. Einige Selbsterfahrer stehen kurz vor dem psychischen (und physischen) Zusammenbruch. Einen hat es besonders erwischt. Er zittert am ganzen Körper. Er wird vom Meister herausgegriffen. Systematisch macht Shanty seinen bemitleidenswerten Anhänger fertig, der Angst hat, ein junges Mädchen zu streicheln. Bis sich der Erniedrigte wahllos auf eine Frau stürzt und diese seinerseits aufs übelste beschimpft.

Fäkalsprache scheint überhaupt zum guten Umgangston zu gehören. Ein junger Mann, noch leicht hinkend von der dynamischen Meditation am Morgen, erzählt ausführlich seine Toilettenerlebnisse. Danach sucht sich der Guru ein neues Opfer. Wieder muß einer in die Mitte und alles geht von vorne los. Mich erinnert diese »Therapie«, wie er so daliegt und sich selbst heruntermacht, an Bilder von Gehirnwäsche bei der Ausbildung US-amerikanischer Ledernacken.

Doch in unserer Gruppe geht es munter weiter. Derjenige, der am Anfang Schwächen gezeigt hat, kommt jetzt noch einmal an die Reihe und wird bis zum Zusammenbruch getrieben. Heulend läßt man ihn in einer Ecke liegen. Zwei der Gäste gehen angewidert nach Hause. Shanty verabschiedet sie mit den Worten: »Da habt ihr schon 10 Mark dafür bezahlt, und jetzt verpaßt ihr auch noch die Orgie.«

Nun, an diesem Abend kam es nicht zu dieser Orgie. Zwar meinte der Guru, die Damen könnten den Herren ruhig mal die Hose aufmachen. Doch keiner hatte so richtig Lust dazu. Es waren wohl zu viele Gäste da. Oder sind Eva Renzis Erlebnisse im »Sexkloster Poona« (»Spiegel«) schon wieder vergessen? Bhagwan selbst schreibt dazu in »Warum«: »Laßt diese Leute nur machen, sie helfen meiner Arbeit. Das ist nichts worüber man sich Sorgen machen sollte.« (Daß Eva Renzi inzwischen die »Aktion für geistige und psychische Freiheit — Arbeitsgemeinschaft der Elterninitiativen«, einen Zusammenschluß von Eltern, deren Kinder in einer Sekte waren oder sind, unterstützt, konnte man übrigens bisher nirgends lesen.)

Mit Fotos, die eher einen Porno als einen »religiösen Film« vermuten lassen, lockt derzeit auch »Ashram in Poona«, ein überdimensionierter Werbespot für die Bhagwan-Sekte, der seit Wochen ausverkaufte Lichtspielhäuser bringt.

So ein Kino-Besuch hat allerdings gegenüber einem Aufenthalt in Poona auch nicht zu leugnende Vorteile: Erstens kann man im Kino den Bhagwan billiger betrachten als in seinem Ashram. Dort haben seine Jünger sieben Tage in der Woche zu arbeiten — für den einzigen Lohn, den Meister einmal täglich sehen zu dürfen. Zweitens darf man riechen, wie man will. In Poona dagegen wachen Schnüffler darüber, daß sich kein stinkender oder parfümierter Jünger dem Bhagwan nähert; denn Shree Rajneesh ist allergisch gegen Gerüche. Drittens ist es gesünder. Denn im Original-Ashram geht es oft deftig zu, »Therapien« werden, schlimmer noch als in Bonn, nicht selten mit brachialer Gewalt absolviert (und die Reklame-Filmer machen erst gar nicht den Versuch, etwas von der Brutalität zu vertuschen). (Solch ein »Encounter« kostet übrigens für Poona-Pilger 300 Mark die Woche.) Kinobesucher, die bei diesen Szenen pfeifen, werden von den bei jeder Filmvorführung anwesenden Sannyasins auch gleich Prügel angedroht.

Militanz auch in der Ideologie: »Ich will euch alle Weltbilder kaputtschlagen«, predigt Shree Rajneesh, und setzt seins dagegen — ein Konglomerat aus Zenbuddhismus, tantrischem Hinduismus und einer Prise Christentum. Wegen Verbreitung von Irrlehren mußte er in Indien seinen Uni-Lehrstuhl räumen. Heute schwärmen junge, hübsche Frauen vor der Kamera für seine Weisheit.

Kein Hauch einer kritischen Frage stört die filmische Harmonie; auch wenn gezeigt wird, wie der Bhagwan die 150 Meter von seiner Wohnung zu einem Kundgebungs-Podium im 350iger Mercedes zurücklegt, kommentiert das der Sprecher als südindische Selbstverständlichkeit.

Zum Schluß des Films kommt noch einmal Jörg Andrees Elten zu Wort: »Das Leben in Ashram mag für Außenstehende wie ein Irrenhaus mit kosmischen Verbindungen wirken.« Hoffentlich. □

Deutschland: ist das noch unser Land?

Eine junge Lehrerin verläßt die Bundesrepublik. Ihr provokanter Bericht:

Dies ist nicht mein Land

Eine jüdische Mitbürgerin, nach dem Krieg in Deutschland geboren, verläßt im Jahr 1979 die Bundesrepublik – und geht nach Israel. Sie ist mit deutschen Kindern zur Schule gegangen, hat mit deutschen Kommilitonen studiert, schließlich fünf Jahre lang deutsche Schulkinder unterrichtet. **Ihre Erfahrungen faßt sie in einem Satz zusammen: „Ihr habt euch nicht geändert!"**

Die Geschichte der Lea Fleischmann ist nur auf den ersten Blick die Chronik einer nicht erlebten Integration, tatsächlich ist es eine ebenso subjektive wie provokante Beschreibung der Art, wie die Menschen in diesem Land miteinander umgehen. Lea Fleischmann ist nicht weggegangen, weil sie als Jüdin angegriffen wurde. **Sie ist weggegangen, weil sie sich nicht an einem „Demokratiespiel" beteiligen wollte, unter dessen Oberfläche die alten Regeln von Befehl und Gehorsam, Hochmut und Duckmäusertum weiterhin gelten und befolgt werden.**

Sie konnte das alles nicht mehr ertragen: diese ängstliche Angepaßtheit (und Überheblichkeit) ihrer Kollegen, ihrer Schüler, ihrer „Mitbürger". Ihre geplante Emigration hatte in der „Frankfurter Rundschau" bereits im Frühjahr 1979 eine äußerst kontroverse Diskussion ausgelöst.

Ihr Buch wird jetzt eine neue Diskussion (u.U. eine weitere Polarisierung innerhalb der Linken) verursachen.

Denn Lea Fleischmann stellt unsere Identität als Bürger dieses Staates erneut und total in Frage.

Das Buch ist im Hoffmann und Campe Verlag erschienen, hat 272 Seiten und ist in allen linken und guten Buchhandlungen für DM 14.80 zu bekommen.

REISE

Liebesgrüße nach Moskau

Von Henning Venske

Was einem Bundesbürger widerfährt, wenn er mitten im »Kalten Krieg« die Sowjetunion besucht

KURZ vor Ladenschluß — Sonnabendmittag — kaufte ich mir eine Pudelmütze und die längsten Unterhosen meines Lebens. Die »Welt«-Meinung dieses Tages drückte sich in der Schlagzeile aus: STOPPT DIE SOWJETS JETZT. Und am nächsten Morgen WamSte es: JETZT VERLEGEN DIE RUSSEN DIE TRUPPEN NACH MITTELEUROPA. Ein prächtiger Tag, um nach Moskau zu fliegen. JETZT!

Die Sowjets verzichten darauf, mir ihren Stempel in den Paß zu drücken. Ein staatlicher Hoheitsakt weniger. Vielleicht soll mir damit die schwachsinnige Fragerei bei einer Einreise in die USA erspart werden ...?

Die Uhren gehen zwei Stunden vor. Nicht nach. Das ist zu bedenken. Coolen Journalismus kann ich nicht praktizieren, Stenoblock und Diktaphon habe ich gleich zu Hause gelassen. Will herausfinden, ob das linke Bewußtsein eines BRDlers mehr beinhaltet als nur Theoriefestigkeit gegenüber Franz Josef Schmidt & Helmut Strauß, will wissen, warum meine Sympathien hier immer noch angebunden sind. Werde sehen, was sich im Gehirn festschreibt.

Wie fast jedes Haus, das ich in den folgenden Tagen betrete, ist auch das Intourist-Hotel überheizt. Ein Mercedes mit »Ich bin Energie-Sparer«-Aufkleber ist nirgends zu entdecken. »Kommunismus« — so Lenin — »das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes«. Der »Träumer im Kreml« (H. Wells) hat sich offenkundig durchgesetzt. Aber die Angst vor Kernkraftwerken und Atomstaat kann er mir leider nicht mehr wegdiskutieren.

Die Bar existiert nur für Valuta-Zahler. Der erste, mit dem ich einen Wodka trinke, stellt sich als Getreidehändler aus Hamburg vor. »Boykott unterlaufen?« frage ich. Er, grinsend: »Die spinnen doch.« Als ich antworte: »Von Menschenrechten tönen, aber Menschen von der Lebensmittelzufuhr abschneiden wollen ...« gibt er einen aus. Bezahle mit D-Mark, kriege Dollars raus, lege mich ins russische Bett und träume von kriegerischen Afghanen auf einem fliegenden Ölteppich.

Wachablösung vor Lenins Mausoleum. Minus 20 Grad. Der Offizier zieht dem Soldaten die Mütze über die Ohren, klappt ihm den Mantelkragen hoch. Eine liebevolle Geste, durch und durch defensiv, ganz und gar unmilitärisch. Die Schlange der Wartenden ist auch heute mindestens zwei Kilometer lang. Seit über 50 Jahren geht das so: täglich 15.000 lebendige Menschen, die den toten Lenin sehen wollen. Eine Wallfahrt aus religiösen Motiven? Unsinn. Der Mann ist nach wie vor verantwortlich. Ist irdisch und nicht himmlisch, er fordert Analyse, Adoration. Warum will ich ihn eigentlich sehen? Oh Mann — wer kann schon auf jeglichen »Glauben« verzichten ...

Ein Großvater will seinem Enkelkind die Kälte nicht zumuten. Die beiden stapfen an der Schlange vorbei, gehen hinein. Niemand meckert über dieses Vordrängeln. Wahrscheinlich weiß man hier nichts vom Jahr des Kindes.

Mütze ab. Schwarzer Marmor, langsam die Treppe hinunter: Lenin im Sarkophag. Die befürchtete Peinlichkeit bleibt aus. Der Gedanke an Voyeurismus ist vergessen. Sarkasmen haben keine Chance. Da ruht einer aus vom Denken. Seine Gedanken sind auch in meinem Kopf. Und Jimmy Carters — sollte er wider Erwarten welche haben — sind es nicht.

Dann die Gräber an der Kreml-Mauer. Blumensträuße. Auch einer für Stalin. »Nur wer ein großes Ziel vor Augen hat, kann auch große Energien entfalten« hat er mal gesagt. Welches Ziel hat Strauß?

BONN WILL MOSKAUS SCHWÄCHE NUTZEN, verkündet »Die Welt« an diesem Tag. Da kann man nur in die Oper gehen. »Jolanthe« von Tschaikowsky. Eindrucksvoll, daß auch die Genossinnen und Genossen Sänger meine 25 Jahre alten Vorurteile gegenüber dieser Art von Entertainment nicht überspielen können. Und das anschließende Ballett vom gleichen Meister — Quasimodo jagt Romeo und Julia oder so ähnlich — beweist: Keine(r) der auf der Bühne Tätigen leidet unter Gelenkrheumatismus.

Aber daß BONN ÜBER MOSKAU BESTÜRZT ist, wie »Welt«-Leser am 24. Januar erfahren, kann am Theater allein nicht liegen. Denn da spielt man Turgenjews »Ein Monat auf dem Lande« so delikat, sind Schauspieler(innen) und Regie so einfallsreich, werden Nuancen so gekonnt herausgearbeitet, entsteht eine Atmosphäre, daß man auf das Verstehen der Wörter getrost verzichten kann.

Da spielen Studentinnen und Studenten aus dem vierten, dem Abgangsjahr einer Schauspielschule in ihrer eigenen Bearbeitung »Mowgli« nach Rudyard Kipling. Begeisternd. Die Qualität der Schauspiel-Ausbildung kann uns nur mit Neid vollstopfen, und Tabakoff, ein auch international sehr renommierter Darsteller, verzichtet auf manche Annehmlichkeit des Star-Seins zugunsten dieser Nachwuchsförderung. Man merkt's.

Da spielt man (in Leningrad) ein satirisches Zeitstück — »Energische Leute« — um Gauner, Schieber, Spekulanten so exzellent und irrsinnig komisch, wie es nur wirklich talentierte Leute nach harter Probenarbeit fertigbringen. Und da spielt man »Hanoma«, ein Singspiel aus Georgien, ein grusinisches »Hello Dolly«, sehr flott und zum großen Vergnügen des Publikums, das seit fünf Jahren keinen Platz unbesetzt läßt.

Theatralische Unzulänglichkeit kann also kein Anlaß zur »Bestürzung« sein. Vielleicht aber mangelnde Qualifikation der in den Zuschauerräumen Versammelten? Da sehe ich Köpfe und Hände, wie man sie in der BRD nur auf Gewerkschaftsversammlungen beisammen findet (und manchmal nicht mal dort). Da sitzen Menschen, die ganz selbstverständlich und sachverständig ihr Recht auf Kultur wahrnehmen — und mir fallen die vielen ein, die bei uns via Lohnsteuerkarte den großbürgerlichen Theaterpopanz finanzieren müssen, um dann per Eintrittspreis vom Genuß ausgeschlossen zu werden. Führte man einem russischen Theaterpublikum das Imponiergehabe im Hamburger Staatsopernfoyer oder die aufgeplusterte Indolenz eines Faust-Gala-Premieren-Publikums vor Augen: es könnte sich wohl nur schwer zwischen Erstaunen und Amusement entscheiden.

In Gesprächen mit Schauspielern und Regisseuren kriegt man was zu hören von marxistischer Ästhetik und von der Klassik, die nicht nach Belieben aufgeblasen oder zurechtgebogen werden darf. Das Fehlen guter neuer Stücke wird auch hier beklagt. Die intensive Beschäftigung mit Stanislawsky oder Mayerhold wird — 50 Jahre danach — immer noch als »wesentlich« bezeichnet, eine Auseinandersetzung mit Brecht scheint nicht aktuell. Die Restauration von Stanislawskys altem Künstlertheater ist kurzfristig gestoppt, weil die Arbeiter mit den Olympiabauten beschäftigt sind. Die lesen eben nicht die »Welt«: CDU FÜR CARTERS OLYMPIABOYKOTT. Aber an die Olympiade 1936 denken unsere Herren gerne zurück, gell? Und 1972 — während Mark Spitz Goldmedaillen en masse für Amerika aus dem Wasser holte, brach das Pentagon alle Rekorde im Abwerfen von Napalm und Splitterbomben über Vietnam. Schon vergessen?

Keineswegs unbeschadet von westlicher Berichterstattung suche ich in allen Menschen, die ich kennenlerne, entweder den scharf dressierten Funktionär, oder den potentiellen Dissidenten. Vergeblich. Noch nie erlebte Gastfreundschaft deckt den Tisch, füllt die Gläser, und auf jede Frage gibt's auch eine Antwort. »Afghanistan?« — »Massives militärisches Engagement der Amerikaner in jener Gegend einerseits und Aufrüstung in Westeuropa andererseits — es wurde Zeit, uns zu schützen.« Nur eine Schutzbehauptung? Das wohl nicht.

»Und Sacharow?« — »Wer?« — »Sacharow!« — »Ach der. Was soll das wehleidige Geschrei? Ein Propagandist der Gegenseite

Foto: Stern/Carp

ist nirgends gern gesehen.« Und dann darf ich schweigen zu Haiti oder Chile, darf mir was von Berufsverboten und Diffamierung von Schriftstellern im Bundestag anhören und auch davon, daß die Oldenburger Universität nicht den Namen Carl von Ossietzkys führen soll. Hätte ich das Thema nur nicht angefangen.

Meine Gesprächspartner sind offensichtlich stolz auf die Fortschritte ihres Landes. Aber aggressiv sind sie nicht. Eine Spur Mitleid von uns und unserer Konsumfalle glaube ich zu entdecken. Krieg und Frieden stehen bei diesen Menschen jedenfalls nicht zur Disposition. Sie haben Angst, hören sie von Dreggers Tiraden. Und sie begreifen sofort die Gefährlichkeit des Unsinns, wenn Strauß davon redet, es sei »lebensgefährlich« für die BRD, eine Vermittlerrolle zu übernehmen, statt bedingungslos den USA zu folgen.

Die alte Garderobenfrau in einem Leningrader Kulturpalast trägt mehrere Orden auf der Kittelschürze. Sie hat sie erhalten für ihren Beitrag zur Verteidigung der Stadt. Welch ein Unterschied zu denjenigen, die heute bei uns von »Pflicht« und »Gehorsam« schwadronieren und sich dabei nicht der Orden schämen, die ihnen für die Beteiligung am Überfall und für den Beitrag zum elenden Tod von über drei Millionen Menschen in dieser einen Stadt verliehen wurden ... Jetzt hütet sie die Mäntel an einem staunenswerten Ort. Einem Massenkommunikations-Haus mit den Ausmaßen des Hamburger Hauptbahnhofs und mit 250 Angestellten, die so ziemlich allen Interessen, die in einem Stadtteil auftreten, gerecht werden können: vom Tiefseetauch-Club bis zur Senioren-Blaskapelle, vom Tischtennis bis zur Arbeiterin, die hier dreimal in der Woche ihre Vorliebe für Operettenkoloraturen pflegen kann. Der Direktor — mit einer Physiognomie, wie man sie in der BRD bestenfalls einem Vorarbeiter zubilligen würde — hat im vollendeten Understatement (wie es nur möglich ist, wenn wirklich eine große Leistung vollbracht wurde) Aufbau und Funktion des Hauses geschildert hat. Hat auch nicht vergessen, zu erwähnen, daß so ein Kulturpalast in jedem Leningrader Stadtbezirk steht, und es gibt viele Stadtbezirke in Leningrad.

»Unfaßbar«, flüstere ich meinem Nachbarn zu, »daß wir in unseren Medien immer nur ganz andere Dinge vorgeführt bekommen.« — »Stimmt«, sagt der Direktor auf deutsch, »wir müssen für den Frieden arbeiten.« Das Wort klingt für den Bundesbürger hier seltsam realitätsbezogen. Als habe er es lange nicht gehört.

Letzter Abend. Ein russisches Restaurant mit einem Balalaika-Ensemble. Nun ja — vielleicht würde ich meinen Besuch aus der UdSSR entspannungshalber auch mal zum Zillertal-Orchester führen. Zwischendurch erklettert ein enthusiasmierter Franzose die Bühne und singt ohne Begleitung französische Volkslieder. Es beginnt mich zu nerven. Nach 20 Minuten hört er auf. Donnernder Applaus, Druschba-Rufe. Und dann erheben sich spontan die tafelnden Gäste und singen die Marseillaise.

Es ist der Tag, an dem die »Welt« mit der Schlagzeile aufwartet: EISIGER EMPFANG IN FRANKREICH FÜR SOWJETMINISTER! □

Wolfram Schütte in der »Frankfurter Rundschau«:

Ein Korrepetitor

Es soll Leute geben, die Theo Sommers journalistische Bravourakte in der »Zeit« nur noch deshalb lesen, um herauszufinden, an welcher Stelle dieser Leit- und Geburtstagsartikel Hermann L. Gremliza sich demnächst einhaken wird, den Theo untern und auf den Arm nimmt und »den Esel aufs Glatteis führt«.

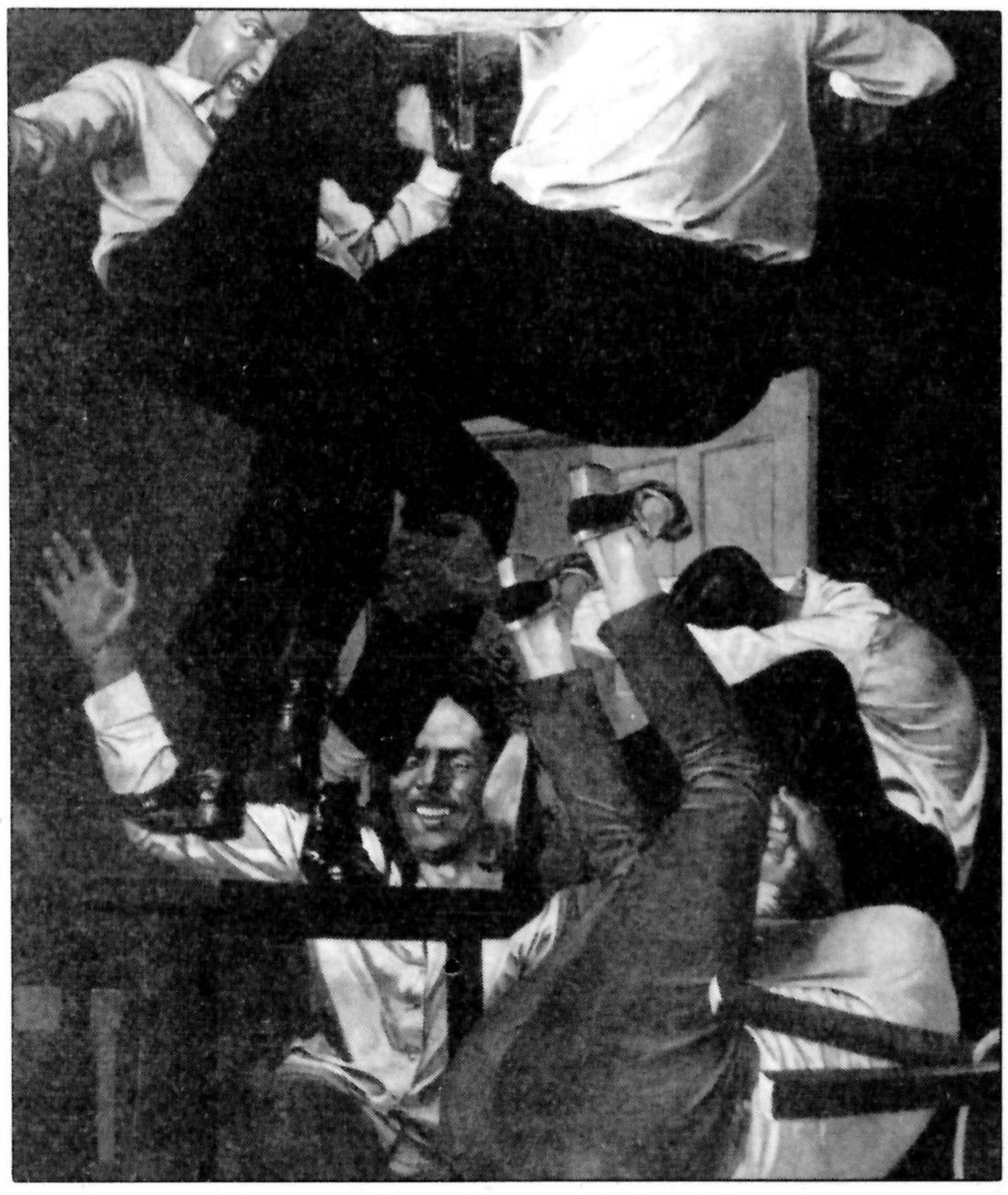
Der Chefredakteur der »Zeit« gehört zu den Lieblingsobjekten des Herausgebers von KONKRET, und wenn Walter Benjamin einmal behauptet hat: »Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet«, so befinden sich das Schlachthaus und die Garküche des Polemikers Gremliza monatlich auf der letzten Textseite von KONKRET. Nicht selten ist da schon »Theo« zubereitet worden. Denn wo Sommer seine humanistische Bildung ins Kraut schießen läßt, hält Gremliza reiche Ernte. Gremliza drischt immer die Phrasen derer, die sie für Blüten des Stils halten — bis er die Spreu vom Weizen getrennt hat. Meistens Spreu und nicht nur Sommers.

Von der »Zeit« bis zur »Welt«, von der »FAZ« bis zur »UZ«, vom »Spiegel« bis zu »Bild« — vor Gremliza sind sie alle gleich: Fundorte, wo er zugreift. Ohne den »bösen Blick« des Satirikers, den empfindliches Sprachempfinden schärft und soziale Empörung lenkt, gelänge es ihm wohl kaum, dem täglichen Sprachmüll der Presse eben jene Beutestücke zu entreißen, die er, umschlossen vom Salz seines Witzes, zum Erschrecken und Entzücken seinen Lesern vor Augen führt.

Was Gremliza da, im Laufe der Zeit, petrifiziert hat, ist nichts anderes als ein Presse-und Gesellschaftsporträt der Bundesrepublik, verdichtet in Zitaten, hinter denen sich ein Abgrund von Gedankenverrat, Dummheit, Lüge und Schmökkerei auftut. Der in ihn hineinleuchtet (nachdem er ihn erst einmal aufgerissen hat), hat die Fackel dazu von Karl Kraus übernommen. Lieber sei er »Epigone von Karl Kraus, oft auch nur Plagiator, als einer der heutigen Zeitkritiker im Original«, hat er erklärt. Ist nicht auch dieses Bekenntnis, wie die Strategie und die Sprachform jeder seiner Glossen: Kraus entlehnt?

Puristen — von den Betroffenen ganz zu schweigen — mag der Akt, mit dem sich da einer die Maske des Wiener Satirikers überstreift, gespenstig oder sogar häretisch erscheinen. Aber nach dem satirischen und polemischen Universum, das Karl Kraus in der »Fackel« explodieren ließ, kann jeder Nachgeborene (wenn er nicht gleich davor kapituliert) nur Epigone sein, der das Arsenal des Meisters plündert, um daraus jene Waffen zu entwenden, die ihm im Tageskampf als die richtigen, treffenden und schneidenden erscheinen. Im Gegensatz zu den anderen — die vom Werk Karl Kraus' nur die polemische Sahne abschöpfen, die ihnen jedoch dann bloß zur puren Häme gerinnt — versteht der Plagiator Gremliza sein Handwerk. Ohne seinen Witz wären seine Glossen nur schlechte Imitationen. Sie sind aber sozusagen: echte. Das »rettet« sie nicht nur (vorm Verdikt der unerfüllten Anmaßung); sondern das macht auch, daß sie treffen (Gerechte und Ungerechte). Ein Vergnügen, zweifellos, allein für Kenner & Liebhaber. Die haben nun Gelegenheit, das nachzuprüfen, »was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht« und Gremliza mit der Sprache und seinem Kopf — nämlich in dem gleichnamigen Buch des Autors, der seine gesammelten KONKRET-Glossen (von 1974-1979) an jenem Ort als aktuelles Supplement publiziert hat, wo auch die Kraussche »Fackel« für den Groschenpreis von 129.- DM erschienen ist: bei dem Versand »2001«.

Hermann L. Gremliza: Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht, 155 Seiten, Versand »2001« 14 Mark.



»Misch Du Dich nicht auch noch ein«

heißt dieses Gemälde von Johannes Grützke. Zum ersten Mal sind jetzt die »grotesken, perversen, lustigen und ironischen« (»Times«) Arbeiten seiner »Neuen Prächtigkeit« in einem Bildband versammelt (Johannes Grützke, 312 Seiten, 250 Abbildungen, 2001, 20 Mark)

Auflösung von Seite 19

Sie haben recht. Selbstverständlich ist dieser Redeauszug UNSERES KANDIDATEN durch und durch echt.

Es wurde nur unwesentlich geändert: einmal das Tempus — an der Stelle über das Pressegesetz wurde aus dem Perfectum ein Futurum. Und dann in der letzte Zeile: Von »christlich-sozialem Unternehmertum« hat UNSER KANDIDAT so nicht gesprochen. Nachzulesen ist diese Rede — wenn man ein bißchen hin-und herblättert, — in »Hitlers Tischgespräche«, aufgezeichnet von Henry Picker, erschienen bei dtv-dokumente ...

Foto: Yoash Tatari

Biermanns Fratzen und eine Vogue-Maske

Thomas Rothschild über zwei neue Biermann-Platten: eine von Biermann und eine von Pluhar

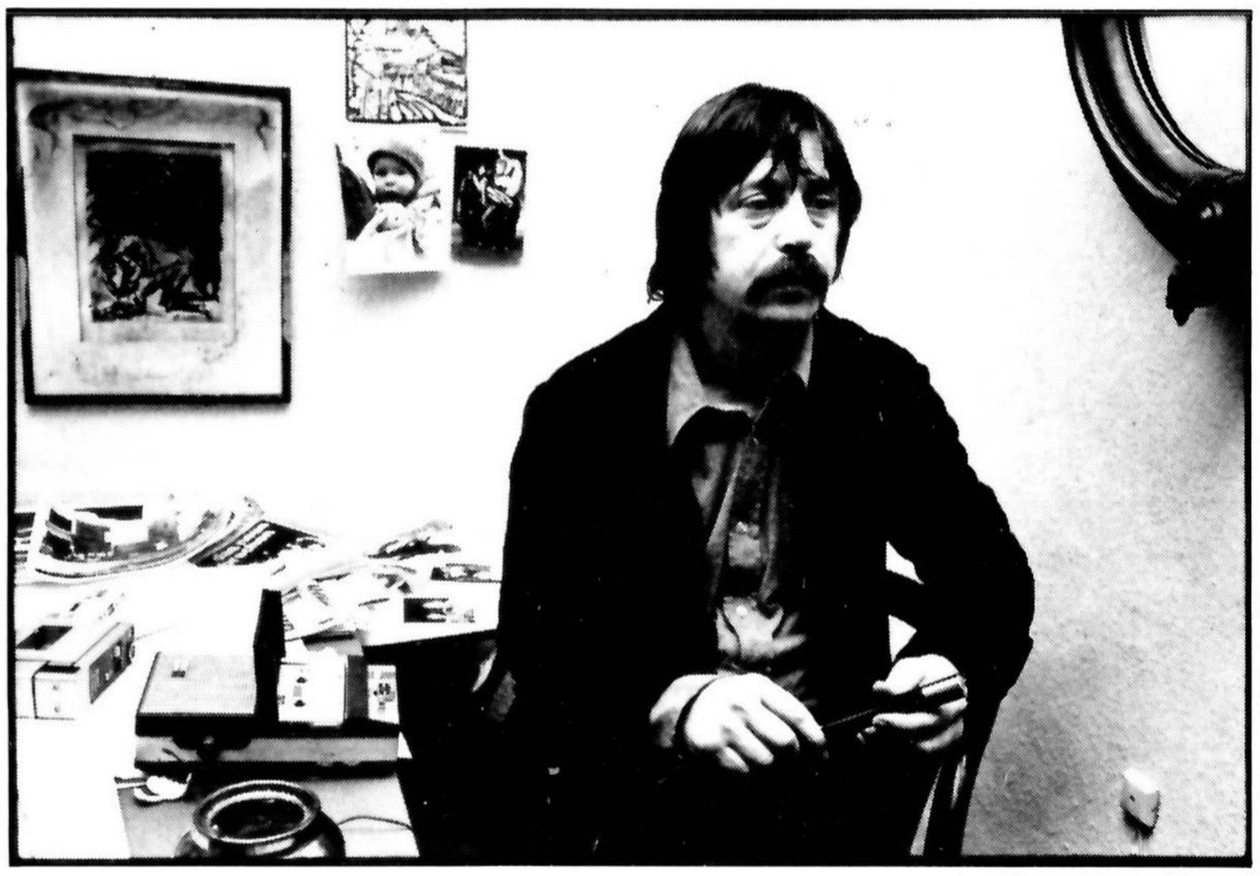


Foto: Teldec/Bildarchiv

KANN man Biermann singen, ohne Biermann zu sein? Man kann, wenn man kann. Die Schmetterlinge zum Beispiel haben mit ihrer Version des »Barlach-Liedes« überzeugt, und »So soll es sein — so wird es sein« verbanden sie meisterhaft mit einem Text des von den Nazis ermordeten Wiener Kabarettisten Jura Soyfer. Die Chance besteht darin, Biermann nicht zu kopieren. Abbilder wirken stets peinlich, wo das Original so nah ist. Freilich muß an die Stelle von Biermanns Interpretation eine durchdachte, eine neue Aspekte aufzeigende Konzeption kommen. Bei den Schmetterlingen sind es der mehrstimmige Gesang und der vorwärts drängende Rhythmus, die Biermanns Lieder eine alternative, eine in sich wirksame Dimension verleihen. Nicht immer gehen kosmetische Operationen so gut aus.

So kann es passieren, daß aus den Fratzen, die uns Biermann schneidet, plötzlich eine puppenhafte Vogue-Maske wird. Wenn sich nämlich die Burg-Schauspielerin Erika Pluhar über Biermann hermacht. Sie nennt sich selbst eine »verhatschte Wiener Sozialistin«, und da wird man denn doch recht unvermittelt daran erinnert, welch andere Bedeutung der Begriff »Sozialist« in Wien hat, nämlich dieselbe, für die man hierzulande das Wort »Sozialdemokrat« wählt. Und wenn Herr Stoiber in Zukunft seine merkwürdigen Gleichungen für sich behält, werden unsere Sozialdemokraten wohl auch weiterhin auf den Unterschied dringen, der sie von Sozialisten trennt.

Sozialdemokratisch also sind Erika Pluhars Biermann-Interpretationen, und sie rufen eine Chor-Fassung von »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit« aus der Weimarer Republik ins Gedächtnis, wo ein sozialdemokratischer Chor dieses Kampflied als Kirchenhymne zelebrierte. In Erika Pluhars Biermann-Versionen spiegelt sich die Kaputtheit einer kaum noch republikanischen Gesellschaft. Einer von Wien und vom Burgtheater zerstörten Persönlichkeit entspricht eine zerstörte Ästhetik.

Es sind die gleiche Melancholie, das gleiche wehleidige Selbstmitleid, das gleiche verlogene Pathos, die André Hellers eigene Schöpfungen und die Biermann-Versuche der Pluhar kennzeichnen. Und daß Heller ausgerechnet die von Biermann geförderte und produzierte Eva-Maria Hagen für die einzige bedeutende deutsche Liedermacherin hält — damit muß Biermann irgendwie fertig werden. Denn es herrscht eine unüberwindliche Kluft zwischen der sentimentalen Identifikations-Ästhetik Hellers und der auf Reflexion und Einsicht zielenden Ästhetik Biermanns.

Und mit Reflexion hat auch die Pluhar nichts im Sinne. Bei ihr — in ihrem Gesang ebenso wie im begleitenden Cover-Text — klingt nur noch kokett, was erschüttern müßte. Was bei Biermann rauh ist, wird bei der Pluhar geglättet. Sie singt für den Salon. In ihrem Habitus schlägt sich die eigentümliche Vorstellung nieder, die man östlich von Frankreich vom Chanson hat.

Während sich eine resignative Pluhar mit Biermanns alten Liedern abstrampelt, ist dieser schon wieder zwei Runden weiter. Mit seiner letzten Platte »Hälfte des Lebens« kann er erstmals umfassend zeigen, wozu er imstande ist, wenn er, befreit von persönlichem Druck und Schikanen, zu größerer politischer Objektivität (und damit letztendlich auch zu sich selbst) vordringen darf.

Die deutsche Liedermacher-Szene weist zur Zeit zwei auseinanderstrebende Tendenzen auf, die beide ihre Berechtigung und ihre Verdienste haben. Die eine, für die paradigmatisch Walter Moßmann stehen soll, sucht nach dem nachsingbaren, fest in die politische Aktion eingebundenen Gebrauchslied. Die andere, die vorbildlich von Biermann repräsentiert wird, zielt — nur scheinbar hochartifiziell — auf ästhetisch-politische Bewußtseinsprozesse, die jedoch nur aufgelöst werden können, wo bereits Voraussetzungen erfüllt sind.

Massenlieder werden Biermanns neue Arbeiten gewiß nicht werden. Aber auch Hanns Eislers schwer singbare »Ballade vom Wasserrad« ist nicht durch das »Einheitsfrontlied« widerlegt.

Über die Medien wird Biermann die Massen ohnedies nicht erreichen. In einer bemerkenswerten Einheitsfront mit jenen DKP-Funktionären, die aus Fehlern partout nicht lernen mögen, verwehrten ihm jene die Öffentlichkeit, die zwar nichts dagegen haben, wenn ein Bundespräsident Mitglied der

NSDAP war, aber entschieden rot sehen, wenn jemand das ausspricht.

Dazu kommt im konkreten Fall, daß Biermanns neue Platte für die Häppchen-Strategie unserer Rundfunkanstalten nicht geeignet ist. Dem Grundsatz der »abwechslungsreichen« Unterhaltung werden in der Regel die Bezüge geopfert, deren Sichtbarmachung mehr als einen Zeitraum von drei oder vier Minuten beansprucht, auf die aber es Biermann gerade ankommt. Es gibt Autoren, die Lebhaftigkeit und Buntheit für die wichtigsten Eigenschaften eines guten Journalismus halten. Doch Biermanns »Hälfte des Lebens« macht deutlich, daß komplizierte Zusammenhänge und Strukturen nur zu vermitteln sind, wenn man den Hörern einen etwas längeren Atem abverlangt.

Die Bezüge, die Biermann durch die Anordnung seiner Lieder herstellt (in der selbst die Pausen »komponiert« sind), erweisen sich als nicht bloß äußerlich, und so wird die gedankliche Leistung, die hinter dem Aufbau dieser Platte steckt, zerstört, wenn man nur gelegentlich ein Lied daraus zwischen Peter Horton und Kris Kristofferson drängt.

Komponist ist Biermann hier im doppelten Sinne. Einmal, indem er die Texte — nur vier von 27 stammen von ihm selbst — vertonte, und dann, indem er sie einander zuordnete. Die Texte, die aus verschiedenen Zeiten stammen, treten miteinander in einen Dialog. Was ein Lied starr behauptet, wird im nächsten relativiert. Nicht der faule Kompromiß des goldenen Mittelwegs ist das Resultat, sondern eine dialektische Interpretation der Wirklichkeit, die eben widersprüchlich ist, die Hoffnung zuläßt und Verzweiflung, Trauer und Mut, drohendes Weltenende und kämpferischen Überlebenswillen.

Um sichtbar zu machen, was verborgen blieb, geht Biermann auch nicht zimperlich mit den Texten um. Er streicht, ordnet um, ändert, wo er dadurch verdeutlichen kann. Da auf der Plattenhülle die Originale der zugrundeliegenden Gedichte abgedruckt sind, kann man so Biermanns Arbeit nachprüfen, seine Überlegungen gutheißen oder ablehnen — und das gehört zu den spannendsten Aspekten dieser Platte: daß sie nicht so sehr das Ergebnis des künstlerischen Akts wie dessen Prozeß wiedergibt. Hierin liegt auch eine entscheidende Provokation für eine bürgerliche Ästhetik, der das vorzeigbare Produkt, und sei es nur Fassade, wichtiger ist als die Arbeit, die es ermöglichte.

Um sichtbar zu machen, was verborgen blieb, geht Biermann auch nicht zimperlich mit den Texten um. Er streicht, ordnet um, ändert, wo er dadurch verdeutlichen kann. Da auf der Plattenhülle die Originale der zugrundeliegenden Gedichte abgedruckt sind, kann man so Biermanns Arbeit nachprüfen, seine Überlegungen gutheißen oder ablehnen — und das gehört zu den spannendsten Aspekten dieser Platte: daß sie nicht so sehr das Ergebnis des künstlerischen Akts wie dessen Prozeß wiedergibt. Hierin liegt auch eine entscheidende Provokation für eine bürgerliche Ästhetik, der das vorzeigbare Produkt, und sei es nur Fassade, wichtiger ist als die Arbeit, die es ermöglichte.

Deutlich wird Biermanns ästhetische Konzeption an den zwei Liedern, die er zu Texten von Helga M. Novak machte. Endet das eine (»Viele von uns sitzen noch«) auf einen halb »komponierten«, halb unwillkürlichen, kaum vernehmbaren Seufzer, so ist bei dem anderen (»Der wilde Wein«), bei dessen Interpretation Biermanns Frau Tine aushalf, ein zufällig entstandener Schluß — das Geräusch eines herabfallenden Gegenstandes — bewußt integriert. Die Studio-Situation einer Aufnahme (auch wenn sie, wie bei Biermann, in der eigenen Wohnung stattfand) wird hier nicht camouflagiert, sondern transparent gemacht. Die Distanz zwischen einer solchen ehrlichen, den Produktionsvorgang offenlegenden Kunstauffassung und der vorherrschenden perfektionistischen wird an der Tatsache deutlich, daß Rundfunkleute diesen (wie sie meinen: verunglückten) Schluß schneiden wollen.

Diesem Ansatz entspricht auch der aphoristische, offene Charakter von Biermanns Kompositionen, die ihn immer mehr den schwierigen Liedern Eislers annähern, aber auch den verqueren Chansons, die Gerhard Rühm einst für das literarische Cabaret der Wiener Gruppe schrieb. In ihrem fragmentarischen Duktus sind diese Vertonungen, die niemals bloß tautologisch den Text untermalen, von einer spröden Nacktheit, die dem barocken Plunder einer Erika Pluhar diametral entgegengesetzt ist. Mit Feeling ist da nichts. Da muß man schon den Kopf gebrauchen. □

Miriam Makeba

„Solange nicht jeder Zoll des schwarzen Bodens auf dem afrikanischen Kontinent frei ist, bin ich nicht frei!"
Miriam Makeba

Die Musik dieser neuen LP ist nicht nur zum Hören: man muß sie fühlen, klopfen, stampfen, tanzen, kurz gesagt: sie bringt jedermann/frau in Bewegung

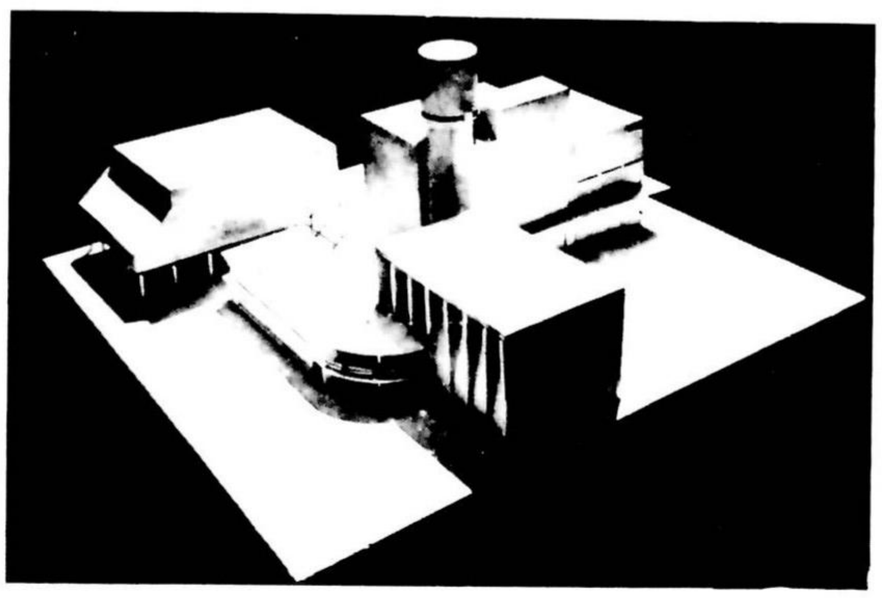
Verlag „pläne" GmbH
Postfach 827
4600 Dortmund 1

pläne

Miriam Makeba African Convention
LP 88 199, MC 88 201,
Single 88 202
Miriam Makeba Live
LP 88 200, MC 88 207
A Promise LP 88 203, MC 88 208

Kritik der Alltagskultur

28 DM



Sozialistischer Industrie kann es weder um Warenproduktion noch um Güterproduktion als Selbstzweck gehen. Ziel darf nicht nur die Gestaltung von Produkten, sondern muß die Veränderung der Produktion sein, sonst bleibt alles beim alten: Je geformter das Produkt, desto mißförmiger dessen Produzent.

Herausgegeben von
Bernd Meurer und Hartmut Vinçon

So kritisch die kapitalistische Geschichte der Industrie gesehen werden muß, bedarf es jedoch, um gesellschaftlich zu leben, gerade industrieller Phantasie.

Verlag Ästhetik und Kommunikation

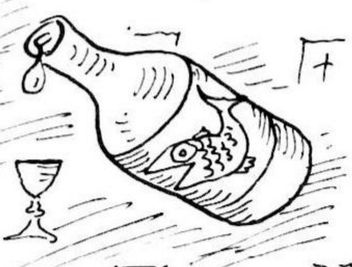
Wenn alle Brünnlein stinken...

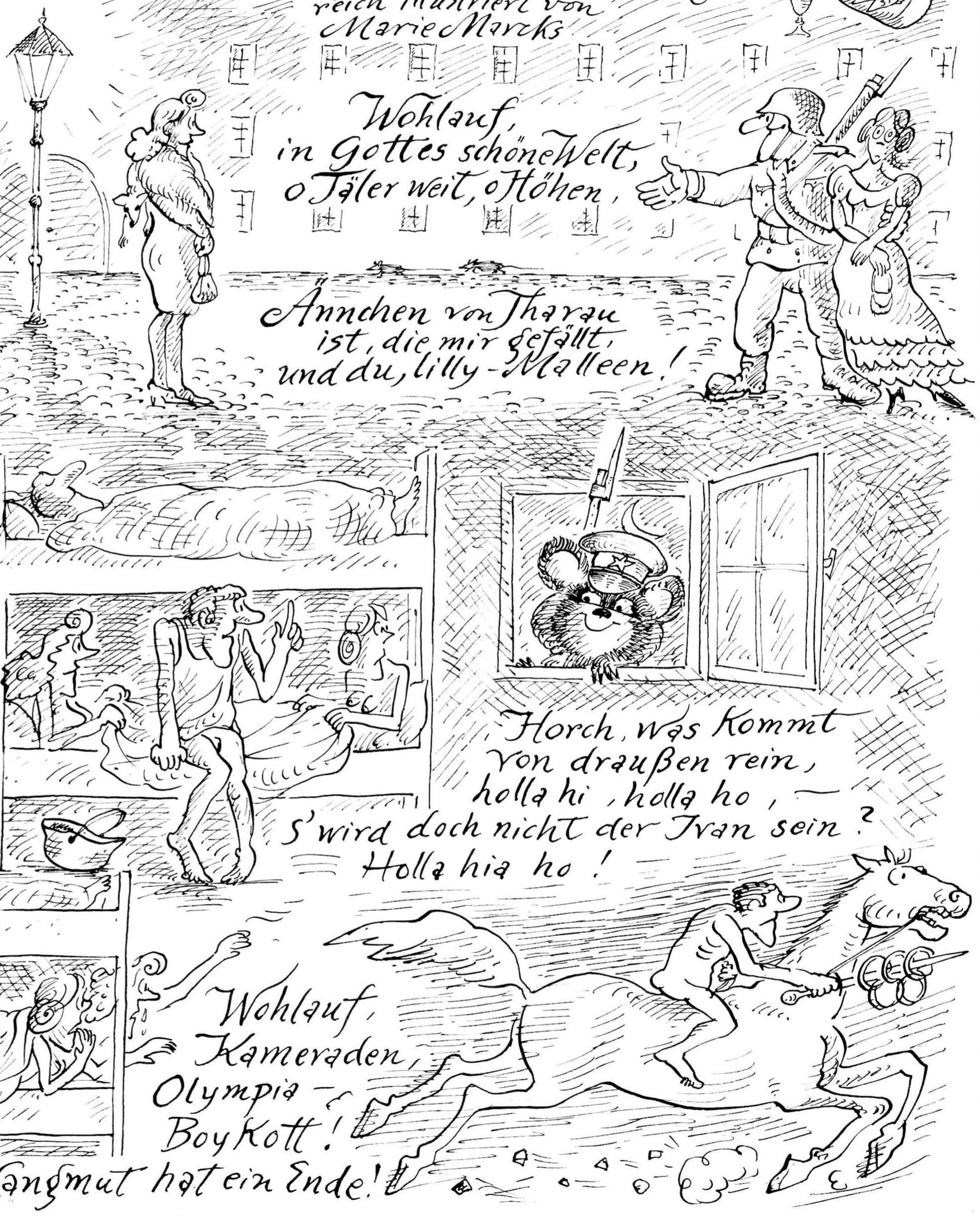
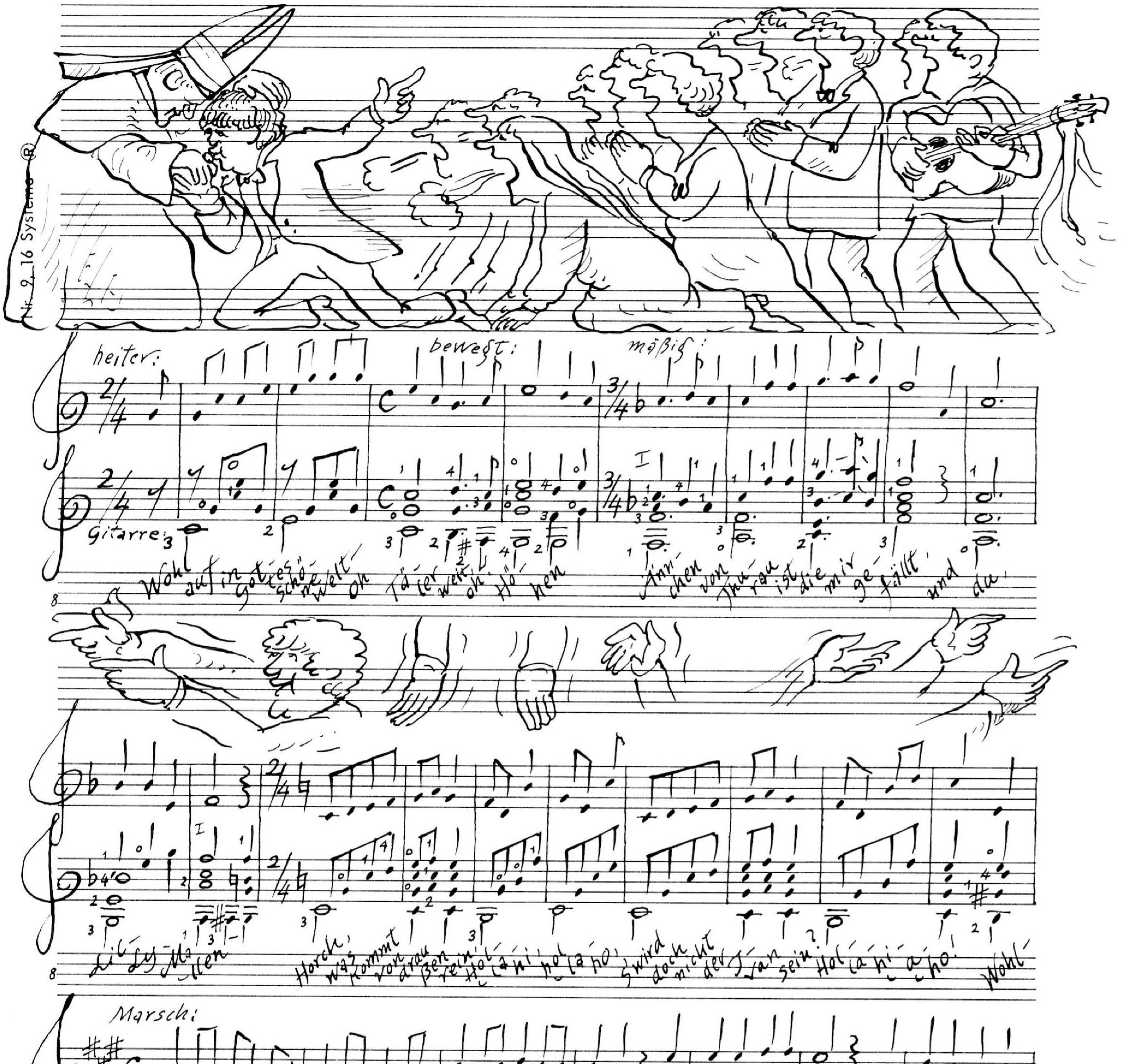
Singebuch für die Fischli-Chöre

arrangiert von Sebastian Krauch

reich illustriert von

Marie Marcks





Nr. 9, 16 Systeme ®
heiter:
bewegt:
mäßig:
Gitarre:
Wohl auf in Gottes schöne Welt oh Täler weit, oh Höhen
Ännchen von Tharau ist die mir gefällt, und du
Lily Marleen
Horch, was kommt von draußen rein! Holla hi, holla ho, 's wird doch nicht der Jan sein! Holla hi a ho!
Wohl
Marsch:
auf Kameraden Olympiaboykott! Die Landmaut hat ein Ende!
Nun danket alle Gott, nun muß sich alles
langsam:
wenden.
Komm süßer Tod, ach, komm doch her, ...
Star Nr. 9, 16 Systeme ®

Nun danket alle Gott,
nun muss sich alles, alles wenden!

Das Gold,
es steigt,

14 Karat

Der Dollar fällt,

schenk ein den Wein, den holden ....

horch nur, rawdu rawdu!

wie
Nachbars
Hündlein bellt

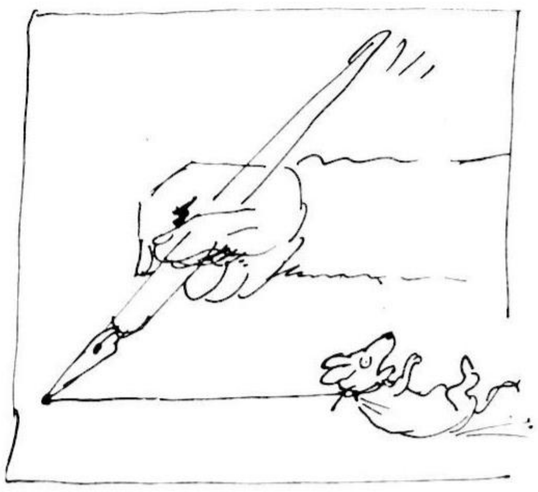
Führer, befiel, - wir folgen!
Komm' süßer Tod,
ach, komm doch her!

Schallt's aus
dem Deutschen Walde —

Die Straße frei! Volk ans Gewehr
— Wart' nur, bald ruhest du, — balde!

Hermann L. Gremliza's

konkret ex-press



In der »Frankfurter Allgemeinen«, Zeitung für Bildungsbürger und andere Analphabeten, klagt ein **Karl Korn:**

Sprache hat in diesem Lande kein hohes Ansehen. Hat man schon einmal vernommen, daß ein Inhaber und Hüter der Kulturhoheit einen erfahrenen, verdienten Lehrer der deutschen Sprache, ihrer Grammatik, ihrer Wörter und Wortbedeutungen gekannt, erwähnt, gefeiert, für das Verdienstkreuz vorgeschlagen oder mit einem Preis ausgezeichnet hätte?

Danke, zu gütig. Aber die Inhaber und Hüter der Kulturhoheit haben einfach Angst, ich könnte mit dem Verdienstkreuz Jojo spielen und das Preisgeld an die internationale Vietnam-Solidarität weiterleiten. Oder meint der Korn etwa gar nicht mich? Meint er sich, den verdienten Lehrer der deutschen Sprache, der da fortfährt:

Was ist das für eine ausgelaugte Sprache voller Organisationsschematismen.

So richtig voll ausgelaugt, oder aus vollgelaugt oder irgendwas in der Richtung. Er probierts noch einmal:

Was aber gesehen werden muß, ist die Ausblutung und Verarmung der Sprache und des Sprechens durch Planungsidiome.

Was aber gesehen werden muß, ist die Ausblutung durch Idiome ...Und der Autor dieses Satzes beschwert sich über Organisationsschematismen, anstatt vor Freude mit dem Schwanz zu wedeln, weil Sprache in diesem — unserem? — Lande kein hohes Ansehen genießt, so daß sogar ein blinder Korn noch ein Huhn in der Suppe findet.

Wie Henry Kissinger ist Wörner der Ansicht, Ausgangspunkt einer Neuorientierung der westlichen Strategie müsse das Umdenken sein, schreibt der Militär-Redakteur dieses schlecht entnazifizierten Blattes, der Oberst in Hitlers Wehrmacht **Adelbert Weinstein.** Sein Herausgeber **Johann Georg Reißmüller** brauchte sich das aber nicht sagen zu lassen, er hatte längst umdachtet:

Und dann die Sanktionen gegen Moskau. Geleitet von der falschen Vorstellung, erst das nächste Afghanistan wäre der Ernstfall, sind die meisten europäischen Regierungen wochenlang Entscheidungen ausgewichen. Doch nun kommt wenigstens in der Bundesrepublik etwas in Bewegung ... Die Bevölkerung hat sich ihren politischen Instinkt bewahrt.

Wie Reißmüller, Korn und Weinstein. Seit nunmehr mindestens siebenundvierzig Jahren. Ein wahrlich bomben- und todsicherer Instinkt, erprobt von Stalingrad bis Santiago, woher der »FAZ«-Korrespondent im Juli 1979 meldete:

Chile: Trotz Aufschwung bleibt die hohe Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaftspolitik müßte auf neuen Kurs gehen. Dazu gehört vor allem das ungebändigte Problem der hohen Arbeitslosigkeit.

Dem man aber mit Tigerkäfigen beikommen könnte, da es sich zumeist um Kreaturen handeln dürfte, für die — wie ein Freund des chilenischen Aufschwungs sagen würde — die für Menschen gemachten Gesetze nicht anwendbar sind. Schon im Januar 1980 konnte der chilenische FAZist, der sich zuerst nur »wop« nannte, nun aber seinen ganzen Willy Otten Philippengracht herausließ, Vollzug melden:

Der neue Wirtschaftskurs in Chile hat zu beachtlichen Erfolgen geführt.

Das mit dem neuen Kurs wollte sich der Pinochet halt nicht noch einmal sagen lassen. Was tut man nicht alles, um den Reißmüllers eine Freude zu machen. Und den **Frommes,** mit Vornamen **Friedrich Karl,** wie Flick, die, wenn sie nicht in Staatsschutzgeschäften unterwegs sind, bei Hüterlis der Kulturhoheit um ein Verdienstkreuz antichambrieren und, ganz nebenbei, bei mir um den Theo Sommer-Gedächtnispreis:

Die Partei, viel gescholten dafür, daß sie einerseits ein kleiner Hecht im Teich der fetten Karpen der großen Volksparteien sein will, ... ist also auf schmerzlich-schöne Weise eingekeilt in ihre Ministerwagen.

Der Verleger der »Zeit« sucht einen Nachfolger. Hier ist er.

»**Vorwärts**« — und nicht vergessen:

So einfach ist das nicht: Kommunisten muß man politisch bekämpfen, nicht aber mit fragwürdigen Methoden der Staatsgewalt. Und wenn Kommunisten einen Mißstand aufdecken, dann bleibt es auch dann ein Mißstand, wenn er von Kommunisten aufgedeckt wurde.

Da ist die sozialdemokratische Wochenzeitung aber auf einem ganz gefährlichen Weg, an dessen Ende sie auf die Frage stoßen könnte, was mit dem Mißstand sei, den dieser Kommunist Marx aufgedeckt hat. Und das vor Helmuts Thron. Jungejunge ...

Dies ist **Thomas Kielinger** von der »Welt«, ein weiterer Bewerber um den silbernen Theo am Band:

Jimmy Carter schafft es in diesen Tagen, Afghanistan wie Pearl Harbour vor sich herzutragen. Er hat das Gefühl der akuten Bedrohung in der Seele des Volkes aufgepflanzt ... Das bringt besonders die Präsidentschaftskandidaten in die Zwickmühle. Eigentlich hätten sie die Aufgabe, Carter ordentlich Saures zu geben.

Auf das Süße, das er vor sich hertragend in der Volksseele aufgepflanzt hat. Perfekt. Nur für »Zwickmühle« hätte Theo was Lateinisches genommen.

Axel Springer junior, berichtet Axel seniors »**Bild**«, habe als Zehnjähriger ein Erlebnis gehabt:

Beim Spaziergang wollte er vom Vater »nur 50 Pfennig«. Der Vater wies zum Bahnhof, wo ein Händler die »Bild«-Zeitung verkaufte, die damals noch einen Groschen kostete. »Siehst du den Mann?« fragte er Axel. »Er verdient an jedem Exemplar, das er verkauft, zwei Pfennig. Laß uns warten, bis er fünfzig Pfennig verdient hat.«
Der Verleger und sein Sohn warteten in der Kälte 40 Minuten, bis die 25. Zeitung verkauft war. Dann erhielt Axel die fünfzig Pfennig.

Dazu fällt mir nur noch Herbert Weichmann ein, einer der sozialdemokratischen Beistrichgreise des Konzerns, der zwei Tage nach Erscheinen der Geschichte vom Verleger, der vierzig Minuten in der Kälte stand, in der »Welt« die erlösende Formel fand:

Die Ausbeutung aller durch alle muß endlich aufhören.

Auch die der Verlegersöhne, die vierzig Minuten in der Kälte warten müssen, bis ein Zeitungsverkäufer ihre 50 Pfennig verdient hat.

Da »Dissident« als Berufsbezeichnung immer noch nicht voll anerkannt ist — selbst die Promotion zum Dr.dissi.dent. ist noch nicht möglich, eine Schande Herr Kultusminister Maier! —, ist es nicht leicht, den **Reiner Kunze** auf den Begriff zu bringen. Doch die »Frankfurter Allgemeine« hat es gewagt:

Der Dichter Reiner Kunze

schreibt sie, als ob es gar nichts wäre. Und zum Beweis druckt sie einen Brief ab, den der frischgebackene Dichter ihr geschickt hat. Und der geht so:

Mein Herr, leider ist es mir verwehrt, Ihnen auf direktem Weg zu antworten. Die Tatsachen: vor zwei Jahren verkündete der damalige bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel die Stiftung des Bayerischen Filmpreises ... Auf diese Parallele werde ich nicht eingehen. Sie liegt auf demselben Niveau wie der Versuch ... Ich möchte jedoch davor warnen, dumpfen Emotionen dumpfe Emotionen mit umgekehrtem ideologischen Vorzeichen entgegenzusetzen ... Gegensätzliche Meinungen kann ich nur innerhalb dieser Demokratie äußern, und wenn mir diese Äußerungsmöglichkeiten beschnitten werden, kann ich mich nur innerhalb dieser Demokratie dagegen wehren.

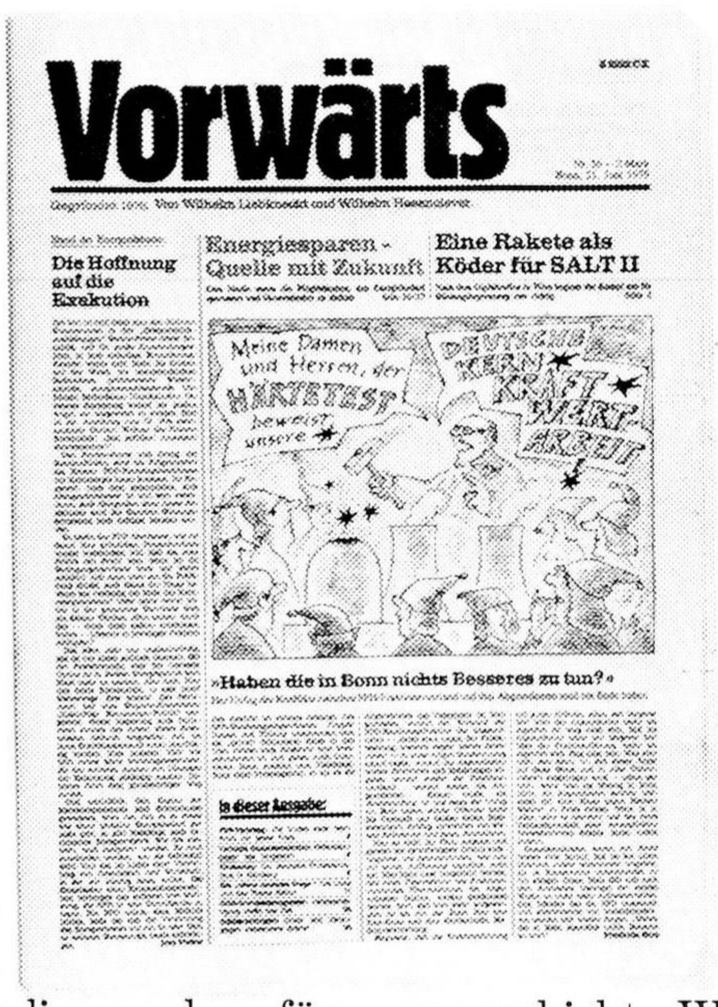
ZEICHNUNGEN: TOMI UNGERER

JETZT NOCH NEUER!

KONKRET HEFT 4 ERSCHEINT AM 27. MÄRZ '80

Lesen Sie drei Wochen unverbindlich eine Wochenzeitung, die der Zeit in manchem voraus ist.

Um es gleich zu sagen, Sie finden im Vorwärts weder die Rezension farbenprächtiger Handbücher für Schmetterlinge, noch verlangen wir von Ihnen, daß Sie 30 Seiten Stellenangebote mitbezahlen. Aber, was es mit dem neuen Film von Werner Herzog auf sich hat oder mit einer Ausstellung für Landschaftsmalerei im Münchner Lenbachhaus, das können Sie im Vorwärts nachlesen.


Vorwärts

Die Hoffnung auf die Exekution

Energiesparen - Quelle mit Zukunft

Eine Rakete als Köder für SALT II

Meine Damen und Herren, der NIKOTEST beweist unsere

DEUTSCHE KRAFT WERK ARBEIT

»Haben die in Bonn nichts Besseres zu tun?«

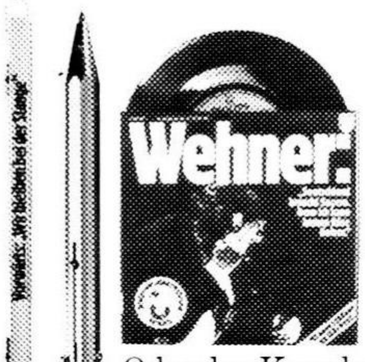
In dieser Ausgabe:

Wenn das neu für Sie ist, dann liegt es nahe, gleich mit einem weiteren Vorurteil aufzuräumen: dem extrem linken. Die Wahrheit ist, wir stehen dem Gedankengut der deutschen Sozialdemokratie nahe. Wer das allerdings schon für extrem links hält, der wird keinem grün sein, der nicht tiefschwarz ist.

Natürlich ist es unsere Sache, die politische Bewußtseinslage in Deutschland kritisch zu durchleuchten. Aber sollte nicht genau das ein Angebot für alle sein, die noch nicht unter der neuerdings grassierenden politischen Schlafkrankheit leiden?

Unsere Perspektiven sind deutlich, und der Name unserer Zeitung ist unsere Richtung. Wenn Sie für Meinungen offen sind, in jeder Woche über das Wesentliche informiert sein wollen, ohne einen Mammut-Folianten von Zeitungspapier zu durchforsten, dann kann der Vorwärts eine echte Alternative für Sie werden. Wichtig ist natürlich, daß Sie sich davon Ihr eigenes Bild machen. Deshalb unser Coupon.

Völlig unverbindlich erhalten Sie von uns drei Wochen lang den Vorwärts zugeschickt. Wenn Sie sich nicht zum Abonnement entschließen können, benachrichtigen Sie uns einfach innerhalb von zehn Tagen, damit wir die Zustellung stoppen können. Der Versuch kostet nichts. Aber er kann Ihnen eine Reihe von Perspektiven eröffnen, mit denen Sie Ihrer Zeit in manchem voraus sind.



PROBIER-COUPON

Bitte einsenden an: Neuer Vorwärts Verlag, Postfach 200910, 5300 Bonn 2

Schicken Sie mir drei Wochen lang kostenlos und unverbindlich den Vorwärts. Wenn Sie danach nichts von mir hören (innerhalb von 10 Tagen), erhalte ich den Vorwärts wöchentlich zum Preis von DM 84,– pro Jahr.

Gleichzeitig erhalte und behalte ich die Vorwärts-Platte ◄ mit dem Strauß-Wehner-Rededuell. ◯

Oder den Kugelschreiber, Goldplaque, 4 Farben, als Lohn fürs Nachdenken. ◯

Oder die Zeitungs-Stange, die den Vorwärts hält. ◯

(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

Name _____

Straße _____

Ort _____

_____

Unterschrift K3

© Levi Strauss & Co. 1980.

Auf den Leib geschrieben.

Levi's Jeans sind anders als die andern.
Levi's anziehen und gut aussehen ist eins. Diese Jeans sind eine Klasse für sich.
Der ideale Schnitt, die bekannte Qualität,
eine Vielfalt an Stoffen, Farben und Paßformen. Levi's sitzen wie angegossen - auf Schritt und Tritt.
Levi's Jeans haben eben das gewisse Etwas. Das übersieht man nicht.
Pflegen Sie Ihren Stil, den Levi's Stil. Der ist Ihnen auf den Leib geschrieben.

LEVI'S®

QUALITY NEVER GOES OUT OF STYLE.